



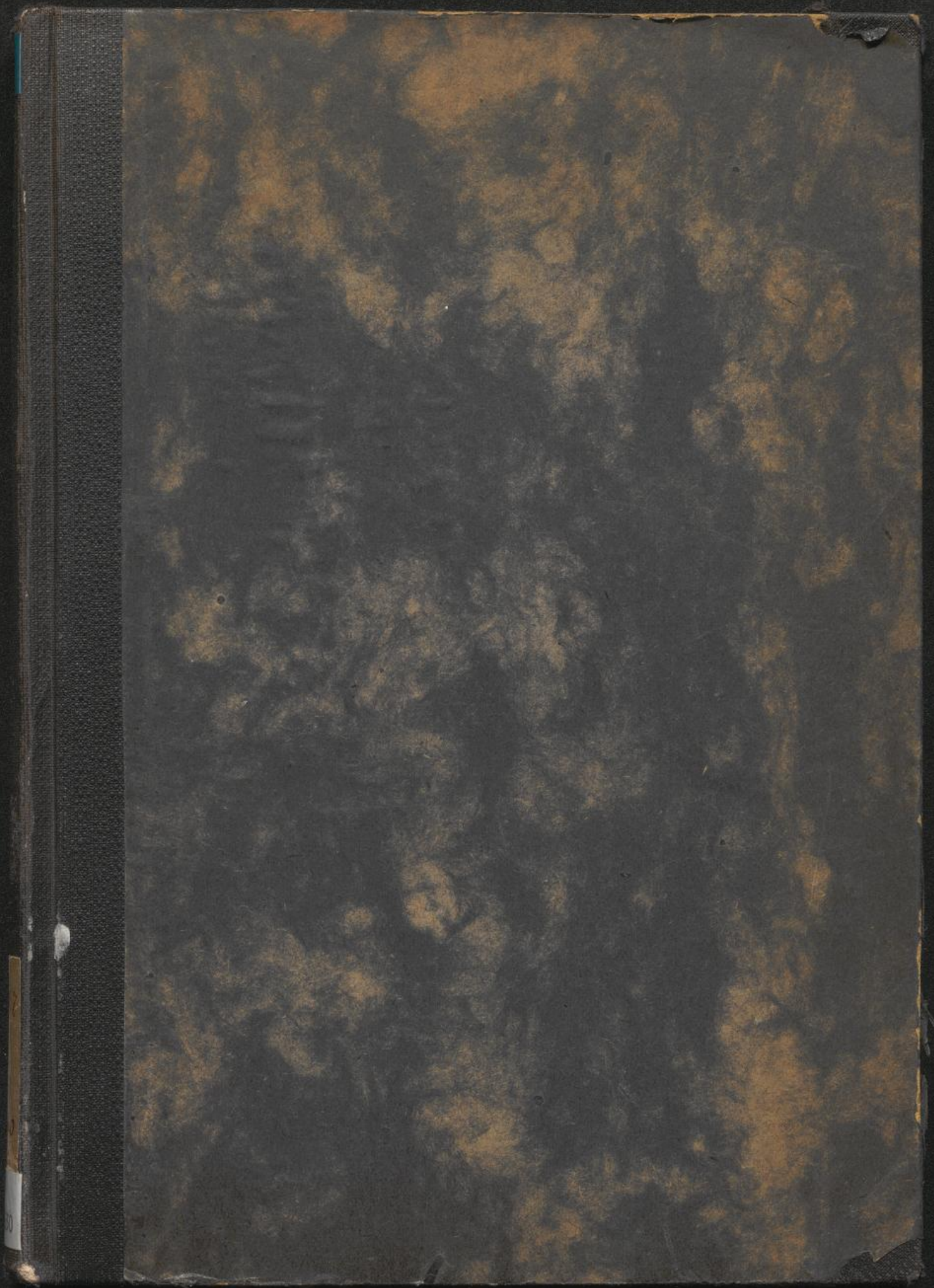
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

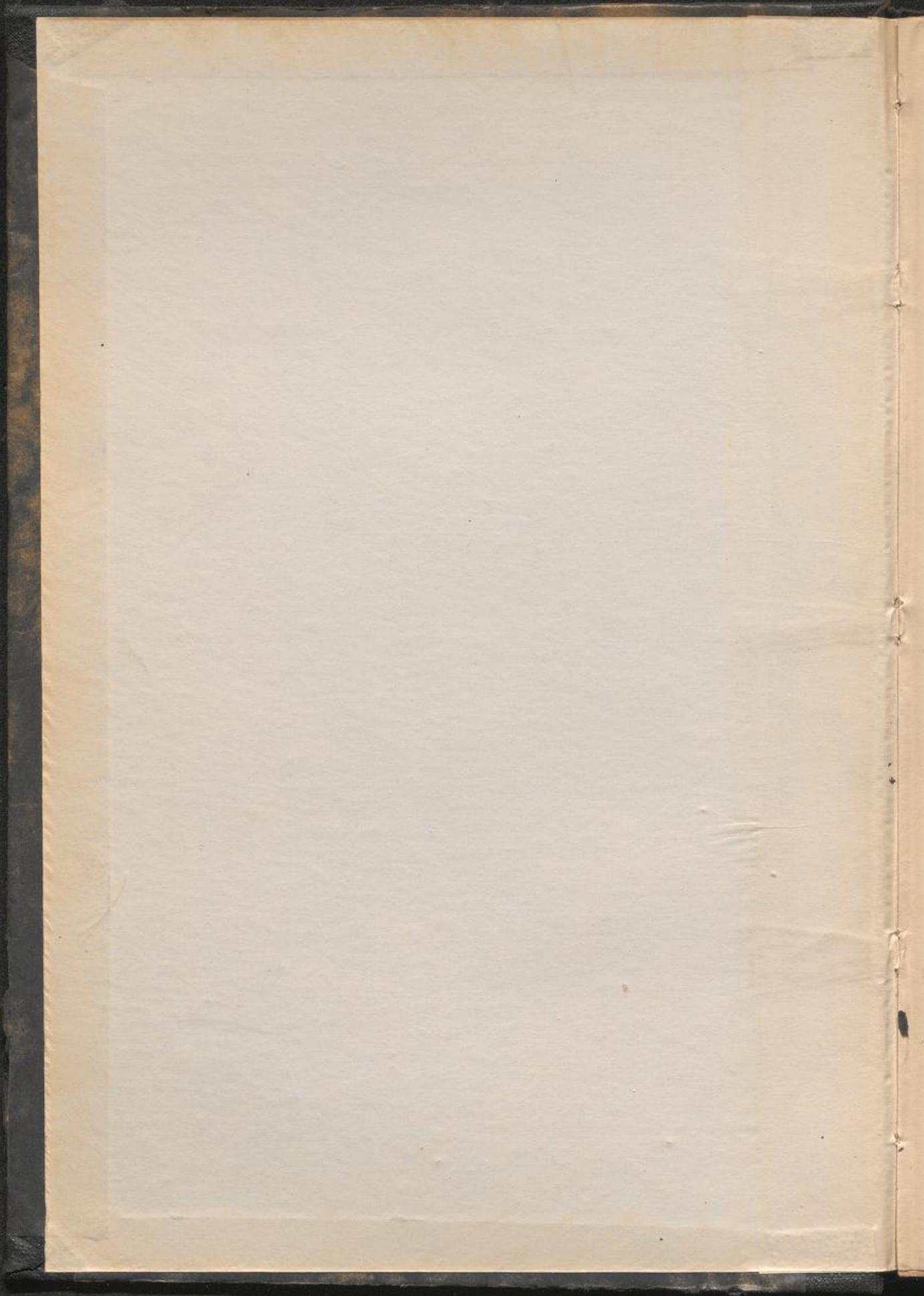
Die deutsche Vorgeschichte

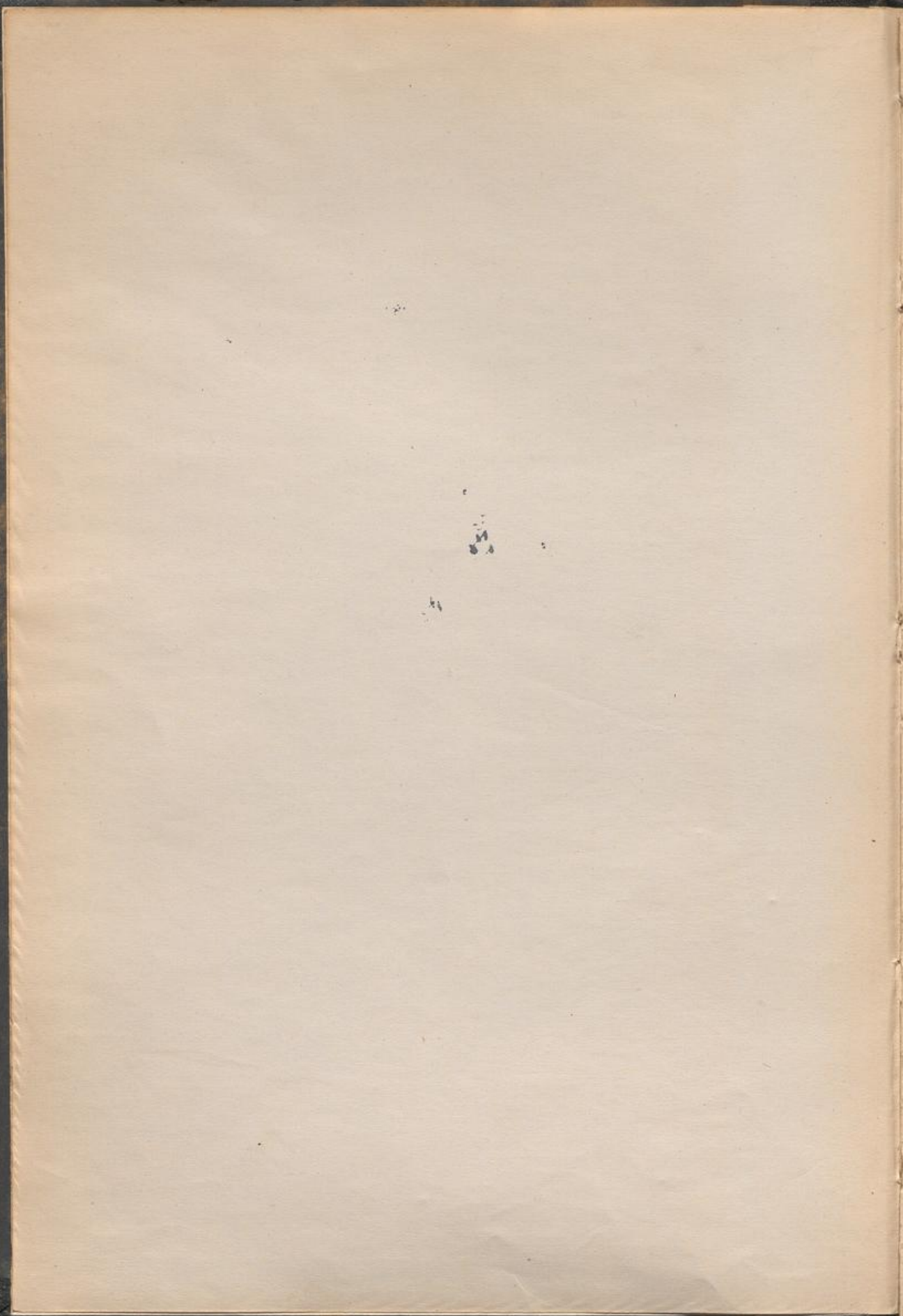
Kossinna, Gustaf

Leipzig, 1921

[urn:nbn:de:hbz:466:1-75833](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-75833)







EK ~~7577~~
HK 1640/d

Mannus-Bibliothek

herausgegeben von Professor Dr. Gustaf Kossinna

Nr. 9

Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft

Don

Gustaf Kossinna

3. verbesserte Auflage

Mit 456 Abbildungen im Text und auf 50 Tafeln

03
M
18630



Leipzig
Verlag von Curt Kabitzsch
1921

EK 415
K A^{VII}/K7

Handwritten marks in red and black ink at the top left corner.

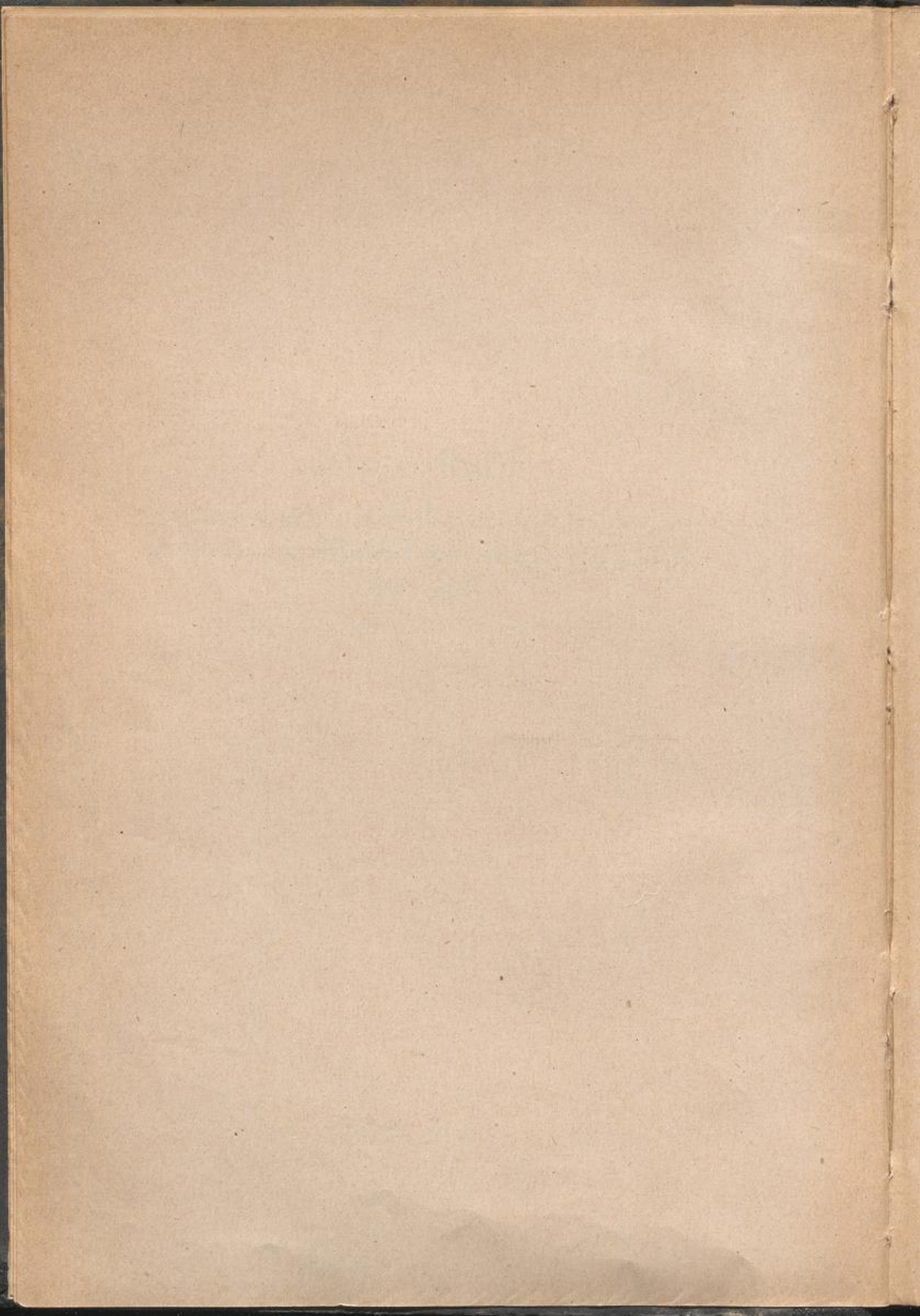
Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

DRUCK VON OMNITYP-GESELLSCHAFT, NACHFOLGER VON L. ZEHNALL, STUTTGART.

Handwritten marks in red and blue ink at the bottom left corner.

Weihegabe

an das deutsche Volk als Baustein zur Wiederaufrichtung
des außen gleicherweise wie innen zusammengebrochenen
Vaterlandes.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Dorbemerkung zur 3. Auflage	VIII
Dorrede zur 2. Auflage	1—6
Unsere heutige Kulturhöhe eine Schöpfung altgermanischer Rassen- tätigkeit S. 3—6.	
1. Einleitung	7—12
Landläufige Meinungen über die Kulturhöhe der germanischen Urzeit in der Gegenwart S. 7, im 18. Jahrhundert S. 10. — Entwicklung der Vor- geschichtsforschung S. 10.	
2. Steinzeit.	13—42
Megalithgräber, ihre Heimat in Nord- und Westeuropa S. 13, ihre Aus- breitung von Portugal längs der Küsten des Mittelmeeres nach Vorderasien S. 14. — Indogermanischer Leichenbrand in Mitteleuropa entstanden S. 15. — Nephrit- und Jadeitbeile aus dem mitteleuropäischen Hochgebirge, nicht aus Asien S. 16. — Das Pferd als Haustier zuerst bei den östlichen Nordindo- germanen, erst von hier durch die Indoiranier nach Vorderasien gebracht S. 16. — Erfindung der europäischen Schriftzeichen im steinzeitlichen West- europa; grundlose Überschätzung der Phönizier, die keine eigengeschaffene Kultur besessen haben S. 17. — Keramik der Indogermanen S. 18; der Nord- indogermanen: Nordwestdeutsche Megalithkeramik S. 24; Elbmegalith- keramik S. 25; Mollenberg-Burger Stil S. 25; Rössener Stil S. 27; Anhalter (Latdorfer) Stil S. 28; Schnurkeramischer Stil S. 29; Kugelflaschenstil S. 30; nordostdeutsche Keramik S. 30; südwestdeutsche Stichteramit: Rössener Stil S. 33; (Hinkelsteinstil S. 35;) Friedberger und Eberstadter Stil S. 35; Großgartacher Stil S. 35. — Keramik der Südindogermanen: Spiralkeramik S. 38; Jordansmühler Stil S. 41; Stichtreihenstil S. 41; osteuropäische Spiralkeramik S. 41. — Nordindogermanische Streithämmer aus Stein S. 42; nordische Feuersteinwaffen S. 42.	
3. Bronzezeit	43—132
Hinfälligkeit der Ansichten über asiatischen Ursprung der Erfindung der Bronze S. 44. — Die Gerätformen der mittel- und nordeuropäischen Bronze- kultur nicht durch die Kelten erdacht S. 45; noch weniger durch Phönizier S. 46; oder durch Etrusker S. 49. — Die Bronzen selbst nicht eingeführt, sondern einheimisch; technische Gründe S. 50. — Zurückbleiben der Ger- manen in der Keramik S. 51. — Bronzeerfindung in Westeuropa S. 54. — Die germanischen Bronzen in Form und Verzierung die hervorragendsten in ganz Europa S. 54. — Geringeren Wert besitzen die Bronzen der Kelten in West- und Süddeutschland S. 57 und in Ostfrankreich S. 59; ebenso die	

Bronzen Großbritanniens S. 59; ebenso die Bronzen der Illyrier in Westungarn S. 60, in Nord-Österreich S. 62, in Ostdeutschland S. 62, sowie die der Italiker S. 65. — Fremdartig steht diesen europäischen Kulturen die kretisch-mykenische Kultur gegenüber S. 65. — Überlegenheit germanischen Kunstsinns in der Gestaltung der Waffen, namentlich der Schwerter S. 67, und des Goldschmucks des Kriegers S. 67, sowie des reichen Bronzeschmucks der Frau S. 71. — Die „Luren“ S. 73; Dichtkunst und Musik S. 74. — Denkmäler der Verehrung des Himmels- und Sonnengottes in der Steinzeit S. 75, in der Bronzezeit S. 78. — Die skandinavischen Felsenzeichnungen als Zeugnisse der Gottesverehrung: die Sonnengötter-Dreierheit S. 82, das Brüderpaar des Sommer- und Wintergottes S. 87; Verschmelzung beider Gruppen S. 91. — Urzeitliche „Echtheit“ der germanischen Religion S. 96. — Einwirkung der Kelten auf die Germanen in Nordwestdeutschland S. 99, und umgekehrt S. 100; ebenso der Illyrier auf die Germanen in Nordostdeutschland S. 100, und umgekehrt S. 101. — Großartigkeit der germanischen Spiralverzierung, die alleinheimischer Besitz und nicht unter mykenischem Einfluß entstanden ist S. 102. — Die germanische Sicherheitsnadel nicht Nachahmung der italischen S. 108, sondern einheimische Erfindung S. 110, sogar das Vorbild der italischen Sicherheitsnadel S. 112. — Zeitbestimmung: italische Periode III a + III b der Bronzezeit entspricht der germanischen Periode II c + III a S. 117. — Älteste griechische Sicherheitsnadeln S. 121, mykenische Bügeltannen S. 123, italische Bronzedolche S. 124. — Germanische Griffzungenschwerter S. 124, die Abart mit oberem Jungenfortsatz S. 127. — Zeittafel der germanischen und italischen Bronzezeit S. 130.

4. Eisenzeit 133—233

Die Zeit des Aufkommens der Eisentechnik in Europa: Geschichte der Frage S. 133; früher für Südeuropa weit überschätzt, tatsächlich dort nicht viel älter, als in Mitteleuropa S. 135. — Die germanischen Fibeln der römischen Kaiserzeit einheimisch germanische Schöpfung S. 137. — West- und Ostgermanen S. 138. — Die Entstehung der Wandfibeln S. 139. — Der Klimasturz in früher Eisenzeit S. 143. — Die Burgunden S. 145. — Die Goten S. 145. — Die Basternen S. 147. — Fibeln mit Rollentappe S. 148. — Augenfibeln S. 150. — Kräftig profilierte Fibeln S. 152. — Armbrustfibeln mit hohem Nadelhalter S. 152. — Fibeln mit umgeschlagenem Fuße S. 154. — Scheibensfibeln S. 158. — Durchgehende Entwicklungsmerkmale dieser germanischen Fibeln S. 158; Stilrichtungen S. 159. — Weiblicher Hals- und Armschmuck aus Edelmetall S. 161. — Der hannoversche Tierkopf und die Nydamfibeln S. 163. — Herkunft und Übersiedlung der Angelsachsen und Jüten nach England in archäologischem Lichte S. 164. — Der hannoversche Tierkopf auf schwedischen Goldarmbändern S. 166. — Gürtelschnallen S. 168. — Germanische Keramik vom Ende der vorrömischen Zeit (Latènezeit); Drehscheibengefäße S. 169; Entwicklung des Mäanders bei West- und Ostgermanen S. 170. — Germanische Keramik der römischen Kaiserzeit: Fortbildung des Mäanders bei Ostgermanen S. 174, bei Westgermanen S. 177. — Germanische Eisenwaffen, insbesondere verzierte, der vorrömischen Zeit: Schwert S. 178, Lanze S. 182, Schild S. 185. — Germanische Waffen zur römischen Kaiserzeit: Schild S. 186, Schwert S. 190, Lanze S. 190; verzierte Lanzenspitzen S. 191. — Germanische Reiterei, Reitkunst, Pferdezucht S. 194; Sporn S. 195; Aufzäumung S. 197; Reiterausrüstung S. 200.

— Germanische Trinkhörner S. 202. — Die Germanen im Urteil des Altertums S. 205. — Äußere Erscheinung der Germanen S. 206. — Germanen in Bildwerken des Altertums S. 206. — Basternen und das Triumphdenkmal zu Adamklissi entstanden um 28 vor Chr. S. 206; sein Aufbau S. 208; die Inschrift S. 209. — Basternenbilder der Zinnen und der Metopen S. 211. — Basterne Somzée S. 212. — Basterne der Trajanssäule S. 214. — Büste eines alten Germanen aus Brigetio S. 214. — Germanenbilder der Markus-säule S. 215. — Pariser Germanenjüngling S. 217. — „Thusnelba“ S. 217. — Andere Darstellungen der trauernden „Germania“ (London, Rom, Mainz) S. 218. — Tracht der germanischen Frau; die Hofentracht ist nur ein künstlerisches Sinnbild des Landes in Kriegszustand, stellt nicht die wirkliche Tracht der germanischen Frau dar S. 218. — Darstellungen anderer Völker auf Bildwerken des Altertums: Galater S. 222; Skordiste S. 222; Daker S. 223; Geter S. 223; Myser S. 224; Thraker S. 224. — Verfehlte Ansicht der klassischen Archäologen, daß das Denkmal zu Adamklissi aus trajanischer Zeit stamme S. 225. — Vorgesichtsforschung und klassische Archäologie S. 226. — Tracht und Bewaffnung der Römer am Denkmal von Adamklissi verglichen mit der Trajanssäule S. 230. — Die Germanen seit Vorzeiten ein körperlich, geistig und sittlich hochstehendes Volk S. 232.

5. Schluß	235—239
Bewertung der Museen für Vorgeschichte durch die Museumsleitungen S. 235. — Verständnislosigkeit der höchsten wissenschaftlichen Behörden gegenüber der hohen nationalen Bedeutung der Wissenschaft der Vorgeschichte S. 237.	
Anmerkungen aus der ersten Auflage	240—242
Register (von E. Sneathlage)	243—255

Vorbemerkung zur 3. Auflage.

Die dritte Auflage dieses Buches kann ich nur mit ungefähr denselben Worten hinausgehen lassen, die ich der im vorigen Jahre erschienenen neuen Ausgabe der „Herkunft der Germanen“ auf den Weg mitgab. Ich habe dem mehr als zweijährigen Drängen des Herrn Verlegers, die Neubearbeitung des längst vergriffenen Wertes zu vollenden, zu der ich bereits mehrere hundert neue Abbildungen hatte anfertigen lassen, wegen anderweitiger Arbeitsüberbürdung schließlich nur in der Weise, wiederum mit großem Widerstreben, nachgeben können, daß ich einen Abklatsch der zweiten Auflage zuließ. Trotzdem aber hat hier, anders als in der „Herkunft der Germanen“, eine durchgängige Nachbesserung des gesamten Textes stattgefunden. Ja, das Verfahren des Abklatschumdrucks hat heute derartige technische Fortschritte gemacht, daß ich innerhalb des Abschnittes „Steinzeit“ sogar größere Umarbeitungen nicht nur der Tabellen, sondern im Einklang damit auch des gesamten Textes dieses Abschnittes habe vornehmen können. Freilich eine Schranke hatten diese Besserungen: sie mußten sich innerhalb des durch die zweite Auflage gegebenen Raumes halten. Es durften also weder größere Streichungen stattfinden, auch dort nicht, wo die jetzige Fassung meinen Wünschen oder Überzeugungen nicht mehr voll entspricht, noch auch wesentliche Vermehrungen des Textes.

Darum möchte ich hier die Gelegenheit wahrnehmen und wenigstens noch auf einen Punkt hinweisen, der mit meiner neuen Auffassung vom Ursprung der Germanen zusammenhängt, ja ein unmittelbares klärendes Ergebnis dieser Auffassung darstellt, jedoch im Texte (S. 52f.) nicht erwähnt werden konnte. Ich meine das Rätsel der Unfähigkeit der Germanen zur Schöpfung besserer Tonware während des ersten Jahrtausends ihres Bestehens, eine Unfähigkeit, die in schreiendem Widerspruch steht zu dem gleichzeitigen hohen Können der Germanen auf dem Gebiete des Bronzegusses, der bei ihnen sofort zur europäischen Höchstleistung emporsteigt.

Die Germanen sind das Ergebnis einer Überslutung der ostjütländischen und westschwedischen reinen Nordindogermanen, der Nachkommen der Ellerbek-Bevölkerung (Mannus, Bd. 11/12), durch die binnenjütländischen und ostschwedischen Finno-Indogermanen, d. h. durch die indogermanisch beeinflussten, wohl auch indogermanisch gemischten Nachkommen der Dobbartin-Bevölkerung (Herkunft der Germanen², S. 27). Es handelt sich hier also um eine Mischung von Nordindogermanen und Finno-Indogermanen unter starkem Übergewicht der letzteren. Die von der Ostsee nach Mitteleuropa abgewanderten Teile der Nordindogermanen, besonders diejenigen, aus denen später die Illyrier und Kelten hervorgehen, nehmen die hohe Begabung der Nordindogermanen zu vollendeter Keramik mit in ihre neuen Sitze. Was dagegen die Streitärte aus Selsgestein anlangt, so vermögen sie den Hochstand der Schöpfungen der Finno-Indogermanen nicht einmal in der Nachahmung zu erreichen. So erklärt sich ihre spätere Minderleistung im Bronzeuß gegenüber den Germanen, bei denen eben die Begabung zu kunstvoller Gestaltung von Waffen und Schmud ein Erbe aus dem finno-indogermanischen Zweig ihrer Vorfäter war. Dieses Erbe machte sich zunächst in der Zeit des Ausklangs nordischer Steinzeit nach Verfall der Streitartformen im Hochstand der Feuersteingeräte (Dolche, Pfeilspitzen, Sichel) bei der Gesamtheit der neuerstandenen Germanen geltend und übertrug sich dann bald auf ihre Bronzechnik. In der Tonware dagegen waren die Binnenjütländer nie zu wesentlicher eigener Schöpfung gelangt, sondern begnügten sich stets mit der Abwandlung der einzigen Form, die sie besaßen, des Bechers, der schließlich, in der Dolchzeit, wofern er überhaupt noch auftritt, zu rohester Formlosigkeit entartet ist. So war es nicht wunderbar, daß die Germanen der Bronzezeit in der Keramik ganz von vorn anfangen und während langer Jahrhunderte erst bei den Nordillyriern in die Schule gehen mußten, ehe sie zu Beginn der Eisenzeit endlich auch auf diesem Gebiete selbständig wurden.

Berlin, den 18. Januar 1921, am 50. Jahrestage der Gründung des Deutschen Reiches zu Versailles.

Gustaf Kossinna.

Vorrede zur 2. Auflage.

Das Ideal ist nicht die Inventarisierung der Träume, Gedanken, Erwerbungen der Vergangenheit, sondern das auf der Vergangenheit erwachsene wahre, der Zukunft, der Ewigkeit zustrebende Leben der Gegenwart.
Paul de Lagarde.

Nachfolgende Blätter waren in der ersten Auflage der fast unveränderte Wortlaut der Niederschrift, die dem Festvortrage zugrunde lag, womit ich die dritte Hauptversammlung der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte am 4. August 1911 zu Koblenz eröffnete (vergl. Mannus 1912, Bd. 4, S. 17 ff.). Ausgestattet war dieser Vortrag mit sechzig stark gefüllten, inhaltreichen Lichtbildern, die in dem Buche nur zu einem kleinen Teile wiedererscheinen konnten und meist durch eine neu getroffene Auswahl von Abbildungen ersetzt wurden, von denen eine größere Anzahl hier zum ersten Male veröffentlicht wurde.

Berechnet war der Vortrag durchaus für die weitesten Kreise der wissenschaftlich interessierten Welt; indes denke ich, daß auch der strengste Sachmann bei ihm auf seine Kosten gekommen ist, da er eine Reihe neuer Ergebnisse meiner Forschungen zum ersten Male bekannt machte. Ich erwähne die Einteilung und Ableitung der nordindogermanischen Kulturen der jüngeren Steinzeit in Deutschland (S. 19—32), besonders die Entwicklung der verschiedenen Kulturgruppen der Megalithkeramik, einerseits zum Rössener, anderseits zum Burg-Molkenberger, Anhalter (Latdorfer) und Schnurkeramischen Stile, endlich zum Stile der Kugelamphoren, ferner die Gegenüberstellung der verschiedenen Gestaltungen der älteren Bronzezeit in Europa, namentlich das Verhältnis der germanischen Kultur der Bronzezeit zur keltischen im Westen und Südwesten und zur illyrischen im Osten und Südosten Mitteleuropas (S. 54—66), wofür ich gleichzeitig auf meine Schrift über „Die Herkunft der Germanen“ (Mannusbibliothek Nr. 6) verweisen

muß. Ich erwähne weiter meine Behandlung des Spiralmotivs der älteren Bronzezeit (S. 102—108) und des Ursprungs der nordisch-germanischen, wie der oberitalischen Sicherheitsnadel der Bronzezeit (S. 108—124), wobei ich zum ersten Male die Auffassung begründete, daß die oberitalische Sicherheitsnadel eine Umbildung der germanischen ist. Ich erwähne endlich noch, was ich über die germanischen Drehscheibengefäße der Latènezeit in Mitteldeutschland (S. 166 f.), über die Mäandermuster auf germanischen Tongefäßen (S. 170—177) und über die antiken Darstellungen von Germanen (S. 206 ff.) an Neuem mitteile.

Sand schon der schnell verfallende Vortrag in Koblenz einen geradezu stürmischen Beifall, so hat seine Veröffentlichung in Buchform noch ganz andere, weitergehende und nachhaltigere Wirkungen erzielt.

Diese Schrift hat einen überraschend starken und freudigen Widerhall im deutschen Volke hervorgerufen: trotz ihres nicht geringen Preises war die Auflage von tausend Exemplaren in zehn Monaten vergriffen. Dem Drängen des Verlegers, das ungeminderte Verlangen nach der Schrift durch Aussenden einer neuen Bearbeitung zu befriedigen, konnte ich anfangs wegen Spezialforschungen, die mich ganz in Beschlag nahmen, und bald darauf wegen der Untersuchungen, die sich an den neuen Goldfund von Eberswalde knüpften, nicht Folge leisten.

Inzwischen ist nun meine Schrift über diesen Goldfund und den Goldreichtum der Germanen in der Bronzezeit überhaupt vor einem Jahre erschienen¹⁾ und hat einen Ausschnitt aus der altgermanischen Kultur in seiner ganzen Breite vorgeführt, der besonders dazu angetan ist, die Überlegenheit dieser Kultur über die gleichzeitigen Kulturen der Bronzezeit des übrigen Europa in hellstes Licht zu setzen. Wie so manches andere Herrliche und Schöne aus der germanischen Bronzezeit hatte ich in der ersten Ausgabe dieser Schrift auch die Kunstwerke in Edelmetall und die Denkmäler der Gottesverehrung mit Stillschweigen übergehen müssen, weil ich ein volkstümliches Buch schaffen wollte und somit knappste Stoffauswahl oberstes Gesetz war.

In dieser zweiten Bearbeitung habe ich, um den Charakter des Buches als eines Volksbuches noch reiner hervortreten zu lassen, die längeren gelehrten Anmerkungen, mit denen die erste Auflage hier und da „leider“, wie ich im ersten Vorwort sagen mußte, beschwert worden war, in einen kurzen Anhang verwiesen. Sonst habe ich dem natürlichen Hange, am Geschaffenen unausgesetzt bessernd zu ändern, allenthalben in weitgehender Weise nachgegeben. Text und Abbildungen sind stark vermehrt worden; doch war mein Bestreben gleichzeitig darauf gerichtet, ein gewisses, auch

¹⁾ Der Goldreichtum der Germanen in der Bronzezeit. I. Der Goldfund von Messingwerk bei Eberswalde und die goldenen Kultgefäße der Germanen. Würzburg 1913 (Mannusbibliothek 12).

für vielbeschäftigte Leser noch leicht zu bewältigendes Maß des Umfanges nicht zu überschreiten. In der ersten Auflage kamen auf jedes der drei Zeitalter ungefähr 50 Abbildungen. In der neuen Auflage wurden die beiden älteren Perioden, die Steinzeit und die Bronzezeit, noch mehr herausgehoben, so daß erstere nun mehr als das Doppelte, letztere mehr als das Dreifache der bisherigen Darstellung an Text wie an Abbildungen für sich in Anspruch genommen haben. Für die Steinzeit weise ich auf die neue Heranziehung der ostdeutschen und osteuropäischen Kolonialerscheinungen hin; die Sachleute mögen die beiden chronologischen Tabellen nachprüfen. Insonderheit aber wurde die Bronzezeit, namentlich die ältere Bronzezeit, als derjenige Zeitabschnitt, worin die eigentlich germanische Kultur in Norddeutschland zum ersten Male ihren ganz besonderen Charakter gewinnt und zugleich dem gesamten Europa gegenüber ihre Überlegenheit in wunderbarer Klarheit erweist, noch entschiedener zum Kern- und Höhepunkt des Buches gemacht. Hinzugekommen sind hier außerdem die Kapitel über die Denkmäler der Gottesverehrung, worauf ich besonders aufmerksam mache, über die Griffzungenschwerver und das wichtige über die relative und absolute Zeiteinteilung. Die Darstellung der folgenden Zeiten, der bereits frühgeschichtlichen Periode des letzten vorrömischen Jahrhunderts und der römischen Kaiserzeit, ist freilich noch stärker vermehrt worden, als die Stein- und die Bronzezeit, was aber nicht so auffallen wird, da sie früher schon einen breiteren Raum eingenommen hatte. Hinzugekommen sind hier besonders die Kapitel: das erste Auftreten der Eisentechnik, die Entstehung der Ostgermanen, die Bewaffnung, das Reitwesen; auch mache ich auf die eingehende Darstellung des Denkmals von Adamklissi und der hier einschlagenden Fragen aufmerksam. Überall habe ich zugleich den Werdegang der Forschung in zusammenhängender Würdigung erörtert.

Wenn bei all dieser Bereicherung das Buch nun etwas teurer geworden ist, als es früher gewesen, so wird dies, denke ich, als Notwendigkeit anerkannt werden.

Trotzdem hoffe ich, daß der Wunsch sich weiter und immer mehr erfüllt, den ich der ersten Ausgabe mitgab, als ich sagte: ich möchte diese Blätter in den Händen möglichst aller Nichtfachleute wissen, mögen sie nun Hochschullehrer oder Leute ohne jede akademische Bildung sein, wenn sie nur erwärmt sind für das Altertum — für unser Altertum, für Germanentum und für wahrhaftes Deutschtum, wie es unsere Augen sehen.

Unsere heutige Begeisterung für angestammte deutsche Art hat wahrlich nichts zu tun mit bloßer Gefühlschwärmerei, sondern ruht auf dem tiefen, sichern und unverrückbar festen Grunde mächtig erweiterter geschichtlich-naturwissenschaftlicher Erkenntnis.

Noch der von uns hochverehrte Paul de Lagarde konnte in seinen Deutschen Schriften (Gesamtausgabe letzter Hand. 4. Abdruck, Göttingen 1892,

S. 24) in den Jahren 1853 und 1874 sagen: „Das Deutschtum liegt nicht im Geblüte, sondern im Gemüte“. Heute wissen wir es anders und bekennen laut: das Geblüt macht erst das Gemüt. Nichts wären wir heute von dem, was wir sind und was Großes in uns steckt und noch weiter aus uns hervorzubrechen mag, hätten wir nicht die große Erbschaft von unseren Vorvätern zu eigen. Unsere längst erloschenen Ahnen haben uns nicht nur ihr Fleisch und Blut, sondern darin auch ihre Gedanken, ihren Geist und ihren Charakter vererbt; „wir tragen noch das ganze Gewicht ihrer Fehler, wir empfangen den Lohn all ihrer Verdienste“.

Es bedarf hier keiner länger ausgesprochenen Erörterung der nun wohl sattfam bekannten Tatsache, daß die Kulturen Südeuropas und zum Teil auch des Orients ihre für die Weltentwicklung bedeutsame, wahre Höhe erst erreicht haben, nachdem die Auscheidungen zuerst aus west-, dann mitteleuropäischer Bevölkerung sich jener Gebiete bemächtigt hatten. Nun erst entstanden aus den dortigen vorgeschrittenen Zivilisationen, die lediglich eine Schöpfung des volkverdichtenden Großstadtlebens gewesen waren, wie es die naturgesegneten Gefilde jener Gegenden herausgeführt hatten, wahrhaftige Kulturen von bleibender Bedeutung. Und doch konnte der Orient und Südeuropa später den Untergang ihrer Staaten, ja ihrer Völker nicht aufhalten, sobald mit dem Verbrauch der führenden Oberschicht indogermanischen Edelblutes die Entartung des ganzen Volkskörpers eintrat.

Im größten Teile Europas blieben aber auch die von nordischer Übersichtung bedeckten Völkerschaften noch lange in dem Zustande dünngestreuter Siedelungen in kleinen Dörfern und Einzelgehöften. Da bedurfte man weder der Gesetzesparagrafen eines Hammurapi noch geschriebener Verträge für das tägliche Geschäftsleben, man bedurfte keiner Tempel für den gemeinschaftlichen Gottesdienst der Menge, noch der sog. großen Kunst. Was den Germanen beseelte, war vielmehr das innige Zusammenleben mit der Natur, obwohl nicht mit dem wilden finstern Walde, wie die anscheinend unausrottbare, aber darum nicht minder falsche volkstümliche Vorstellung es sich ausmalt. Jenen Urwald mied der Germane bei seiner Ansiedlung gerade so weit, wie wir es tun. Denn der weite, wüste Wald war von jeher der Feind des Kulturmenschen. Aufgesucht hat ihn der Germane nur und dann stets mit Lust, wenn es galt, der Jagd zu fröhnen, und stets mit heiliger Scheu, wenn er der dort unsichtbar waltenden Gottheit heimlich nahen wollte. Aber dauernd dort zu hausen, war nur der Fluch des „in den Wald Gewünschten“ des Geächteten, des friedlosen, landflüchtigen, vogelfreien Verbrechers, der als „Warg“ d. h. als Wolf sich bergen mußte, in Dickicht und Sumpf, wo er nachts nur zu leicht ein Opfer elbischer Mächte werden konnte, wie wir es in unseren alten ergreifenden Volksballaden von verirrtten Rittern so oft hören: wer kennt sie nicht die unsterblichen Namen Harald und Oluf, Erlkönig und Elbershöh, denen Karl Löwes geniale Musifgewalt eine zweite

Unsterblichkeit verlieh! Den Germanen beseelte der Hang zur Vereinzelung zum Ausleben seiner Sondertriebe; er haßte die enge Zusammenpferdung in den Steinhaufen der Städte. Weil er als Ackerbauer in stärkster Vereinzelung, auf seiner Scholle saß, hatte er Genüge in engem Kreise, erfüllt von einem fürsorglichen Betriebe der Land- und Hauswirtschaft, der nur unterbrochen wurde durch Jagd und politische Betätigung. Was unter solchen Lebensverhältnissen damals an Schönem geleistet werden konnte, haben die Germanen gezeigt, die in der Bronzezeit ohne Frage das Beste bieten, was diese Epoche überhaupt hinterlassen hat.

Wie für die andern vom Norden befruchteten Völker, so kam aber auch für den letzten Rest des in der Urheimat zurückgebliebenen Rassenkapitals des indogermanischen Europa, d. h. für die Germanen des Nordens, schließlich die Stunde, wo sie aus ihrer Zurückhaltung heraustreten und im eigenen Lande mit denjenigen weit vorgeschrittenen Kulturen sich auseinandersetzen mußten, die mittlerweile vor Jahrtausenden südwärts ausgewanderte Teile ihrer eigenen Ahnen auf fremdem Boden geschaffen hatten und nun in feindlichem Verhältnis zu dem alten Heimatgebiet und dem Muttervolk anwendeten. Jetzt erst, in der engsten Reibung mit fremder Kultur, konnten auch die am reinsten verbliebenen Germanen zeigen, was sie im Wettkampf mit der ganzen Welt zu leisten vermögen, und es kamen allmählich die Zeiten herauf, wo die deutschen und mit ihnen die anderen Germanenvölker immer mehr an die Spitze der europäischen, schließlich der Weltkultur traten, Zeiten, die dann zu der neueren Geschichte überleiten.

Aber alles, was wir in diesem Ringen von dem Germanentum auch noch erhoffen — es ist alles in ihm von Anfang an enthalten gewesen, „oft viel größer, oft so herrlich, daß es uns für die Zukunft ganz unerreichbar erscheint“ (A. Haupt).

Wo sollen wir aber unsere Ahnen besser erkennen, als in ihrer frühesten uns erreichbaren Erscheinung? also in der vorgeschichtlichen Urzeit! Und auf welchem Wege reiner als durch Betrachtung ihrer eigenen Betätigungen im Heimatlande?

All das erfahren wir nicht durch die ältere Geschichte, die uns nur die naturgemäß einseitigen und beschränkten Meinungen einzelner wenn auch einheimischer Schriftsteller über unser Volk vermittelt, und wenn es in hohes Altertum hinaufgeht, gar nur die Entstellungen und Gehässigkeiten ausländischer feindseliger Beurteiler zuträgt.

Wer unsere früheste und eigenste Art rein und unverfälscht auf sich wirken lassen will, der muß bei der Vorgeschichte anfragen. Und dadurch besitzt diese junge Wissenschaft ihren so hervorragenden Gegenwartswert, ihre hohe nationale Bedeutung.

Man komme hier nicht mit der ebenso abgedroschenen, wie nichts-sagenden, ja gedankenlosen Phrase von dem „internationalen“ Charakter

aller Wissenschaft. Auch das Heerwesen z. B. ist international, aber dennoch gibt es, wie hier jeder ohne weiteres zugeben wird, nichts nationaleres als das Heer eines bestimmten Staates, — insofern er ein Volksstaat, kein Nationalitätenstaat ist. Und nicht anders steht es um Kunst und Wissenschaft. Nur ihr Begriff ist allgemein menschlich, innerhalb der Kulturvölker. Sowie es aber an eine Betätigung des Wissenschaftstriebes geht, wandelt jede Nation ihre eigenen Wege. Das gilt für alle Wissenschaften, in höchstem Maße aber für die Geisteswissenschaften, insonderheit für alle geschichtlichen Wissenschaften.

Demnach auch für die vorgeschichtliche Archäologie. Und diese Schrift soll und mag möglichst vielen im deutschen Volke zeigen, welche Bedeutung nach dieser Richtung gerade der germanischen Archäologie zukommt.

Berlin, den 1. August 1914, am Tage des Befehls zu allgemeiner Mobilmachung.

Gustaf Kossinna.

O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
Allbulbend gleich der schweigenden Mutter Erd'
Und allverkannt, wenn schon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Bestes haben.
Du Land des hohen, ernstern Genius!
Du Land der Liebe! Bin ich der deine schon,
Oft zürnt' ich weinend, daß du immer
Blöde die eigene Seele leugnest.
Hölderlin (1799).

Weil ich lernte, daß seine Sprache, sein Recht
und sein Atertum viel zu niedrig gestellt werden,
wollte ich mein Vaterland erheben.
Jacob Grimm (1844).

1. Einleitung.

Landläufige Meinungen über die deutsche Urzeit in Gegenwart und Vergangenheit. —
Entwicklung der Vorgeschichtsforschung.

Wer heute über das Durchschnittsmaß der gewöhnlichen höheren Bildung verfügt, ist wohl meist völlig durchtränkt von der Anschauung, daß alles, was Deutschland in den letzten drei bis vier Jahrhunderten an Großem geleistet hat, nur dadurch möglich geworden ist, daß der Humanismus und die sogenannte Renaissance, die Wiedergeburt der Antike, zum ersten Male ein wirkliches Kulturleben bei uns heraufgeführt habe. Alles was vorher bei uns vorhanden war, ist nach dieser Meinung nicht Kultur, sondern Unkultur gewesen, finsternes, barbarisches Mittelalter, von dem aus nicht der dünnste Verbindungsfaden mehr herüberleite zu unserer heutigen Kultur. Aus solcher Anschauung spricht so recht jener Geist der Überhebung gegenüber den überwundenen Kulturstadien, der mehr als alle früheren das moderne Zeitalter kennzeichnet, das alle seine Errungenschaften für sein eigenstes, nur durch einen plötzlich erwachten Willen zur Arbeit und zur Intelligenzsteigerung erreichtes Schöpfen hält, ohne den überschwänglichen Reichtum aus der Erbschaft der Väter und Urväter, und wäre es nur aus der Erbschaft des Blutes, zu bemerken, der solches Schöpfen erst ermöglicht hat.

Wirft diese landläufige Anschauung unsere ganze Vergangenheit über Bord, so verfahren nicht ganz so schlimm unsere Kunsthistoriker: sie lassen das eigentliche Mittelalter noch gelten und schätzen es sogar hoch ein. Aber auch für sie beginnt die deutsche Welt in der Regel erst mit einer Renaissance, mit jener ersten, der karolingischen Renaissance, 800 Jahre vor jener berühmteren zweiten. Vor Karl dem Großen jedoch erscheint unser Land auch den Kunstforschern als eine trostlose Einöde, ohne die geringsten Anläufe zu wirklich kunstmäßigem Schaffen, zu einem geschmückteren Dasein, demnach auch zu jeder höheren Kultur und Lebensauffassung. Was man versuche dafür auszugeben, etwa die merowingische Kleinkunst, sei nichts als ein besseres Handwerk, ein Erzeugnis von „barbarischem“ Geschmack. — Man sieht, die Vertreter dieser Wissenschaft sind noch vollkommen unberührt geblieben von jedem Anfluge der Erkenntnis, daß die Hauptbestandteile des sog. romanischen Kunststils gerade in dem als „barbarisch“ verurteilten merowingischen Stile wurzeln und daß der romanische wie auch der sog. gotische Kunstgeschmack nur zu verstehen sind, wenn man sie als kräftige Äußerungen der noch ungebrochenen altgermanischen Art mit den Schöpfungen der Vorzeit in enge rassenmäßige Verbindung bringt.

Noch 800 Jahre weiter rückwärts lassen ein deutsches oder germanisches Kulturleben gelten die Männer, die unsere höheren Schulen beherrschen, die klassischen Philologen und Archäologen: für sie beginnt dies Kulturleben mit dem Augenblick, wo, dank einer uns gnädigen Himmelsfügung, Rom seinen Fuß an den Rhein und über den Rhein setzt und damit für die arm-seligen, wilden Barbaren, die unsere Vorfäter nun einmal gewesen sein sollen, das neue segensvolle Dasein beginnt, wo sie von einem Strahl südlich-klassischer Kultursonne berührt und durchwärmt werden, so daß sie nun aus dem ewigen Einerlei eines stumpfsinnigen Räuberlebens ohne Fortschrittsmöglichkeit endlich hinauszutreten vermögen — wo nicht nur alles Schöne, was nunmehr bei den Germanen zu finden ist, sei es an Stoffen, sei es an Kunst und Technik, sondern überhaupt alles und jedes, das irgend wie mit dem Kulturleben in Zusammenhang steht — angeblich sogar der erste Getreidebau — erst aus römischer Hand in die germanische gelegt worden sei, — wo selbst die Sprache einen ganz neuen Wortschatz erhalten habe, in dessen Mittelpunkt die lateinischen Lehnworte stehen: also daß man mit Recht diese ersten Jahrhunderte nach Chr. im germanischen Kulturleben die „römische“ Zeit nenne.

Nun, so grundfalsch diese Meinung auch ist — wie jeder Student, der Vorgeschichte treibt, aufs leichteste zeigen kann —, mitgebracht haben wir doch alle diese Meinung von der Schule her, wo sie auch heute noch unverändert beständig weiter gelehrt wird, sei es direkt ausgesprochen, sei es, da für solche höheren Dinge die Schule wenig Zeit übrig zu haben pflegt, wenigstens deutlich genug bekundet durch gründlichstes Nichtanerkennen und

Nichtkennen irgend eines ursprünglichen Kulturlebens in Europa außerhalb des Mittelmeerbereiches.

Man sieht also: wir mögen in unserer Geschichte zurückgehen so weit wir wollen, bis an die Anfänge der schriftlichen Überlieferung, immer machen wir — wenigstens nach Ansicht der Leute, von deren Urteil unsere Geschichtsauffassung bisher beherrscht worden ist, d. h. der Herren mit den Scheuklappen der Gymnasialbildung — immer machen wir, sage ich, dieselbe Erfahrung: die Germanen, die doch nach unserem Urteil ebenso durch Willenskraft wie hohe Geistesgaben, durch Ruhe im Charakter wie reine Sachlichkeit in der Denkweise, durch Organisationstalent als Folge ihres systematischen Denkens, und durch viele andere Eigenschaften sich auszeichnen, die nicht durch Kulturübertragung von außerhalb, noch durch Erziehungsdrill, sondern allein durch den Segen der Blutserbschaft von den Vorfahren her immer neu in ihnen entstanden, wie sie in uns entstehen — jene Germanen, die zudem stets von einem gewaltigen Kulturhunger getrieben wurden, wie beispielsweise alle ihre Stämme bei der Eroberung der römischen Provinzen ausnahmslos gezeigt haben: diese Germanen sollen in Wahrheit eine unerhörte und beispiellose Unfähigkeit besitzen, selbständig zu werden und ohne fremde Hilfe vorwärts zu kommen, im Grunde also ein unverbesserliches, fortschrittsloses Naturvolk sein und stets bleiben. Mögen sie noch so oft den Segen einer klassischen, richtiger gesagt, südeuropäischen Kulturüberschwemmung an sich erfahren haben, stets verzerren oder „verballhornen“ sie, wie man jetzt in der prähistorischen Formenlehre sagt, sehr bald die ihnen zugetragenen Kulturformen ins „Barbarische“ — das ist auch so ein teils aus Gedankenlosigkeit, teils aus Gehässigkeit geborenes beliebtes Schlagwort —, stets vermögen die Germanen nur einen trüben Abglanz der eingeführten Kulturgüter festzuhalten, so daß nach 800 Jahren rein nichts mehr übrig ist von dem schönen Schein südlicher Kultur und es die höchste Zeit wird, daß eine neue, möglichst kräftige Auflage der Renaissance d. h. einer neuen südlichen Kulturüberschwemmung dem tiefgefühlten germanischen Bedürfnis nach „mehr Kultur“ Abhilfe bringe. Niemals aber scheinen die Germanen jene Vollreife erreichen zu können, die sich selbst genug, frei und unabhängig vom Gängelbände fremder Kultureinflüsse, aus dem eigenen Innern heraus, in eigenem Geiste und nach eigenem Geschmack Großes schafft und die Fähigkeit hierzu durch feste Überlieferungen von Geschlecht zu Geschlecht forterbt.

So traurig scheint es um das Alter und die Art unserer Kultur und damit um unsere Ansprüche auf den Ehrentitel eines alten Kulturvolkes, also um unsere Weltstellung zu stehen!

Oder sollte es vielleicht doch anders sein? Wenn die alten Germanen vor dem Anrücken der Römer so gar nichts besaßen aus eigenem Können, aus ihrer ehrwürdigen Väter Erbe, so müssen sie ja noch tiefer gestanden haben, als die meisten Naturvölker, die sogenannten „Wilden“, mit denen vor hundert

Jahren manche deutschen Gelehrten, darunter leider auch unser Schiller, die Germanen allerdings verglichen haben. Wagte doch damals in dem Unglücksjahre 1806 der Aufklärer schlimmsten Einer, Joh. Chph. Adelung, dieser ingrinnige Hasser und Verächter aller Phantasie, aller Natur, alles Volkstümlichen, dieser Anbeter nur des nüchternsten Verstandes und der studierten Bildung, in der „giftigen Schmähschrift“, die er unter dem Titel „Älteste Geschichte der Deutschen“ den Germanen des Tacitus widmete, seine bornierte Verrantheit in dem Satze gipfeln zu lassen: „Der Germane ist das Raubtier, das schläft, wenn es nicht jagt oder frißt“ (S. 297)¹⁾.

Wieviel tiefer und reifer als dieser verknöcherte Stubengelehrte dachte nicht schon im Jahre 1779 der Staatskanzler Friedrichs des Großen, Graf Ewald Friedrich von Herzberg, da er zum Geburtstage des Herrschers in den Schriften der Berliner Akademie der Wissenschaften als deren Ehrenmitglied und Kurator eine Vorlesung veröffentlichte über „die Gründe für die Überlegenheit der Germanen über die Römer“. Er zeigte hier, daß der rasche Aufstieg des preußischen Volkes unter den Herrschern des 17. und 18. Jahrhunderts und besonders unter Friedrich dem Großen im wesentlichen zwar ein Werk der Hohenzollernfürsten gewesen, aber nur möglich geworden sei durch die Leistungsfähigkeit und Bildsamkeit des preußischen Volkes selbst, die bereits seit Jahrtausenden dieselbe gewesen sein müsse, weil gerade den Gebieten des preußischen Königreichs jene Heldenvölker entstammt wären, die während der „berühmten“ Völkerwanderung das Römische Reich zerstört und dann die Hauptstaaten und -völker Europas neu begründet hätten²⁾.

Nun, trotz alledem ließ sich die Wissenschaft der Vorgeschichte gerade damals vor hundert Jahren, als sie in ihr erstes Stadium, das enthusiastische, eintrat, nicht abhalten, noch weiter zurück in das Vorleben unserer Kultur zu wandern, nicht bloß um weitere 800 Jahre, sondern bald um 8000 Jahre und sogar noch das Zehnfache davon und siehe da! Wir kamen in eine vorrömische Eisenzeit, weiter in die herrliche Bronzezeit, und dann gar in die Steinzeit, und genossen immer dasselbe Bild: wir staunten ob der Kulturhöhe, die wir in ganz Mittel- und Nordeuropa dort ununterbrochen antrafen, ohne humanistische oder Renaissanceinflüsse von Italien her und ohne römische Einflüsse.

Ja wir können in der Bronzezeit und der jüngeren Steinzeit sogar in Europa umherwandern und treffen nirgends schönere Dinge, nirgends eine höhere Kultur als in Mittel- und Nordeuropa. Wie geht das zu? Wie ist das vereinbar mit dem Standpunkte der auf der Schule herrschenden Anschauung von der Bewertung der Kulturprovinzen Alteuropas, mit den Ansichten jener Altertumsforscher, die das Leben unserer Vorfahren ausschließlich durch die trüben Brillengläser der klassischen Autoren aus weitester Ferne sich ansehen und danach ihr haltloses Phantasiebild entwerfen. Jene archäo-
¹⁾ und ²⁾ Siehe Anhang „Anmerkungen“ S. 240.

logischen Tatsachen, die eine Jahrtausende alte Kultur Mittel- und Nord-europas vor der Römerzeit dartun, sind unwiderleglich, folglich müssen — dieser Schluß ist kurz aber unausweichlich — die antiken Nachrichten, die das Gegenteil lehren sollen, entweder von den Auslegern mißverstanden worden oder an sich falsch sein. Daß die erste Möglichkeit, der Irrtum der Ausleger, nur zu oft Tatsache gewesen ist, wissen alle Kenner. Und daß dies mit der zweiten Möglichkeit noch weit öfter der Fall war, kann denjenigen nicht gar sonderlich wundernehmen, der bedenkt, daß die Wachstafel oder das Pergament des Altertums mindestens ebenso geduldig war, wie es heute das Papier ist.

Und nun begann die langsame, aber nachhaltige Arbeit der Vorgeschichtswissenschaft, ihren neuen Erkenntnissen auch außerhalb des engen Kreises der Sachleute Geltung zu verschaffen. Ein unsäglich mühevolleres Unternehmen. Denn so rasch lassen sich Weltanschauungen, auch solche von dem Werdegange der Kultur der heutigen Kulturvölker, d. h. Europas, nicht umstoßen. Die Prähistoriker, denen die neuen Errungenschaften über die ureuropäischen Kulturverhältnisse verdankt wurden, waren wohl eine besondere Klasse von Leuten, aber sie waren in den seltensten Fällen ausschließlich Prähistoriker, d. h. reine Sachleute, und vielfach waren sie von Hause aus Historiker und als solche befangen in den alten Vorurteilen der gangbaren Geschichtsauffassung, durchweg aber waren sie Zöglinge der klassischen Schulen — mit ihrer klassischen Beschränktheit. Auch für sie durfte und konnte es zunächst gar nicht in Frage kommen, daß Europa in den vorchristlichen Jahrtausenden sich erheben wollte zu eigener machtvoller Kulturstellung gegenüber dem durch altüberlieferte, geheiligte Vorrechte in seinem Kulturmonopol geschützten Orient, gegenüber jenen ehrwürdigen Quellen von Menschheitsströmen und Kulturströmen, die da heißen Ägypten, Babylonien und Indien.

Freilich ein großer Teil jener Vorrechte, die in dem zu nachklassischer Zeit so irrig ausgelegten Schlagworte „ex oriente lux“ zusammengefaßt wurden, entpuppte sich nur zu bald als begründet in bloßen Vorurteilen europäischer Geschichtsauffassung, jenen einstigen Vorurteilen, die da gipfelten in dem Glauben, daß das Hebräische des Alten Testaments oder das Sanskrit der indischen Veden die Ursprache der Menschheit gewesen wäre. Aber in der Hauptsache lebte doch der Glaube an den allein seligmachenden Orient bei der Mehrzahl der Forscher, auch der Prähistoriker, unerschütterter fort.

Wo es sich um Herabwürdigung älterer Stufen der eigenen nationalen Kultur handelt, waren es leider stets deutsche Gelehrte, die sich die Siegespalme gewannen und diesen Rekord mühelos verteidigten. Hier aber, wo die alte Kultur nicht nur Deutschlands, sondern ganz Europas in Frage kam, wetteiferten mit den Deutschen die Franzosen in der Kniebeuge vor dem Orient: ein Gabriel de Mortillet läßt alle Errungenschaften der neolithischen Kultur, also der jüngeren Steinzeit, vom Orient her nach Südosteuropa und längs

der Donau nach Mittel- und Westeuropa gelangen: nicht nur den Getreidebau und die Viehzucht, sondern auch die Vorstellungen über das Jenseits, die davon abhängigen Grabgebräuche, den Seelenglauben und Ahnenkult, mit einem Worte die neolithische Religion. Solche Meinungen sind durchaus noch nicht veraltet, denn ganz ähnlichen Anschauungen huldigen heute ja noch die Häupter der dänischen und der schwedischen Archäologenschulen, die am eifrigsten das Banner des Orients hochhalten.

Und Alexandre Bertrand, der frühere Direktor des französischen Nationalmuseums, sprach noch vor zwanzig Jahren nicht nur dieselben Ansichten aus, sondern verstieg sich sogar zu dem Paradoxon, bei dem wir nur lächeln können: „Ohne die Verbindung mit den großen Kultur-Mittelpunkten Asiens würde Frankreich wahrscheinlich heute noch in der Steinzeitkultur sich befinden.“

Auf den frühesten Indogermanen liegt etwas
von der Taufriße des Paradieses.

Alexander von Peez (1889).

2. Steinzeit.

Megalithgräber, ihre Heimat in Nord- und Westeuropa, ihre Ausbreitung von Portugal längs der Küsten des Mittelmeeres nach Vorderasien. — Indogermanischer Leichenbrand in Mitteleuropa entstanden. — Nephrit- und Jadeitbeile aus dem mitteleuropäischen Hochgebirge, nicht aus Asien. — Das Pferd als Haustier zuerst bei den östlichen Nordindogermanen, erst von hier durch die Indoiranier nach Vorder- und Südastien gebracht. — Erfindung der europäischen Schriftzeichen im steinzeitlichen Westeuropa; grundlose Überschätzung der Phönizier, die keine eigengeschaffene Kultur besessen haben. — Keramik der Nordindogermanen in ihren Entwicklungsstufen und Ausbreitungsgebieten; desgleichen der Südindogermanen. — Streithämmer, Feuersteinwaffen.

Hier hinein spielt die Frage des Ursprungs der europäischen Megalith-Grabmäler, jener hochmächtigen Bauwerke, die hauptsächlich in den an der Meeresküste gelegenen Landgebieten Nord- und Westeuropas, sowie Nordafrikas und Vorderasiens erscheinen. Es gab eine Zeit, wo man die Errichtung dieser großen Steingräber einem besonderen Volke zuschrieb und ihre eigenartige Verbreitung aus der fortschreitenden Ausbreitung dieses sogenannten Dolmenvolkes vom Orient her nach West- und Nordeuropa erklärte. Als dann diese Auffassung zu abenteuerlich erschien, schrieb man das Wandern dieser Grabformen einem in derselben Richtung von Südost nach Nordwest langsam wandernden Kultureinfluß zu. Doch auch diese Auffassung ist völlig unhaltbar geworden, aus zahlreichen Gründen. Zunächst erforderte ein solches Wandern eines bloß geistigen Kultureinflusses auf so weiten Wegen Zeiten von ganz gewaltiger Ausdehnung und hierfür läßt die jetzt in den Hauptzügen feststehende Zeitrechnung der vorgeschichtlichen Perioden Europas und Vorderasiens keinen Raum übrig. Vielmehr würden, wenn jene Auffassung vom Kulturwandern einen richtigen Kern hätte, daraus mit Notwendigkeit Folgerungen sich ergeben, die das aus Hunderten von festesten Bausteinen auf durchaus gesichertem Grunde errichtete Gebäude unserer vorgeschichtlichen Zeitrechnung mit den schwersten Erschütterungen, ja mit wahren Einstürzen bedrohten. Niemals kann jedoch eine weitausgreifende, tief und fest gesicherte und bisher allseitig bewährte wissenschaftliche An-

Schauung durch eine einseitig an einem Punkte haftende, unsichere Annahme umgeworfen oder nur gefährdet werden. Vielmehr muß eine solche unsichere Annahme bei dem Versuche eines ernsthaften Angriffes gegen die feste Burg der bewährten, sicheren Anschauungen machtlos zusammenbrechen. Das zeigen in unserem Falle auch weitere Erwägungen. Denn wie wäre das gesonderte; vereinzelte Wandern einer Gedankenwelle von so reichem Inhalt, wie sie der Megalithgräberitus darstellt, verständlich, wenn sie auf ihrem Wege nicht begleitet worden wäre von dem viel leichteren und schnelleren Wandern gleichzeitiger Kulturformen, die stofflicher Art sind: wie Formen von Gebrauchsgeräten, Waffen, Schmutz und dgl., was rasch von



Abb. 4. Nøregård, Insel Lolland, Dänemark. Großes Ganggrab. Blick durch den Gang, worin Skelette, in die Kammer. (Nach Eienaur: Manusbibliothek 13.)

Hand zu Hand weiter gegeben werden kann? Ein solches Mitwandern stofflicher Dinge fehlt aber durchaus, wenn wir hierbei das Auge im Orient einstellen und den Blick auf Bewegungen gerichtet halten, die von dort aus nach dem Westen verlaufen sein sollen. Dagegen klären sich die Verhältnisse sofort in befriedigendster Weise, sobald wir nur den entgegengesetzten Standpunkt einnehmen und Nord- und Westeuropa zum Ausgangspunkt der Bewegung nehmen. Denn in Nord- und Westeuropa erscheinen die Megalithgräber in weit älteren Perioden — nicht nur relativ, sondern absolut älteren —, als am Mittelmeer und im Orient; sie haben in Westen und Norden auch eine größere Mannigfaltigkeit der Formen, die trotzdem eine typologisch lückenlose Gliederkette ergeben und daher offenbar eine bodenständige Entwicklung bekunden (Abb. 1—3, Tf. I; Textabb. 4). In Nord-

afrika und Vorderasien dagegen besitzen sie weit weniger zahlreiche Abarten und ohne eine folgerichtige Entwicklung.

Die Übertragung des Megalithbaugedankens kann also nur in umgekehrter Richtung von Westeuropa nach dem Orient hin erfolgt sein. Zwar hängen angesehene Forscher Nordeuropas noch bei der entgegengesetzten, auf ungenügender Sachkenntnis beruhenden Annahme, — weil sie früher oft von ihnen ausgesprochen worden ist. Es ist ja eine Schwäche vieler, namentlich älterer Gelehrter, lange festgehaltene, sozusagen liebgewordene Ansichten selbst dann nicht aufzugeben, wenn sie durch den unaufhaltsamen Fortschritt der Wissenschaft längst ihre Stützen verloren haben. Die vorgeschichtliche Archäologie ist nun aber glücklicherweise in Deutschland eine Wissenschaft von geradezu stürmischem Fortschrittslaufe, wo jeder Tag neue Errungenschaften bringt. Und so mußte sie, gedrängt durch neue Erkenntnisse, auch jene veraltete skandinavische Annahme einer orientalischen Herkunft der Megalithgräber aufgeben.

Gegenwärtig handelt es sich nur noch um die Frage, wo innerhalb Europas der eigentliche Herd dieses merkwürdigen Steingräberbaues zu suchen ist, ob in Südwesteuropa, d. h. in Portugal, oder in Nordeuropa, d. h. an den Küsten und auf den Inseln am Südwestwinkel der Ostsee. Beide Anschauungen haben vieles für sich und jede von ihnen ist von tüchtigen Sachleuten verteidigt worden. Ohne Zweifel wird unsere Wissenschaft auch in dieser schweren Frage bald zu bestimmter Entscheidung gelangen.

Muß die Vorgeschichte für das steinzeitliche Europa einen Orienteinfluß, der längs der Meeresküste vordrang, rundweg ablehnen, so ist daselbe noch entschiedener der Fall für den Landweg quer durch Europa hindurch. Wohl hat hier und da ein Schmuckstück — ich erinnere an die schönen, großen roten Spondylusmuscheln des Indischen Meeres — mittels des Handels seinen Weg bis nach Mitteleuropa gefunden, aber im großen ganzen zeigt die mittel- und nordeuropäische Steinzeit völlig selbständige Kulturformen, und zwar solche, deren wir uns wahrhaftig nicht zu schämen brauchen. Auch hier gilt es, zunächst einige alteingewurzelte Vorurteile über Einwirkungen des Orients auf Europa, insonderheit auf Mitteleuropa, auszurotten.

Hierher gehört der Gedanke, als wäre die Sitte des Leichenbrandes vom Orient, etwa von Indien her, d. h. von den dortigen Ariern, zu den europäischen Indogermanen herübergekommen. Denn die Anfänge dieses Brauches der bis zu seiner vollen Ausbildung Jahrtausende verlangt hat, lassen sich in Europa bis in die frühneolithische Epoche zurückverfolgen, also in eine Zeit, die nicht nur mehrere Jahrtausende vor der Eroberung Indiens durch die Indier zurückliegt, sondern sogar vor die Indogermanisierung Mittel- und Nordeuropas fällt.

Gleicherweise hat sich eine andere Meinung von einem angeblich steinzeitlichen Orienteinfluß auf Europa längst als völlig unhaltbar heraus-

gestellt — und dennoch wird sie von der skandinavischen Forschung immer noch als wenigstens teilweise berechtigt hingestellt. Ich denke dabei an jene Meinung, nach der die aus den Halbedelsteinen Nephrit und Jadeit hergestellten Beile, jene stets klein und unansehnlich in ihrer Gestalt, diese umgekehrt stets riesenhaft groß, von prachtvollster Form und von feinstem Schliff, wahre Kunstwerke, aus Asien, ja gar aus Ostasien nach Europa eingeführt worden sein sollten. Und doch würde schon ihre Verbreitung, die starke Anhäufung in der nordöstlichen Schweiz und das immerhin noch zahlreiche Erscheinen im ganzen Umkreise der Alpen, demgegenüber die große Seltenheit in den anderen Gebieten Europas, den Beweis liefern, daß es sich um mitteleuropäische Herkunft des Stoffes wie seiner Veredlung handeln muß. Auch wenn man nicht die längst als vorhanden vorausgesetzten Stellen — in den Alpen, wie anderwärts — entdeckt haben würde, wo diese seltenen und kostbaren Gesteinsarten nicht bloß als Geschiebe im Flußschotter, sondern als anstehender Fels im Hochgebirge sich befinden oder sich befanden.

Ich erwähne endlich nur noch zwei Erscheinungen, die früher als Geschenke des Orients an Europa betrachtet wurden, nunmehr aber als Ur-eigentum Europas sich erwiesen haben.

Die eine ist der Erwerb des edelsten unserer Haustiere, des Pferdes, als Reit- und Zugtier des Menschen, von dem es jetzt feststeht, daß vielmehr umgekehrt die Indogermanen, genauer die südindogermanischen Arier, bei ihrer Umsiedlung von Europa nach Vorderasien es der semitischen Welt gebracht haben.

Gehen wir in die Heimat der Südindogermanen, das Donaugebiet, so fehlt in den dortigen Kulturen der Südindogermanen das Pferd vollständig in Österreich-Ungarn und erscheint in einer kaum nennenswerten Zahl von Funden, nämlich bisher nur in dreien, in Süd- und Westdeutschland und dies auch erst zur Zeit der spätesten Stufe, der Spiralmäanderkeramik. Dagegen mehren sich die Pferdefunde hier auffallend, sobald mit dem Einbruch der Schnurkeramischen Bevölkerung im ganzen südlichen Mitteleuropa, auch in Nordösterreich, die Kultur der Nordindogermanen dort herrschend wird. Da das Pferd nun auch in Nordostdeutschland und Skandinavien bereits zur Ganggräberzeit oft zum Vorschein gekommen ist, so werden wir für das indogermanische Völkerggebiet die Nordindogermanen, und zwar besonders die östlichen Stämme der Nordindogermanen als diejenigen zu bezeichnen haben, denen die Zähmung und Schulung des flüchtigen Steppentieres zu danken ist, sei es in Ostdeutschland, sei es in West- und Südrußland, wohin ja die ostdeutsche Abteilung der Nordindogermanen in zwei großen Zügen, die bis an den Schluß der Steinzeit anhalten, abwanderte, um dort gerade mit den Ahnen der Indoiranier, den Trägern der osteuropäischen bemalten Keramik, in engste Berührung zu treten.

Die zweite Erscheinung ist eine Kulturtat von noch viel höherer Bedeutung: die Erfindung der Schrift oder vielmehr unserer, der europäischen Schrift.

Die Erfindung unserer Schrift schreibt man gemeinhin immer noch dem sogen. Kulturvolk der Phönizier zu, einem Volke, das tatsächlich nicht die geringste Kulturschöpfung sein eigen nennen darf, sondern nur während ganzer zwei Jahrhunderte, nämlich vom 10.—8. Jahrhundert, also gerade in der Zeit der eigentlichen Entstehung der homerischen Gedichte, eine beherrschende Stellung im Schiffsverkehr und Seehandel des Mittelmeeres, nicht aber über dessen Grenzen hinaus, eingenommen hat. Der phönizische Handel löste im 10. Jahrhundert den vorausgegangenen großartigen Handel der Träger der kretisch-mykenischen Kultur ab und mußte seinerseits im 7. Jahrhundert dem griechischen weichen. So wird es erklärlich, daß im 9. Jahrhundert, als die homerischen Gesänge entstanden, die noch auf ihr Insel- und Küstengebiet beschränkten Griechen vom ganzen großen vorderasiatischen Kulturgebiet nichts als die damals die Seefahrt beherrschenden Phönizier kannten. In ihnen sahen die Griechen Homers daher nicht nur die Träger der gesamten Orientkultur, sondern auch die Schöpfer aller der gewerblichen und kunstgewerblichen Erzeugnisse, die die Phönizier, sei es im Osten, sei es im Westen des Mittelmeers, durch Handel und oft durch weiten Zwischenhandel erwarben und weiter vertrieben. Zieht man nun in Erwägung, welcher gewaltigen Einfluß Homer auf das Kulturleben der Griechen geübt hat, wie er mit seiner Gedankenwelt das Griechenvolk nach der geistigen Seite hin, besonders auch in religiöser Beziehung, erst zu dem Einheitsvolk der Hellenen gemacht hat, wie er dem Griechentum mindestens das gewesen ist, was den christlichen Völkern die Bibel war, so kann man sich nicht wundern, daß die Phönizier seit Homer den Griechen in derjenigen Rolle sich verewigten, die sie zur Zeit ihrer kurzen Blüte im homerischen Zeitalter gespielt haben.

Die Erfindung unserer Schrift ist eine Kulturtat von so unermesslicher Tragweite, daß die Phönizier allerdings stolz darauf hätten sein können, — wenn sie ihr Werk gewesen wäre. Diese Sage, gegen die man schon im Altertum, besonders auf Kreta, entschieden ankämpfte, hat sich neuerdings als eine der schlimmsten Geschichtslügen entpuppt, die wir kennen.

Bereits aus ziemlich frühen Abschnitten der jüngeren Steinzeit, also etwa 4000 Jahre vor Chr., kennen wir aus portugiesischen Megalithgräbern Beigaben von kleineren Steinen, die mehrzeilige Inschriften in Buchstaben tragen. Diese Buchstaben leben in gleicher Gestalt und meist auch in gleicher Lautbedeutung einesteils in der bronzzeitlichen und den eisenzeitlichen Schriftsystemen der iberischen Halbinsel fort, andernteils zeigen sie sowohl mit den germanischen Runen, als auch mit den auf Kreta entdeckten alten ägäischen Alphabeten die schlagendsten Übereinstimmungen.

Während nun in West- und Nordeuropa diese nur zu religiösen Zwecken verwendete Buchstabenschrift strenge Lautschrift war, herrschte im ganzen Orient, von Ägypten bis China, ursprünglich die unvollkommene reine Bilderschrift, später die von den nichtsemitischen Sumerern daraus gebildete Keilschrift, deren Zeichen nur Wort- oder Silbenwert besaßen, nicht den europäischen Lautwert. Diese Bilder- und Keilschrift brauchte man im Orient zugleich im ausgedehntesten Maße für das Geschäftsleben des Alltags.

Die aus einem Gemisch einer schwachen, indogermanischen Herrenschicht und einer an Zahl sehr überwiegenden orientalischen (kleinasiatischen) Urbewölkerung entstandene ägäische Bevölkerung ging nun dazu über, die indogermanischen Lautzeichen gleichfalls für das tägliche Leben zu gebrauchen, legte ihnen aber nun auch in orientalischer Weise Silbenwertung unter. Erst das später in Griechenland eingewanderte nordische Griechenvolk brachte wieder die alteuropäische Lautgeltung seiner Schrift zu überlegener Herrschaft. Und nun, d. h. erst um 900 vor. Chr. herum, vertauschten auch die Westsemiten, Phönizier und Hebräer, ihre alte, unbeholfene Keilschrift mit den ausgebildeten ägäischen Schriftzeichen, eigneten sich aber von diesen nur die Konsonanten an, zu denen der jedesmal passende Vokal erst ergänzt werden mußte.

Die phönizische Schrift stellt sich danach als ein Mittelding dar zwischen Silben- und Buchstabenschrift, und es leuchtet nun jedermann ein, daß es unmöglich ist, den Phöniziern irgendwelchen wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung der europäischen Schrift zuzuschreiben, am allerwenigsten den der Durchführung einer strengen Lautschrift, da sie diese ja selbst gar nicht besaßen.

Die griechische Sage von den Verdiensten der Phönizier um die Schrift müssen wir also auf dasselbe Brett stellen, wie alle die übrigen Wunderdinge von jenen Großtaten der Kultur, die eine irregeleitete Überlieferung des Altertums und eine diese Überlieferung unkritisch noch übertreibende, gefühlselige Anschauung der Wissenschaft früherer Jahrzehnte den Phöniziern nachrühmen wollte. Erst die heutige Wissenschaft hat sich völlig frei zu machen verstanden von den Folgen des Zufalls, daß man in der Beurteilung der kulturgeschichtlichen Bedeutung der Phönizier bisher nur auf die naive Anschauung der Griechen des homerischen Zeitalters angewiesen war.

Um nun jene ebenso selbständig entwickelten, wie hoch vollendeten, dabei in regster Lebendigkeit sich ständig umgestaltenden Formen der mittel-europäischen Steinzeit dem Leser vor Augen zu führen, zeige ich einiges von der Keramik und von den Steinwaffen dieser Kultur.

Zunächst die Keramik. Und zwar führe ich erst die Nordindogermanen

ganz Mitteleuropas, dann die Südindogermanen des Donaugebiets und ihre von hier aus nordwärts nach Mitteleuropa und ostwärts bis nach Südrußland, ja nach Vorderasien sich ausbreitenden Verzweigungen vor.

Bei den Nordindogermanen gehe ich aus von der ältesten Kulturgruppe Norddeutschlands, in der die Keramik zu voller Entwicklung gelangt ist, der Gruppe der Megalithgräber, um dann die späteren Gruppen nordindogermanischer Kultur anzuschließen, die aus der Megalithkultur hervorgehen, sobald diese nach Mittel- und Süddeutschland, sowie ins Donaugebiet ausstrahlt.

Es scheiden sich hier fünf große Landschaften und innerhalb dieser wiederum fünf einander ablösende Kulturstufen. Die fünf Landschaften sind das dänische Gebiet, Nordwestdeutschland, Elb-Saale-Gebiet, Elb-Oder-Gebiet, Nordostdeutschland nebst Südrußland. Wie weit die fünf Stufen der megalithischen Gräberkultur in jedem dieser Gebiete vertreten sind und in welcher Gestalt sie sich dort darstellen, kann am besten aus der beigegebenen Tabelle 1 (S. 20f.) ersehen werden. Während die Frühstufe in ihrem ersten Abschnitte (Ia) fast nur in Dänemark, in ihrem zweiten (Ib) auch im Nordwesten und im Elb-Saale-Gebiet erscheint, gesellt sich der Nordosten erst in der Stufe II jenen älterbesiedelten Gebieten zu. Und zwar verdankt der Osten seine Besiedlung wahrscheinlich einer Ausstrahlung mit beschränkter Kultur-Auswahl aus dem dänischen Megalith-Gebiete. Ebenso hatte sich eine andere Bevölkerung mit einem gleichfalls beschränkten, aber anders gewählten Ausschnitt der gleichen Megalithkeramik aus dem Nordwesten (Westhannover, Westfalen) ostwärts ausgebreitet. Dieser Strom geht zunächst ins linksseitige Elb- und Saalegebiet, später von hier nach dem westlichen Süddeutschland: diese beiden aus gleicher nordwestdeutscher Quelle geflossenen Kulturen faßt man unter dem Namen des Rössener Stiles zusammen und unterscheidet Elb-Saalisches Rössen von südwestdeutschem (Miersteiner) Rössen.

Der Elb-Saale-Zweig der Rössener Kultur stirbt hier ohne Nachfolge ab, während die frühe Mittelelb-Megalithkultur aus der Stufe Ib in diesem Gebiete eine reiche Folge von Tochterkulturen der Stufe II gebiert. Von Norden nach Süden folgen sich hier mit vielfacher Überschneidung ihrer Bereiche die drei Abarten, jüngerer Mittelelb-Megalithstil, Anhalter (Catdorfer) Stil und Vorstufe der Schnurkeramik, und dazu gesellen sich als vierter und fünfter Zweig die von Westbrandenburg aus sich ausbreitende Kultur der norddeutschen Kugelflaschen und der allein dort heimische Mollenberg-Burger Stil.

In Stufe III zeigen sich nur noch die jüngeren Erscheinungen der beiden letztgenannten Kulturen, d. h. der Kugelflaschen und der Schnurkeramik, während in IV in die allein noch übrigen Ausflänge der Schnurkeramik sich der fremdartige Zustrom der westeuropäischen Glockenbecherkultur mischt.

Tabelle 1:
Nordindogermanische Steinzeit.

	Nordwestdeutschland	Westliches Mittel-Elbe- und Saalegebiet	Zwischen Elbe und Oder	Dänemark und Schleswig-Holstein (nebst Südschweden)	Nordostdeutschland (nebst West- und Südrussland)
I 4000 bis 3200 v. Chr.	Ia	—	Dolmenteramik (Rügen u. Dorpommern)	Dolmenteramik (Abb. 5—7)	—
	Ib	Übergang von Dolmen zu Hünenbetten (Abb. 1, 2; 26, 27)			—
II 3200 bis 2800 vor Chr.	II ^a	1. Hünenbetten 2. Ältere Mittelelb-Megalithteramik (Abb. 26, 27)	Ältere Mittelelbmegalithteramik (Abb. 26, 27)	Ältere Ganggräber, älteste Doppelfürte (Abb. 104)	1. Megalithteramik (Trichterbecher, Krugens fläschchen); Streitkräfte vom sechseckigen Typus (Abb. 49—51; 102) 2. Älteste ostdeutsche Kugelflaschen (Abb. 52, 53)
	II ^b	1. Schönfelder Stil 2. Rössener Stil (Abb. 32—33) 3. Dorfufe der Schmurt teramik (nur mit Stich- verzierung; Abb. 41, I, 17)	Älteste norddeutsche Kugelflaschen (Abb. 48)		

	Nordwestdeutschland	Weistliches Mittel-Elbe- und Saalegebiet	Zwischen Elbe und Oder	Dänemark und Schleswig-Holstein (nebst Südschweeden)	Nordostdeutschland (nebst West- und Südrussland)
III 2800 bis 2500 vor Chr.	Hügelgräber mit hohen schlanen, am Obertheil verzerrten Beckern (Abb. 21)	1. Jüngere Mittelelb-Megalithkeramik (Abb. 28—29, 36) (Abb. 28—29, 36, 37, 59) 2. Jüngere Kugelflaschen 3. Hochstufe der Elb-Saale-Schnurkeramik (Abb. 46, 47, 18—20) fächlich-thüringische vielfantige Streitärte (Abb. 110)	1. Jüngere Kugelflaschen 2. Burg-Moltenberger Stil (Abb. 30, 31) 3. Streitärte mit flacher Oberseite („Med.-Brandenburgischer“ Typus: Abb. 106, 111)	Jüngere Ganggräber (Abb. 3, 4) und jüngere Doppelärte (Abb. 105); jütische Untergäber und mittlere jütische Streitärte (Abb. 107); Bootärte; Hohlmeißel	Jüngere Kugelflaschen (Abb. 54—56); ältere Ober-Schnurkeramik, Hochstufe (Abb. 57 bis 60) 3. Pfahlbaukultur in Oberösterreich und Krain 4. Tieftischkeramik in Slavonien
IV 2500 bis 2200 vor Chr.	1. Hügelgräber mit hohen Zonenbechern (Abb. 22; 25) (2. Glodenbecher (Abb. 23))	1. Anhalter (Latzdorf-Bernburger) Stil (Abb. 35, 38, 40) 2. Jüngste Schnurkeramik 3. Zonenbecher (Abb. 20) (4. Glodenbecher)	1. Anhalter Stil 2. Jüngste Schnurkeramik	1. Jüngste Ganggräber 2. Jütische Boden-gäber; jüngste Streitärte (Abb. 108)	1. Jüngere Ober-schnurkeramik (Abb. 112) (2. Glodenbecher (Abb. 24))
V 2200 bis 1900 vor Chr.	leer	Späte Bronzezeit Ia und Ib	Späte Bronzezeit Ia und Ib	Steinfisteln und jütische Obergräber mit Dolchen (Abb. 113) und herzförmigen Pfeilspitzen aus Feuerstein. Sichelflingen aus Feuerstein (Moorfunde)	Späte Bronzezeit Ia und Ib

Tabelle 2:
Südindogermanische Steinzeit.

	Südwestdeutsches Land		Nordwestdeutsches Land Nordindogermanisch	Ostdeutsches Land nebst Nordösterreich Südindogermanisch
	1. Südindogermanisch	2. Nordindogermanisch		
I b	—	—	Dolmen	—
II a	Älterer Hinkelsteinstil (Abb. 61)	—		Ältere Spiralferamit (Abb. 94—96, 98)
II b	Jüngerer Hinkelsteinstil (Abb. 62, 63)	1. Rössener (Nierstein-Heidelberger) Stil (Abb. 52—54) 2. Stiedberger Stil (Abb. 64, 65)	Mittlere Megalithkultur (Ältere Ganggräber in Standinavien)	Ältere Stichelsteinferamit
III a	Ältere Spiralferamit (Stomborner Stil) (Abb. 79—85)	Überflachter Stil (Abb. 66—71)	(Jüngere Ganggräber in Standinavien)	Jordansmühler Stil (Abb. 89, 90) (vgl. Jordansmühl Grab 20 und 28)
	Jüngere Spiralferamit (Plaidter Stil) (Abb. 76—78)	Wockgartacher Stil (Abb. 72—75)		Jüngere (Plaidter) Spiralferamit (Abb. 97, 99—103)
III b	—	Jüngere Schnurferamit (Abb. 86—88)	—	Jüngere Stichelsteinferamit (Abb. 91—93)
IV	(Glockenbecher)	Zonenbecher	1. Zonenbecher (Abb. 22) [2. Glockenbecher (Abb. 23)]	—
V	—	Frühe Bronzezeit	—	—

Andere Schicksale erlebt die Rössener Kultur der Stufe II in Südwestdeutschland, wo sie auf eine weit dichtere Besiedelung und daher auf stärkere kulturelle Widerstände und Beeinflussungen durch die südindogermanische Urbewölkerung stößt, als es bei der Elb-Saale-Verwandten der Fall war. Durch innige gegenseitige Durchdringung der ältesten Kultur der Südindogermanen am Oberrhein, die wir den Hinkelsteintypus nennen, einerseits und der nordwestdeutschen Rössener Kultur andererseits entwickeln sich hier die drei Stufen der südwestdeutschen Stichtkeramik, nämlich der Friedberger, Eberstadter und Großgartacher Stil.

Mit dem künstlerischen Höhepunkt dieses letzten Stiles und vielleicht schon des Eberstadter Stiles hat sich aber die Lebenskraft des nordwest-

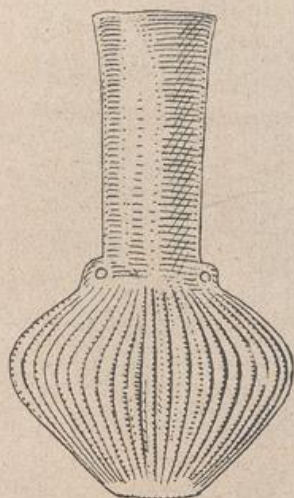


Abb. 5.

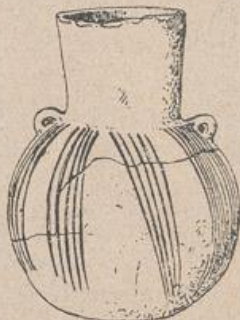


Abb. 6. $\frac{1}{4}$.



Abb. 7. $\frac{1}{5}$.

Älteste nordische Megalithamphoren.

5. Dänemark (nach S. Müller). 6. Schleswig-Holstein (nach Mestorf).
7. Hjortegaarden, Amt Frederiksborg, Seeland (nach Madsen).

deutschen, also nordindogermanischen Bevölkerungszustroms verbraucht und schon erschöpft. Die nun an das Ende der süddeutschen Stichtkeramik sich anschließende Kultur, die beiden Abstufungen der Spiral-Mäanderkultur, zeigen wieder voll das Gesicht südindogermanischer Art. Zwar die Abart des Plaidter Typus wird noch durch reiche Ziermuster in der vorausgehenden Technik des Stiches charakterisiert, bei der Abart des Glomborner Typus ist aber auch der letzte Ausklang von Rössener Einflüssen verhallt und es erscheint auch in Süddeutschland die nach Form wie Verzierung vollkommen reine Art der durch das ganze Donaugebiet verbreiteten spiral- und mäanderkeramischen Kultur, getragen von der wieder emporgekommenen ungemischten südindogermanischen Bevölkerung. Aber auch diese spiralkeramische Kultur wird in ganz Mitteleuropa und auch im südwestrussischen Gebiet, nicht aber in

Ungarn und im Balkangebiet, durch eine neu einbrechende Welle nordindogermanischer Kultur, durch die den Schlußafford der Steinzeit bedeutende schnurkeramische Ausbreitung verdrängt.

Nach dieser in großen Zügen gegebenen Übersicht über die Geschichte der aus einander herauswachsenden und einander verdrängenden Kulturen, hinter denen überall bestimmt umgrenzte Stammesverbände als ihre Schöpfer stehen, sei auf das Einzelne näher eingegangen.

Aus der Frühstufe (Ia) sind nur die Trichterbecher, Kragenfläschchen und langhalsigen Amphoren mit Kugelbauch des dänisch-schleswig-holsteinischen Gebiets der Megalithkultur bekannt (Abb. 5—7)³⁾. Im weiteren Verlaufe

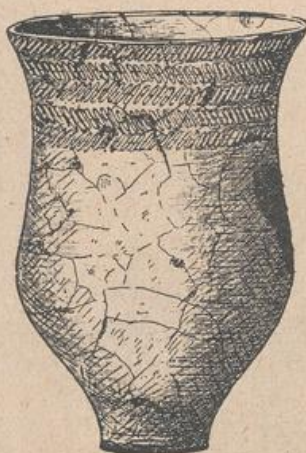


Abb. 21. $\frac{1}{4}$.
Spätneolithische nordwestdeutsche schlanke Zonenbecher aus Hügelgräbern.
21. Herrenberg, Kr. Zeven, Prov. Hannover (Mannus I, 267).



Abb. 22. $\frac{1}{3}$.
22. Andernach a. Rh. (Kosinna: Mannus I, Taf. XXII. 9).

zeigt das dänische Gebiet stärkste Verwandtschaft mit dem von ihm kolonisierten Nordwestgebiet.

Der Napf (Abb. 8, Taf. II), das Kragenfläschchen (Abb. 10, Taf. II), die gradwandige Schale (Abb. 9, Taf. II), die mit vier Griffzapfen versehene gewölbte Schale mit Standring (Abb. 11, 12, Taf. II), die dieser Schale ähnliche Vase (Abb. 13, Taf. II) und der Trichterrandbecher (Abb. 14—16, Taf. III) sind charakteristische Beispiele der nordwestdeutsch-dänischen Megalithkeramik der Stufen Ib und II. Sie zeichnen sich aus durch tiefst eingestochene, einst mit weißer Füllung zu schöner Farbenwirkung gebrachte Ziermuster, auf der älteren Stufe (Ib) außerdem durch scharfkantige Profilierung in der äußeren Formgebung, vielfach auch durch einen dem runden Boden des Gefäßes untergelegten Standring.

³⁾ Siehe Anhang „Anmerkungen“ S. 240.

Die lange Reihe der Becher (Taf. III) soll veranschaulichen, wie aus den alten edigen Megalithformen (Abb. 14—16) von geringerer Größe schlankere Formen sich entwickeln, die in immer weicher werdender Umrisslinie geschwungen sind. Zugleich geht bei diesen jüngeren Formen das Bauchornament allmählich ein, indem die langen senkrechten Furchen sich bis zu kleinen Komma-Einstichen verkürzen (Abb. 17) und dann ganz verschwinden, um einer reichen Halsverzierung Platz zu machen. Während Abb. 17—20 (Taf. III) die Abkömmlinge jener Becher veranschaulichen, die sich innerhalb der mitteldeutschen Schnurkeramik herausbilden (Stufe III und IV), zeigen Textabb. 21 und 22 jene im nordwestdeutschen Heimatgebiet selbst entstandenen Abkömmlinge, die man wegen der oft zonenartigen Verteilung der Ziermuster auf dem Körper des Gefäßes passend „Zonenbecher“ nennen kann. Zu vermeiden ist jedoch die heute überall noch übliche Verwechslung dieser hohen schlanken Becher Nordwest- und Westdeutschlands mit den gleichfalls zonenartig verzierten, aber niedrigen und breiten Bechern von Glockenform, die einen ursprünglich westeuropäischen, dann aber auch über Mitteleuropa verbreiteten Typus aus einer völlig abweichenden Kultur- und Stammesgruppe darstellen („Glockenbecher“ Abb. 23, 24, Taf. IV).

Wenn Mischformen beider Arten von Bechern im ganzen Rheingebiet, in Holland und England zahlreich auftreten (Abb. 25, Taf. IV), so ist das für den Kenner nicht wunderbar, zumal auch die menschlichen Schöpfer jener Mischformen vielfach einer Mischung entstammten, die sich aus zwei verschiedenen Rassen zusammensetzte.

Zum Teil schon außerhalb des eigentlichen Bereiches ältester Megalithgräber, jedoch gleichzeitig mit ihnen entwickelte sich zu beiden Seiten der mittleren Elbe, besonders aber im Gebiete zwischen Harz und Elbe und südwärts davon eine in manchen Stücken der vorigen gleiche, in andern abweichende Kultur und Keramik. Es ist das die Abteilung, die ich als Mittelalb-Megalithkeramik zu bezeichnen pflege. Auch hier finden sich zuerst die scharfkantig profilierten Formen, vor allem bei den vielösigem, reichverzierten Amphoren mit hohem Halse, die ausschließlich dem Elbgebiete eigentümlich sind, und bei den ältesten Henkeltassen, die ebenso hier wie im nordwestdeutschen-dänischen Bereiche zu Hause sind (Textabb. 26, 27).

Beide Formen, Amphoren wie Henkeltassen, gehen in einer jüngeren Stufe (Tabelle 1, Reihe II), die man den Molktenberg-Burger Stil zu nennen pflegt, in flachgestreckte, einfach doppeltonische Gestalt über (Textabb. 28, 29 und Taf. IV, 31), bei der jedoch die frühere Einkerbung am Halsansatz oft noch als scharf gezogene Horizontalfurche fortlebt (Textabb. 29). Ein weiteres Beispiel aus diesem Formenkreise bietet das kleine doppelhenkliche Gefäß in Abb. 30, Taf. IV. Neben der allgemein megalithischen Technik,

die Ziermuster im sogenannten Surchenstich auszuführen, erscheinen hier die beiden Arten des Kreuz- und des Bogenstiches (Abb. 30, 31, Taf. IV), die am



Abb. 26. $\frac{1}{3}$.



Abb. 28; etwa $\frac{1}{4}$.

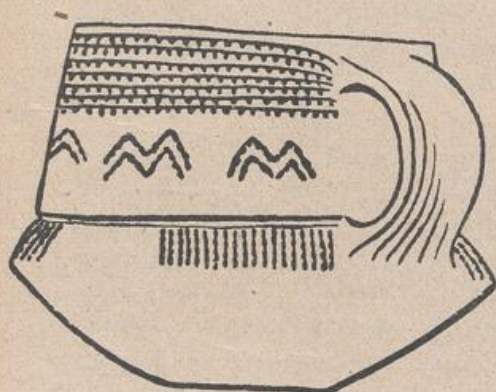


Abb. 27. $\frac{1}{3}$.

Abb. 26—27 Ältere Mittelalb-Megalithkeramik.
26. Walternienburg, Kr. Jerichow I; Prov. =
Mus. Halle (nach Reuß).
27. Saßhorn, Kr. Osthavelland, Prov. Branden-
burg (nach Brunner: Nachr. ü. d. Alt. 1899, 40).

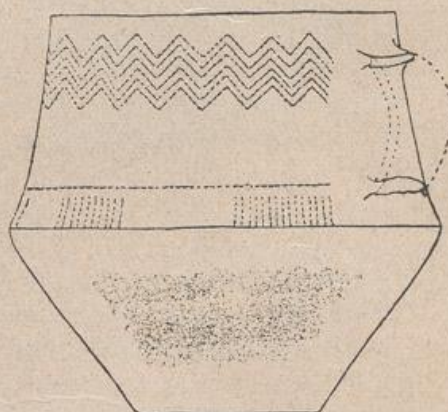


Abb. 29. $\frac{1}{4}$.

Abb. 28—29. Jüngere Mittelalb-Megalith-
keramik.

28. Stargard in Pommern (nach Henne am Rhyn).
29. Päwesin, Kr. Westhavelland (nach Brunner,
Stein- u. Keramik): Grabfund in Gesellschaft eines
Gefäßes wie Abb. 28; man beachte die hori-
zontalfurche über dem Bauchumbruch, den orna-
mentalsten Rest des ehemaligen Knickes am Hals-
ansatz des Typus Abb. 27.

häufigsten im Kulturkreise der Kugelflaschen (s. unten S. 30 und Textabb. 48)
anzutreffen sind.

Kurz ehe nun die Stufe II der Mittelalb-Megalithkeramik erreicht war, schob sich über die Landschaften im Westen von Mittelalbe und Saale eine Bevölkerung- und Kulturwelle aus dem megalithischen Nordwestdeutschland. Die Hinterlassenschaft ihrer Kultur haben wir in dem Rössener Typus vor uns, der seinen Namen dem bei Rössen nahe Merseburg belegenen be-



Abb. 35. $\frac{1}{6}$. Anhalter Stil.
Friedeburg bei Wettin, Mansfelder Seekreis
(1825); „Steingewölbe“-grab in Hügel.



Abb. 36. Etwa $\frac{1}{4}$.
Braschwitz, Saalkreis (Prov.-
Mus. Halle a. S. 3. Jahres-
bericht). Verzierungen weiß
eingesetzt.



Abb. 37. 9 cm hoch.
Heiligental, Mansfelder Seekreis. (Rauch: Hallische Jahreschrift X.)
Abb. 36—37. Jüngerer Mittelalb-Megalithstil.

rühmten Skelettgräberfelde dieses Stiles verdankt. Eine Hauptform dieser Kultur ist die Fußvase (Abb. 32, Taf. IV), wie sie sich aus der nordwestdeutschen Megalithvase (Abb. 13, Taf. II) entwickelte: ein Prachtgefäß, dessen Wandung teppichartig dicht bedeckt ist mit reichster Musterung im megalithischen Stile. Ausgeführt wird diese Musterung meist in der nunmehr aufkommenden Technik des Doppelstiches, bei dem die Stichverzierung mittels eines doppelspitzigen Griffels hergestellt wird. Unter den sonstigen

zahlreichen Gefäßarten dieses Stils, auf die ich hier nicht näher eingehen will, werden wir bei seinem rheinischen Zweige noch den sehr häufigen kugeligen Napf und die Schale mit Standring kennen lernen, beide mit stark eingekohltem glatten und unverzierten Halse und hochliegendem Schulterknick, von dem aus die Verzierung über den Bauch herabläuft (Abb. 33, 34, Taf. IV). Diese beiden Gefäßarten erscheinen ebenso im Saalezweig der Rössener Kultur (s. S. 33).



Abb. 39. $\frac{1}{6}$.
Ältere Handpaufe. Schkopau,
Kr. Merseburg. Jüngerer Mit-
telelb-Megalithstil.

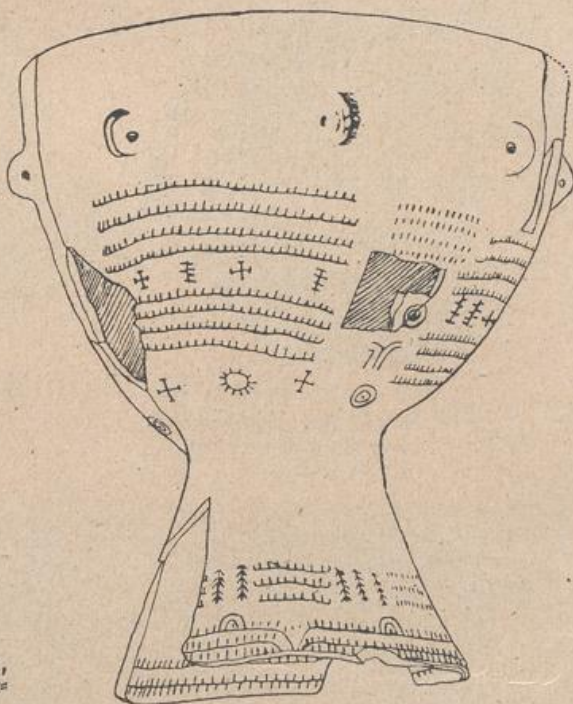


Abb. 40. $\frac{1}{3}$. Jüngere Handpaufe. Verzierung weiß ein-
gelegt. Hornsömmern, Kr. Langensalza. Anhalter (Lat-
dorf-Bernburger) Stil.

Aus der alten Mittelelb-Megalithkeramik entwickelte sich, wie wir sahen, in der Altmark und zwischen Harz und Saale der Stil, den man jüngere Mittelelb-Megalithkeramik nennen kann, und aus diesem wiederum ebendort und in dem südlich anschließenden Gebiete der Anhalter oder Latdorfer Stil, der eine große Zahl kleiner Gefäßformen mit dem nördlicheren Bruder gemein hat, wie die doppelkonischen Henkeltassen mit scharfem Bauchknick (älter) oder mit ausgeglichener Wölbung (jünger) (Textabb. 35 und Taf. V, 38), den Krug (Textabb. 36) und die ungehenkelten Gefäße. Eigenartige Formen sind eine Art Hängegefäß, das beiderseits eine Reihe senkrecht durchbohrter scharfer Zapfen trägt und zuweilen als „Lichtfaß“ bezeichnet worden ist (Textabb. 37) und besonders die merkwürdigen symbolverzierten Trommeln

oder richtiger Handpauken (Textabb. 39, 40). Das Erscheinen der Handpauken und die häufige Verwendung heiliger Zeichen auf ihnen, wie auf

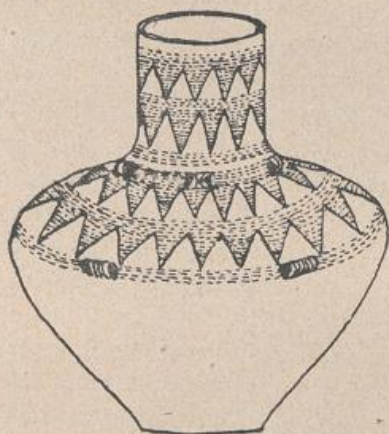


Abb. 42. $\frac{1}{6}$.



Abb. 44.

Abb. 42. 44. 45. Vorstufe der Schnurkeramik.
42. Ilbersdorf, Kr. Köthen, Anhalt; (nach Dorg. Alt. d. Pr. Sachsen IX, 15 Sigur); aus einem Steinplattengrab ohne Hügel.
44. Schraplau-Oberböblingen, Mansfelder Seekreis; Mus. Eisleben, V. S. 240; (Zeichnung von Größler). Original glänzend schwarz; mit weißer Einlage.

den Tongefäßen dieser beiden Stile, z. B. bei dem obengenannten „Lichtfaß“ (Textabb. 37 rechts), deuten auf nähere Beziehungen zu einem der Stile südindogermanischer Donaufkultur, nämlich zu dem der osteuropäischen bemalten Keramik, wo beides gleichfalls erscheint (Abb. 103, Taf. X und S. 41)⁴⁾.

Ein dritter, südlichster Ableger der älteren Stufe der Mittelelb-Megalith-Gruppe zeigt sich in den ältesten Erscheinungen der sogenannten Schnurkeramik: so in den hohen Amphoren (Abb. 41, Taf. V und Textabb. 42), deren Urbild die Elbmegalithamphore (Textabb. 26) ist, und in Bechern, wie Abb. 17 (Taf. III), bei denen der scharf eingestochene Kranz streng senkrecht gerichteter Kommata auf der Schulter den letzten Rest der einst über den ganzen Bauch herablaufenden senkrechten Furchen darstellt, während im übrigen die Verzierung sich auf den Hals hinaufgezogen hat. Dieser Vorstufe schnurkeramischer Kultur fehlt noch das später so charakteristische Schnurornament. Hierher gehören noch Krüge wie Abb. 43, Taf. V, Tassen wie Textabb. 44 und Deckeldosen wie Textabb. 45. Diese alten



Abb. 45. $\frac{1}{3}$.

45. Rößla, Kr. Sangerhausen; Mus. in Eisleben (Zeichnung von Größler).

⁴⁾ Siehe Anhang „Anmerkungen“ S. 241.

Typen der Schnurkeramik müssen ihrer Abstammung nach mit dem Anhalt-Latdorfer Stil mindestens gleichzeitig sein. Es ist demnach unrichtig, wenn man neuerdings die gesamte Schnurkeramik für jünger erklärt hat, als den Latdorfer Stil. Nur die spätesten Entwicklungen, aber kaum schon die Hochstufe, der Schnurkeramischen Kultur dürften jünger sein, als der Latdorfer Stil. Diese Hochstufe der Schnurkeramik (Tabelle 1, Reihe III), bei der das Schnurornament gegenüber dem altüblichen megalithischen Tieffstichmuster und dem Schnittmuster sehr stark in den Vordergrund tritt, zeigt einen verhältnismäßig geringen und etwas eintönigen Formenschatz: Amphore und Becher (Abb. 46, Taf. V, und Abb. 18—20, Taf. III) spielen darin die Hauptrolle, wogegen Henkelkrug, Schale und Deckdose (Abb. 47, Taf. V) nur selten auftreten. Stark entartet erscheinen dann Amphoren, Becher und Henkelkrüge in der Schlußstufe der Steinzeit (Tabelle 1, Reihe IV).

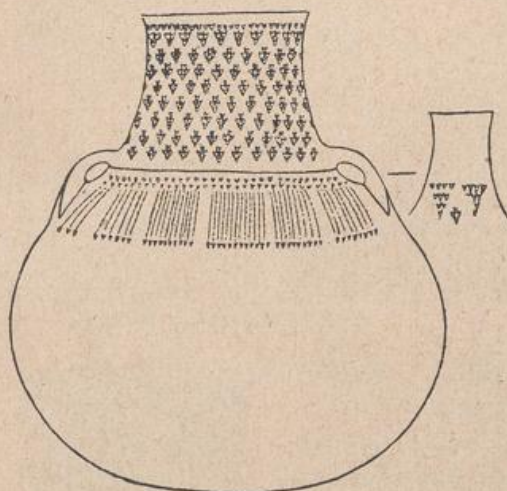


Abb. 48. $\frac{1}{4}$.
48. Westliche Kugelflasche; Brandenburg a. Havel
(nach Brunner, steinzeitl. Keramik Fig. 13).

zeigt sich, wie die alte tief eingegrabene, 3. T. auch erhabene Bauchverzierung der Megalithamphoren allmählich verkümmert, um bei den Kugelflaschen einer reichen Halsverzierung Platz zu machen (s. S. 25 oben).

Die Kugelflaschen scheinen auch noch in Abschnitt III der Steinzeit (Tabelle 1) im Elb-Saale-Gebiet vorzukommen. Doch entarten sie hier im Westen weit weniger, als auf dem östlichen Wege ihrer Ausbreitung, der sie von Nordbrandenburg ins gesamte Weichselgebiet hinüber und dann durch Ostgalizien nach West- und Südrußland führt, ein Weg, auf dem ihnen der östliche Zweig der Schnurkeramik, die ich die Oderschnurkeramik nenne, von Westgalizien aus in Abschnitt III und IV nachfolgt.

Diesen beiden Kulturen, der Kugelflaschen und der Schnurkeramik, voran geht in Nordostdeutschland als Zeugnis einer ersten jungsteinzeitlichen Besiedlung dortiger Gegend ein Ableger nordischer, wahrscheinlich

dänischer, Megalithkultur, der aus ihrem Formenreichtum im wesentlichen nur den Trichterrandbecher (Textabb. 49, vgl. Abb. 14—16, Taf. III), und das Kragenfläschchen (Textabb. 50, vgl. Abb. 10, Taf. II) beibehält, aber in seinem

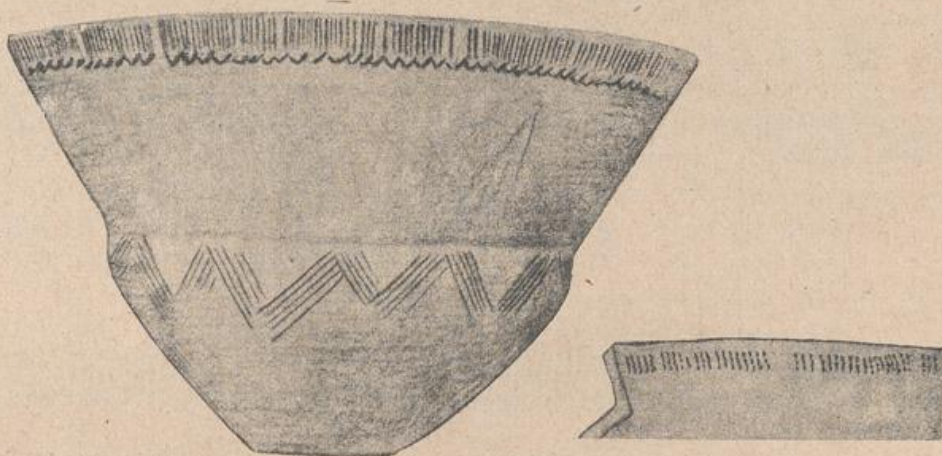


Abb. 49. Kaldus, Kr. Kulm, Westpreußen; a) Ansicht, b) Randinneres. (Kossinna: Mannus II, 65.)

südöstlichen Ausbreitungsgebiet (Polen, Galizien) noch die schöne Form des Mondhenkelkruges aus dem nordböhmischen Kreise nordindogermanischer Kultur (Abb. 51, Taf. VI) hinzugewinnt.

Bei dem Ostzweige der Kugelflaschen (Textabb. 52) wird die Zahl der Henkel öfter auf vier erhöht, auch gleiten die Henkel oft vom Halse etwas abwärts, auf die Schulterhöhe. Abb. 53, Taf. VI zeigt einen in noch mehr Punkten abweichenden und weitergebildeten Typus: die Schulterfransen sind hier zu vollkommen senkrechten Pfeilerartigen Bändern umgestaltet, die fast bis zum Boden des Gefäßes herabreichen. Bei einer anderen Reihe entartet das Schulterfransenmuster in anderer Weise, indem das umlaufende Horizontalband, an dem die Franssen hängen, immer breiter gestaltet wird (Textabb. 54), derart daß es immer tiefer herab den Gefäßbauch bedeckt und für die Franssen selbst schließlich kein Raum mehr übrig bleibt: und so ist aus der senkrechten Richtung des Ziermusters eine wagrechte geworden. Sowohl die Entartung der Gestalt des Kugelbauches, als die eigentümliche nahe Aneinanderrückung der beiden am Halse befindlichen Ösen, die für die jüngere Entwicklung der ganzen Keramik dieses Kreises charakteristisch ist, zeigt, daß wir uns hier



Abb. 50. Kr. Ohlau, Schlesiens;
12 cm h.
(Kossinna: Mannus II, 63.)

schon in Abschnitt III (Tabelle 1) der jüngeren Steinzeit befinden. Zum Kulturkreise der Kugelflaschen gehören noch als Begleitgefäße hohe weit offene Näpfe mit vier symmetrisch verteilten Henkeln (Textabb. 55), sowie

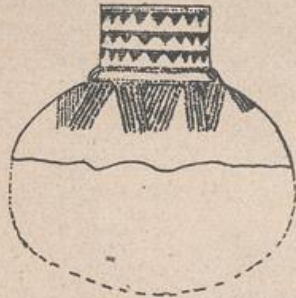


Abb. 52. $\frac{1}{3}$. Zechlau, Kr. Schlochau, Westpreußen.
(Kosfinna: Mannus II, 68, 26.)



Abb. 54. $\frac{1}{6}$. Sudow, Kr. Saagig, hinterpommern.
(Kosfinna: Mannus II, 68, 24.)



Abb. 55. $\frac{1}{6}$. Köben, Kr. Steinau, Niederschlesien.
(Kosfinna: Mannus II, 69, 28.)



Abb. 56. $\frac{1}{6}$. Krehbel, Kr. Schwerin, Prov. Posen.
(Kosfinna: Mannus II, 69, 29.)



Abb. 57, 58. $\frac{1}{6}$. Hammelstall, Kr. Prenzlau, Udermarl. (Kosfinna: Mannus II, 71, 39, 40.)



Abb. 59. $\frac{1}{3}$. Puschwitz, Kr. Neumarkt, Schlesien.
(Kosfinna: Mannus II, 73, 46.)



Abb. 60. $\frac{1}{4}$. Gnichwitz, Kr. Breslau.
(Kosfinna: Mannus II, 73, 44.)

niedrige Näpfe mit zwei unsymmetrisch nahe beieinander gestellten Henkeln, endlich eine Krugart mit Doppelhenkeln in der gleichen jüngern Stellung (Textabb. 56).

Die ostdeutsche oder Oderschnurkeramik hat zwar Ähnlichkeit mit der Elb-Saale-Schnurkeramik, tritt indes in der Hauptsache selbständig auf. Ihr fehlt die charakteristische Amphore fast ganz; um so zahlreicher erscheinen bei ihr die Becher. Die Hauptart des zwei- oder vierfüßigen Schnurbeckers ist in gerader einheimischer Abstammung entwickelt aus dem jüngeren Trichterrandbecher und zwar im unteren Odergebiet (Textabb. 57, 58); seine Gestalt ist in die Breite gegangen, der Umriß geschweift, verwaschen. Öfter mischt sich herein die Henkelasse und namentlich ein blumentopfartiger steilwandiger Becher (Textabb. 59), und in Schlesien kommt dazu noch ein schlauchartiger schlanker Henkelkrug (Textabb. 60), der in gleicher Weise bei der aus dem Saalegebiet stammenden nordböhmischnurkeramik sich findet.

Die Kulturen der Kugelflaschen und der Schnurkeramik sind überall ausgezeichnet durch starkes Auftreten von durchlochtem Streithämmern, die in sauberster Ausführung jene herrlichen nordischen Formen aufweisen, auf die wir später im Zusammenhange eingehen werden (Abb. 109—112).

Die Keramik aller bisher genannten Kulturen mit alleiniger teilweiser Ausnahme des Rössener Stiles bewegte sich streng im nordindogermanischen Stile, wies keinerlei Einflüsse von südindogermanischer Seite her auf und brachte bei ihrem Vordringen zuerst nach Mitteldeutschland nebst Böhmen und Mähren, dann auch nach Süddeutschland, die vorausliegende Keramik der Donaukultur gänzlich zum Erlöschen. Anders bei dem Rössener Stile. Auch dieser ist vollkommen nordisch in der Zierweise, doch in den Formen der Gefäße nur zum größeren Teile.

Wir sahen schon als Beispiele, daß die prächtige Fußvase (Abb. 32, Taf. IV) aus der nordwestdeutschen Megalithvase (Abb. 13, Taf. II), die eingekerbte Fußschale (Abb. 33, Taf. IV) ebenfalls aus einem nordwestdeutschen Vorgänger (Abb. 12, Taf. II) sich entwickelt hat. Dagegen stammen die kugelförmigen Näpfe (Abb. 34, Taf. IV) mit eingekerbtem Halse aus der südindogermanischen Kultur. Während nun in Sachsen-Thüringen die Rössener Kultur durch die Kulturen der jüngeren Mittelelbe-Megalithik, den Anhalt-Latdorfer Stil und den Stil der Kugelflaschen verdrängt wird, so daß sie ohne Nachfolge verschwindet, erlebt ganz andere Schicksale der rheinische Abkömmling des thüringischen Rössener Stils. Mit seiner Mersteiner und Heidelberger Unterart setzt dieser rheinische Ableger neue Triebe an, die weiterhin schönste Blüten zeitigen. Dort in Südwestdeutschland entstehen so die drei Stufen der „südwestdeutschen Stichtkeramik“: Friedberger, Eberstädter, Großgartacher Stil. Nacheinander erfahren diese Stile immer kräftigeren Einfluß von der unterdrückten und scheinbar verschwundenen Urkultur der

X
B

Abb. 66.
¹/₄.

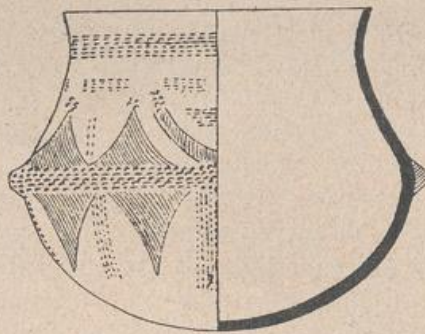


Abb. 67. ¹/₄.

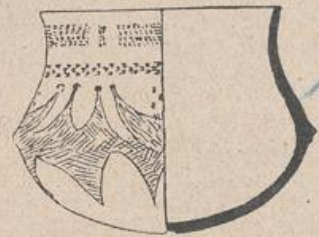


Abb. 68.
¹/₄.

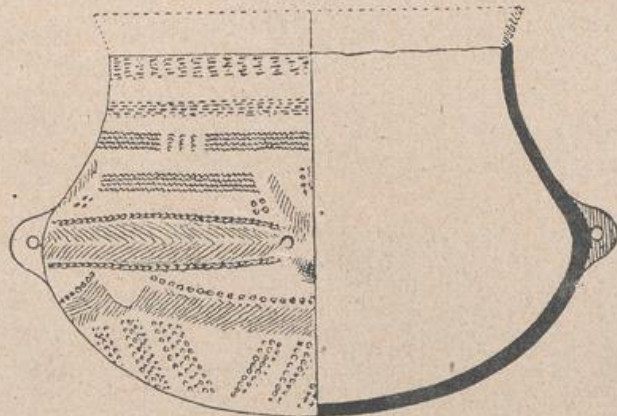


Abb. 69.
¹/₄.

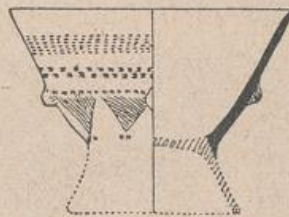


Abb. 70.
¹/₄.

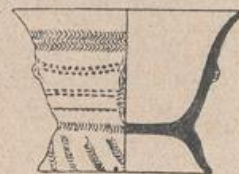


Abb. 71.
¹/₄.

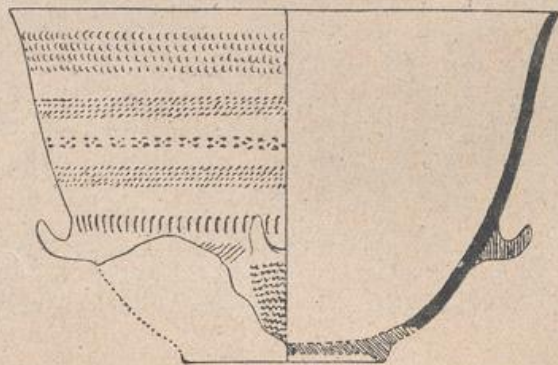


Abb. 66—71. Eberstädter Stil: Eberstadt, Oberhessen.
Abb. 66—68. Gefäße mit Bauchtnid; Abb. 69, 70. Fußbecher. Abb. 71. Glockengefäß.
(Bremer: Prähist. Zf. 1913, S. 404, 409, 411.)

dortigen Südindogermanen, die in dem Hinkelsteinstil ihr frühestes festes Gepräge gefunden hatte. Der Hinkelstein liegt bei Worms, Friedberg und Eberstadt liegen in der oberhessischen Wetterau, Großgartach am Neckar bei Heilbronn.

Der Hinkelsteinstil hat in der Hauptsache nur zwei Gefäßformen: erstens den Kumpf mit rundem Boden, horizontaler Randverzierung und reichem Zickzack-, später Rauten- und Dreieckband auf dem Gefäßbauche (Abb. 61, Taf. VI), zweitens den ebenso verzierten Fußbecher. Anfangs ist die Bauchverzierung ein einheitliches Ganzes. Später wird an beiden Gefäßarten ein Horizontalband als Ring um den Bauch gelegt, der das Ornament in eine obere und eine untere Hälfte spaltet (Abb. 62, 63) und endlich zu einer



Abb. 72. $\frac{1}{3}$.

Abb. 73. $\frac{1}{3}$.

Abb. 72, 73. Gefäße vom Großgartacher Stil.

Großgartach: 72 Napf; 73. Flasche, beide weiß eingelegt (nach Schliz).

Bauchkante sich auswächst, auf die sich Ösenknäufe setzen. Diese jüngere Gestaltung des Hinkelsteiner Stiles ist es, die auf die Fortentwicklung der südwestdeutschen Sticht Keramik von Nierstein-Heidelberger Herkunft den größten Einfluß ausübt.

Schon beim Friedberger Stil mit seiner noch vollkommen megalithischen teppichartigen Musterbedeckung der Gefäßwand sehen wir, daß zwar das glockenförmige Gefäß (Abb. 64, Taf. VII) noch den Standring sich bewahrt, die Vase (Abb. 65, Taf. VII) ihn aber unter dem Hinkelsteineinfluß bereits abgeworfen hat. Die Hauptmasse der verzierten Gefäße des Eberstadter Stiles (Textabb. 66—68) zeigen den Bauchknick des jüngeren Hinkelsteins bereits voll ausgebildet und als Regel, und desgleichen lebt hier der Hinkelsteiner Fußbecher (Textabb. 69, 70) fort, doch auch das Friedberger Glockengefäß (Textabb. 71), das auch jetzt noch den Standring bewahrt.

Und der am Schlusse dieser nord- und südindogermanisch gemischten Kulturenreihe stehende Großgartacher Stil (Textabb. 72, 73 und Taf. VII,

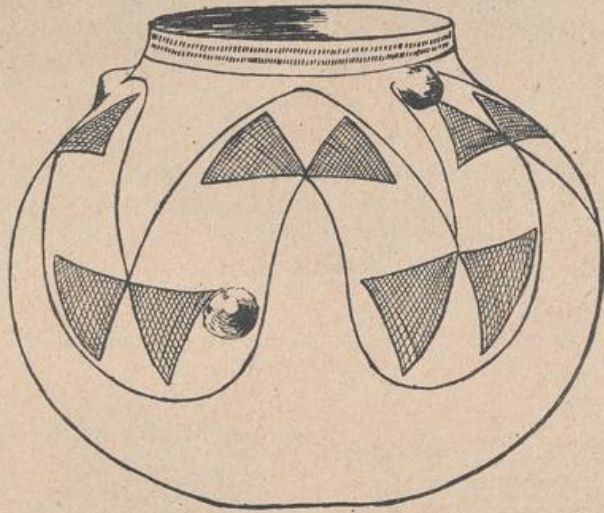


Abb. 77. 25 cm h. Sauerbach in Oberhessen.

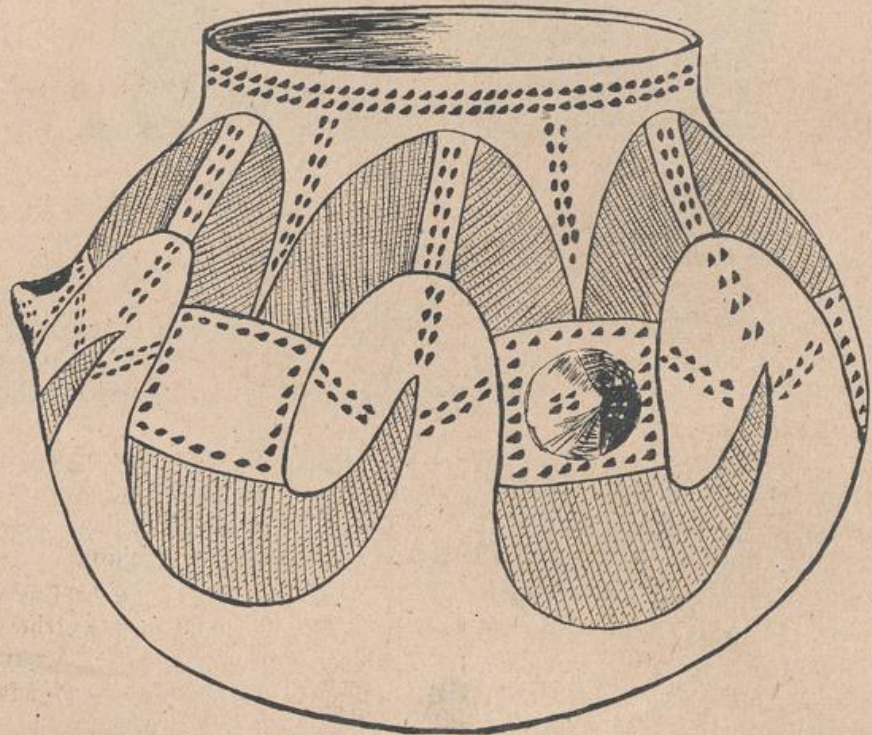


Abb. 78. 18 cm h. Monsheim bei Worms.
Abb. 77. 78. Spiralkeramik des Plaidter Stiles. (Koechl: Mannus VI, 59 ff.,
Abb. 16, 12.)

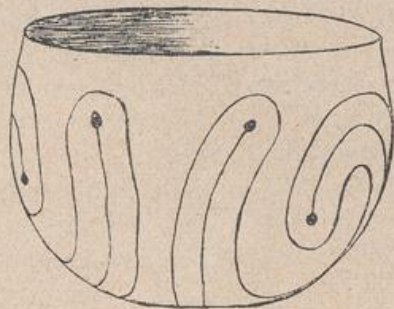


Abb. 79. 10,5 cm h.

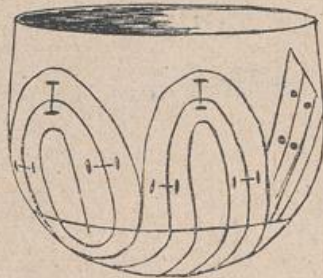


Abb. 80. 10,1 cm h.

Abb. 79. 80. Monsheim bei Worms.

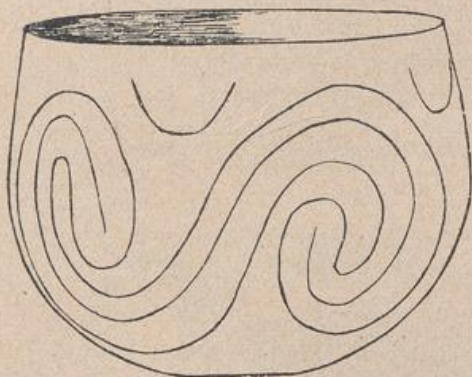


Abb. 81. 18,5 cm h.

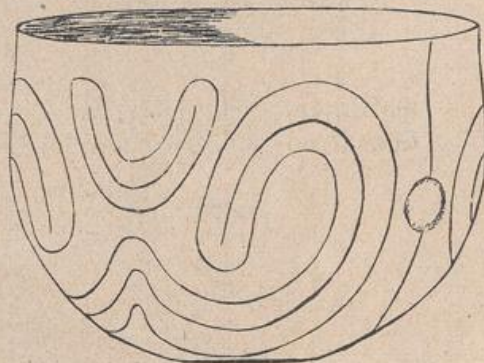


Abb. 82. 13 cm h.

Original Keramik

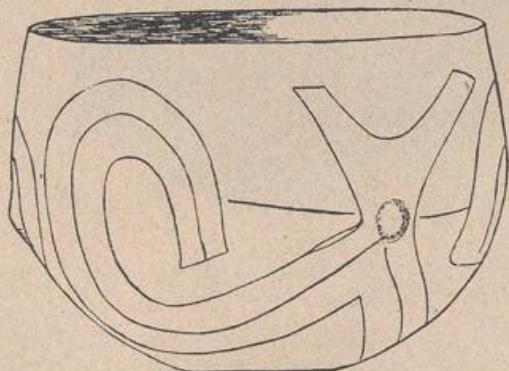


Abb. 83. 13,5 cm h.

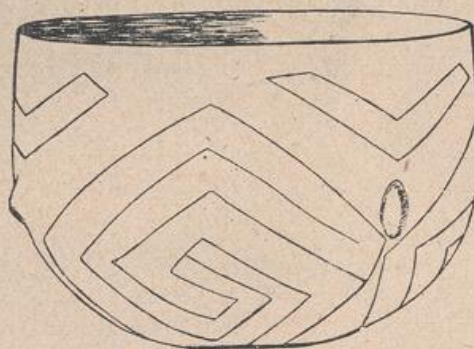


Abb. 84. 12,5 cm h.

Abb. 81—84. Glomborn bei Worms.

Abb. 79—84. Spiral-Mäanderkeramik des Glomborner Stiles.
(Koechl: Mannus VI, S. 56 ff., Abb. 8, 10, 1—4.)

Abb. 74, 75) scheint mit seiner starken Betonung des im Eberstadter Stile erst seltener auftretenden Girlandenmotivs sowie in der Übernahme der Flaschenform (Textabb. 73) nicht mehr unberührt zu sein von der ältesten Stufe

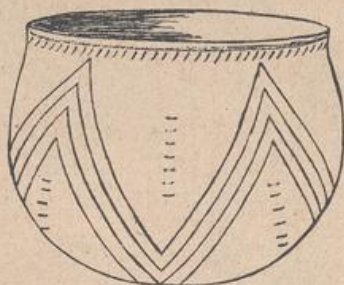


Abb. 76. 10,2 cm h.
Mölsheim bei Worms. Spiral-
keramik des Plaidter Stiles
(Koehl: Mannus VI, 58,
Abb. 11.)

rein südindogermanischer Kultur, nämlich der Spiralkeramik. Diese hatte sich mittlerweile auf langer und langsamer Reise aus ihrer ostdonauländischen Heimat bis nach dem Mittelrhein begeben und tritt hier zunächst in unveränderter Gestalt auf. Denn der Glomborner Stil, die eigentliche Spiralkeramik, zeigt mit ihren Spiral- und Mäanderverzierungen (Textabb. 79 bis 85 und Taf. VII, Abb. 80) den südosteuropäischen Einfluß so machtvoll, daß er ohne eine starke Einwanderung einer ihn tragenden südosteuropäischen Bevölkerung in das ihr stammlich nah verwandte

süddeutsche Gebiet schwer verstanden werden kann. Weit geringer ist die Einwirkung donauländischer Formen bei der jüngeren Abart der Spiral-



Abb. 85.

Abb. 85. 17,6 cm h. Glomborn bei Worms.
Spiral-Mäanderkeramik des Glomborner
Stiles. (Koehl: Mannus VI, S. 57,
Abb. 5.)



Abb. 89. 1/2.

Abb. 89. Jordansmühler Stil. Woischwitz,
Kr. Breslau: Doppelhantelkrug.
Mus. Breslau.

keramik, dem Plaidter Stil, der sich in der Gefäßform und Ornamentverteilung an den Hinkelsteiner Stil, in der Technik der Zierweise, dem immer noch bestehenden Vorherrschen des Stichs, an den Großgartacher Stil anlehnt

(Textabb. 76—78 und Taf. VII, 76, 78). Das Skelettgräberfeld von Glomborn liegt in der Umgebung von Worms; Plaidt in der Eifel dagegen ist bekannt geworden durch den Fund eines größeren Wohnplatzes.



Abb. 90. Krenowitz bei Austerlitz, Mähren. (Kossmia: Mannus IV, 178, 6.)

Abgeschlossen wird die süddeutsche Steinzeitentwicklung durch den Einbruch der Schnurkeramiker in Abschnitt III und IV (Tabelle 2), der in der Hauptsache wiederum aus dem ostthüringischen Urheimatgebiete der



Abb. 97. Scharfa bei Liboc, Böhmen: Gefäß vom Plaidter Stil; zuerst Zickzack eingeritzt, dann Spiralen übergemalt (Mannus III, Taf. XXX).

Schnurkeramik nach dem Mittelrhein und weiter stromabwärts nach dem Niederrhein dringt (Abb. 86—88, Taf. VIII).

Es bleibt noch übrig, einen kurzen Blick auf die Entwicklung der südindogermanischen Kulturen im östlichen Mitteldeutschland und in Österreich-Ungarn nebst Osteuropa zu werfen.



Abb. 104. $\frac{1}{3}$.



Abb. 105. $\frac{1}{4}$.



Abb. 110. $\frac{1}{3}$.



Abb. 111. $\frac{1}{4}$.



Abb. 106. $\frac{1}{3}$.



Abb. 107. $\frac{1}{3}$.



Abb. 108. $\frac{1}{2}$.



Abb. 109; etwa $\frac{1}{3}$.

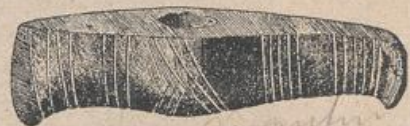


Abb. 112. $\frac{1}{3}$.

Abb. 104—112. Norddeutsche Streitärte aus Selsgestein.

104. Schwaneberg, Kr. Prenzlau, Prov. Brandenburg: Amazonenart; ältere Ganggräberzeit (nach Schumann, Steinzeitgräber der Udermark). 105. Burtshude, Prov. Hannover: eine gleiche, jüngere, mit Zierfurchen (nach Lindenschmitt). 106. Watendorf bei Preetz, Holstein (nach Meistorf, Vorg. Alt. 96): „flacher“ brandenburgischer Typus. 107. Schleswig-Holstein, (nach Meistorf, V. A. 92): Vorstufe jütändischer Bootärte. 108. Uhlenberg bei Brauel, Kr. Zeven (nach Mannus I, 263, Abb. 3): Vorstufe jütändischer Bootärte, Periode der jütländischen Bodengräber. 109. Jordansmühl, Kr. Nimptsch, Schlesien: nordisch-ostdeutsch-österreichischer sechsantiger Typus. 110. Hohenleipisch, Kr. Liebenwerda, Prov. Sachsen; Germ. Mus. Nürnberg (Katalog 4753). Vieltantiger Hammer der schnurteramischen Kultur in Thüringen. 111. Töpliwoda, Kr. Münsterberg, Schlesien: „flacher“ brandenburgischer Typus. 112. Leimerwiz, Kr. Leobschütz, Oberschlesien: Serpentinhammer vom Ende der schnurteramischen Kultur, schlesischer Typus (109. 111. 112: Schlesiens Dorzeit N. S. III 1904, S. 23).

Gleichzeitig mit dem Rössener Stil und den älteren Mischstilen der südwestdeutschen Stichtkeramik entstanden im östlichen Gebiete Mitteleuropas die teilweise recht schönen Gefäßformen von rein donauländischem Stile des Jordansmühler Typus (Textabb. 89), mit dem in Mähren die dortige eigenartige bemalte Keramik (Textabb. 90) enge zusammen gehört. Der Jordansmühler Typus wird durch die in das große Gräberfeld von Jordansmühl, Kr. Nimptsch, Provinz Schlesien, eingestreuten beiden nordischen Gräber (Nr. 20 und 28), die einen starken Einschlag ostdeutscher Megalithkultur bergen, in den Abschnitt IIIa (Tabelle 2) eingereiht. Etwas früher, sowie etwas später scheinen zu fallen die beiden im Mittelgebiete Mitteleuropas, namentlich in Böhmen und Thüringen-Sachsen, aber auch in Schlesien entwickelten Stufen der Stichreihenkeramik (Abb. 91—93, Taf. VIII). Das Auftreten eines Stichreihenkrumpfes (Abb. 93) in einem brandenburgischen Steinfistengrabe zusammen mit Gefäßen vom jüngeren Kugelamphorenstile verweist den jüngeren Teil der Periode der Stichreihenkeramik an das Ende des Abschnitts III (Tabelle 2).

Hier im Osten gehören an den Beginn der steinzeitlichen Entwicklung der Donaukultur die beiden Stufen der Spiralkeramik an ihr Ende aber die osteuropäische bemalte Keramik. Während die Ursprungsgebiete beider Kulturen sich in Ungarn überschneiden, sendet die Spiralkeramik ihre Verzweigungen bis an die Westgrenzen Mitteleuropas vor (Abb. 94—103, Taf. VIII—X). Immerhin zeigt die bemalte Keramik Ostgaliziens und Südwestrußlands durch die Beziehungen zum nordindogermanischen Anhalt-Latdorfer Stile, mit dem sie die Erscheinung der zu heiligem Gebrauche bestimmten Handpauken, sowie die Häufigkeit heiliger Zeichen auf diesen Handpauken und sonst auf Tongefäßen gemein hat, daß sie der gleichen Zeit wie dieser Stil angehören muß (s. oben S. 28).



Abb. 113. $\frac{1}{2}$.

Sünen: Nationalmuseum, Kopenhagen.

Schönster aller germanischen Feuersteindolche; Periode der Steinplattentistengräber, genauer: Beginn der mitteleuropäischen Bronzezeit (nach Nordiske Fortidsminder 1902 Taf. XXXVIII).

Wir haben nun die Keramik der Nord- und der Südindogermanen in so ausgiebiger Weise kennen gelernt, wie es für unsere Zwecke nötig erscheint.

Nirgends, so sahen wir, zeigt diese mitteleuropäische Keramik auch nur die Spur einer Abhängigkeit vom Orient oder von Südeuropa; und doch herrscht überall ein feiner Geschmack in der Formgebung und eine schöne Erfindungsgabe in der so mannigfachen Gestaltung der an sich sehr einfachen Ziermotive, so daß auch ein kunstverwöhntes Auge mit Gefallen auf diesen Erzeugnissen ruhen kann. Wenn ich also zu Beginn dieser Darstellung bemerkte, wir haben uns der mitteleuropäischen Steinzeitkulturen gegenüber Südeuropa nicht zu schämen, so war das nicht zu viel, sondern zu wenig gesagt: wir können stolz auf sie sein.

Noch etwas anders liegt die Sache bei den Steinwaffen Mitteleuropas. Um wahrhaft künstlerische Erzeugnisse auf diesem Gebiete nicht nur vereinzelt, sondern sogar als Durchschnittsercheinung anzutreffen, müssen wir das Donaugebiet außer Spiel lassen und uns auf Norddeutschland und Skandinavien zurückziehen. Es genügt, nur einige Muster norddeutscher Streitärte vorzuführen, um die liebende Sorgfalt und das feine Kunstempfinden, mit dem hier der Selsstein behandelt worden ist, in helles Licht zu setzen (Textabb. 104—112). Nirgends in der Welt eine solche Schönheit der Steinwaffen, wie im nordischen Gebiete. Ich verweise im Besonderen auf die Doppelärte, die man auch Amazonenärte nennt (Textabb. 104, 105), auf die jütländischen (Textabb. 106—108) und die ostdeutsch-schwedischen sechskantigen Streitärte (Abb. 109), auf die zur Schnurkeramischen Kultur gehörigen vielkantigen Streitärte (Textabb. 110, 111) und die schlesischer Serpentinärte vom Zobtentypus (Textabb. 112).

Bewundern wir schon die hohe Technik und die geradezu klassische Schönheit der Formgebung bei diesen Arbeiten in Selsarten, so findet unser Staunen kaum noch eine Grenze bei den Kunstwerken in Feuerstein: hier erscheint ein Adel, wie er nirgends sonst, auch nicht auf den technisch gleich hochstehenden ägyptischen Feuersteingeräten zu finden ist, was längst schon mit Recht hervorgehoben worden ist. Lanzenspitzen und Griffdolche aus Feuerstein bis zu einer Länge von 44 cm und einer Breite von 8 cm sind ein Beweis von hochentwickeltem Luxus und von Pracht (Textabb. 113).

Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib im Dunkeln, unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.
Goethe.

3. Bronzezeit.

Hinfälligkeit der früheren Ansichten über asiatischen Ursprung der Erfindung der Bronze; größere Wahrscheinlichkeit ihres westeuropäischen Ursprungs. — Die Formen der mittel- und nordeuropäischen Bronzekultur nicht durch die Kelten geschaffen, noch weniger durch die Phönizier oder Etrusker; auch die Bronzen selbst nicht vom Auslande her eingeführt, sondern einheimisch. — Die germanischen Bronzen in Form und Verzierung die hervorragendsten in ganz Europa. — Geringeren Wert besitzen die Bronzen der Kelten in West- und Süddeutschland nebst Ostfrankreich; ebenso die Bronzen in Großbritannien; ebenso die Bronzen der Illyrier in Westungarn, Nordösterreich und Ostdeutschland, sowie die der Italiker. — Fremdartig steht diesen europäischen Kulturen gegenüber die kretisch-mykenische Kultur. — Überlegenheit germanischen Kunstsinns in der Gestaltung der Waffen, namentlich der Schwerter, und des Goldschmucks des Kriegers, sowie des reichen Bronzeschmucks der Frau. — Die „Luren“ der jüngeren Bronzezeit; Musik und Dichtkunst der Germanen. — Denkmäler der Verehrung des Himmelsgottes, der Sonnen- und Blüthgott zugleich ist. Das reitende Bruderpaar als Sommer- und Wintergott. — Einwirkung der Kelten auf die Germanen in Nordwestdeutschland und umgekehrt, ebenso der Illyrier auf die Germanen in Nordostdeutschland und umgekehrt. — Großartigkeit der germanischen Spiralverzierung, die alteinheimischer Besitz und nicht unter mykenischem Einfluß entstanden ist. — Die germanische Sicherheitsnadel ist eine einheimische Erfindung, älter als die oberitalische und deren Vorbild gewesen. — Ebenso sind die verschiedenen Arten der Griffzungenschwerter einheimisch germanisch, von den Illyriern übernommen, nach Italien gekommen und von hier, wie die Sicherheitsnadeln, nach Mykenä, Kreta und selbst nach Ägypten. — Periodenteilung; absolute Zeitbestimmung.

Alles das Schöne und Große, was die Steinzeit Mitteleuropas geleistet hat, gehört zu Kulturen von Völkern, die wir in frühester geschichtlicher Zeit in Mitteleuropa größtenteils überhaupt nicht mehr antreffen, wie die Mehrzahl der Südindogermanen. Denn am Ende der Steinzeit haben diese nicht nur Mitteleuropa, sondern größtenteils sogar Europa verlassen, um als Arier nach Asien überzutreten, und nur noch der nördlichste Zweig der südindogermani-

schen Thrafer reichte über das östliche Ungarn nahe an Mitteleuropa heran. Aber auch von den Nordindogermanen sind um dieselbe Zeit die Ur-Griechen und die Ur-Italiker aus Mitteleuropa abgewandert. Und in frühgeschichtlicher Zeit, d. h. um Chr. Geb., finden wir dort neben der Hauptmasse der Germanen nur noch Reste der sonst ins Nordbalkangebiet übergetretenen Illyrier, die in Westungarn und Österreich unter dem Namen der Pannonier sich befinden, und ebenso nur noch Reste der zumeist nach Nordfrankreich und England übergesiedelten Kelten in West-, Süddeutschland und der Schweiz. Der Bereich der gleichfalls nordindogermanischen Germanen beschränkte sich in ihrer frühesten Stammesgruppierung ausgangs der Steinzeit auf Südkandinavien, Dänemark und das nächstliegende Norddeutschland. Daß diese urgermanischen Gebiete in jener frühesten Bildungsperiode dem soeben ausführlich geschilderten Mitteleuropa vollkommen ebenbürtig zur Seite stehen, bedarf keiner besonderen Darstellung oder nur Hervorhebung. Haben wir doch am Schluß des Steinzeit-Kapitels auch Einzelheiten dieses germanischen Gebietes vorgeführt, wie z. B. die in rätselhaft hoch gesteigerter Kunstfertigkeit und gleichwertig feinem Kunstempfinden hergestellten Waffen aus Feuerstein, denen wir nur mit kopfschüttelndem Erstaunen gegenüberstehen können.

Noch viel Erstaunlicheres bietet die germanische Bronzezeit, d. h. die Kultur eines Gebietes, das sich nicht auf Skandinavien und Schleswig-Holstein beschränkt, sondern sich auch über einen breiten Küstenstrich Norddeutschlands erstreckt, zuerst nur zwischen Ems und Oder, später, während der jüngeren Bronzezeit, zwischen Ems und Weichsel. Und dieser Umstand, daß die germanische Leistung während der Bronzezeit so erstaunlich hoch ist oder richtiger nur, daß die Überlieferung des germanischen Eigens gerade dieser Zeit infolge Zusammentreffens verschiedener förderlicher Umstände so viel reicher ist und für uns lernbegierige Nachfahren so viel günstiger sich gestaltet hat, als die der Denkmäler späterer Zeit, macht es erklärlich, daß die Forscher, die außerhalb des Gebietes der germanischen Bronzekultur wohnten, anfangs nicht an den Eigenwuchs dieser germanischen Kultur glaubten.

Die Bronzeerfindung sollte ja überhaupt aus dem Orient stammen: zuerst riet man natürlich auf Indien; als man dort aber vergebens nach nennenswerten Zeugnissen einer Bronzekultur suchte und in der Hauptsache nur Kupfergeräte fand, ging die Vermutung auf Mesopotamien. Doch auch hier sind bisher keine besonderen Erfolge für die Allbabylonisten zu verzeichnen gewesen. Der gesamten vorderasiatischen Bronzekultur mangelt die reiche Entfaltung wie sie die europäische, namentlich in Italien und im germanischen Norden, aufweist; statt dessen zeigt sie eine merkwürdige Unfähigkeit zur Weiterentwicklung ihrer Formen. Und die Anfänge dieser orientalischen Bronzezeit lassen sich selbst für Ägypten, wo jetzt eine genaue absolute Zeitbestimmung, d. h. eine Zählung nach Jahrhunderten, bis ins 4. Jahrtausend

vor Chr. mit Sicherheit festgelegt werden konnte, nicht weiter als bis ins 19. Jahrhundert zurück verfolgen, also nicht in so frühe Zeit setzen, wie die Anfänge der europäischen Bronzezeit. Zudem verbietet schon der in allem und jedem abweichende Charakter der ägyptischen, wie der vorderasiatischen Formen der Bronzezeit gegenüber der europäischen Bronzezeit an sich hier die Annahme eines orientalischen Einflusses auf Europa.

Wichtiger noch als die Frage der Bronzeerfindung war die Frage, auf welchem Wege die Kenntnis dieser Erfindung in den Norden gekommen sei, und ob die nordischen Bronzen selbst einheimisch oder eingeführt wären. Als der Rektor Danneil in Salzwedel auf Grund seiner Ausgrabungsergebnisse und ebenso der Museumskonservator Chr. J. Thomsen in Kopenhagen auf Grund der dänischen mehr aus Zufallsfunden zusammengesetzten vorgeschichtlichen Sammlung, also jeder in selbständiger Weise, das sog. Dreiperiodensystem entdeckt hatten, d. h. die zeitliche Folge eines Steinzeitalters, Bronzezeitalters und Eisenzeitalters, und diese Lehre zufällig zu gleicher Zeit, im Jahre 1836, veröffentlichten, da hatte man im Norden und in Norddeutschland die Meinung, die in Südeuropa entstandene und dort zu Homers Zeiten herrschende Bronzezeit sei später, aber noch vor Cäsar, zu den Kelten nach West- und Mitteleuropa vorgebracht und schließlich in frühgeschichtlicher Zeit, etwa um Chr. Geb., zu den Germanen gekommen, wo sie bodenständig geworden sei, nachdem inzwischen in Südeuropa die Bronzezeit längst durch eine Eisenzeit verdrängt worden war. Wenn diese Anschauung auch noch sehr weit entfernt war von einer richtigen Einschätzung der europäischen Kulturverhältnisse zur Bronzezeit, so war sie doch für ihre Zeit gewiß erstaunlich vernünftig. Da sie aber für den germanischen Norden eine gewisse Selbständigkeit frühgeschichtlicher Kulturschöpfung behauptete, konnte sie in Deutschland nicht durchdringen gegenüber jenen damals aufkommenden Neigungen der Wissenschaft, in phantastischer Weise eine ins Maßlose gesteigerte Kulturhöhe der Kelten, gewissermaßen eine keltische Weltherrschaft anzunehmen. Die „Keltomanen“ schrieben die Herstellung der schönen Bronzen in ganz Europa ausschließlich den Kelten zu und ließen diese nach ihrer Ansicht das klassische Griechentum an Höhe womöglich noch überragende keltische Bronzezeit in Mitteleuropa durch den Einbruch der noch in steinzeitlicher Roheit zurückgebliebenen Germanenhorden vernichtet werden. Jahrzehntlang konnte damals in großen Teilen Deutschlands kein Stückchen Bronze aus alten Gräbern gehoben werden, ohne Jammer und Verwünschung über die barbarische Vernichtung einer uralten Kultur durch dieselben Germanen, deren angeblicher Zerstörungslust ja schon eine andere angebliche Kulturzerstörung, der Untergang der römischen Bildung, auf die Rechnung geschrieben wurde. Dem nationalen Gewissen wurde somit eine neue schwere Last in leichtfertigster Weise aufgewälzt. Die Sorge, ob dies wissenschaftlich zu verantworten sei, beunruhigte die Keltomanen wenig, entsprach ihr Treiben

doch so recht dem deutschen Hange zur Selbstanlage. Und selbst ein in manchen Dingen auch auf dem Gebiete der Vorgeschichte trefflicher skandinavischer Forscher, der schwedische Zoologe Sven Nilsson, verfiel der Keltomanen-Seuche; auch er ließ in der ersten Auflage seines Buches über „Die Ureinwohner des skandinavischen Nordens“ während der Bronzezeit Skandinavien von Kelten bevölkert sein (1843). Bezeichnend für das allgemein herrschende wissenschaftliche Vorurteil der ersten Hälfte und der Mitte des vorigen Jahrhunderts sind die Worte des Wiener Historikers Mathias Koch: Für deutsche Länder kann als Regel gelten, daß die in Gräbern gefundenen Anticaglien von Bronze und Gold, wenn sie nicht römisch sind, notwendigerweise keltisch sein müssen, weil es der Kulturgeschichte widerstrebt, sie den Germanen anzueignen. . . . Gräber, deren ganze Waffen- und Anticaglienbeigabe aus Bronze besteht, sind ausgemacht keltisch und werden nie anders gedeutet werden können (1856).

Wie jede Seuche, so erlebte auch die Keltomanie in Deutschland ihren Höhepunkt und dann ihren raschen Verfall, freilich nur um von einer anderen Seuche abgelöst zu werden. Diese neue Krankheitserscheinung, die uns heute noch weit unbegreiflicher und widerwärtiger erscheint als die Keltomanie, war die Phönizier-Seuche. Wir haben uns mit ihr schon im Steinzeit-Kapitel beschäftigen müssen, als wir die Frage der Erfindung unserer Schrift erörterten (oben S. 17f.). Wir sahen, daß merkwürdige Umstände in der griechischen Kultur- und Ausbreitungsgeschichte den Grund zu der falschen Auffassung der Bedeutung der Phönizier gelegt hatten. Zu den wirklich fieberhaften Phantasien über die Phönizier als Schöpfer der Kultur und Bildung des gesamten Europa schritt man aber erst im 19. Jahrhundert fort, dank der angeblich voraussetzungslosen, tatsächlich jedoch in einen Rattenkönig von Vorurteilen tiefst verwickelten deutschen Wissenschaft, an deren Spitze in dieser Frage der völlige kritiklose Forscher Movers stand. Der Einfluß seines bändereichen Geschichtswerkes über die Phönizier hat noch den ersten Band der berühmten Deutschen Altertumskunde von Karl Müllenhoff in so bedauerlicher Weise tief geschädigt.

Es wurde oben schon bemerkt, daß der phönizische Seehandel erst in die Zeit des 10.—8. Jahrhunderts vor Chr. gehört. Durch Anlage von Kolonien an den Küsten des Mittelmeeres suchten die Phönizier den Seehandel und die Seeherrschaft sich zu sichern; doch geschah das nicht längst in dem Maße, namentlich nicht an den griechischen Küsten, wie es die frühere Geschichtsschreibung (M. Dunder, S. Curtius, J. Burckhardt, H. Kiepert, C. Wachsmuth) annahm, der schon von dem kritischen Alfred v. Gußmuth vorgeworfen wurde, daß sie wahre „phönizische Reunionskammern“ eingerichtet habe.

Es bezeichnet darum den Höhepunkt des phönizischen Sieberanfalls in der neueren Wissenschaft, wenn der Schwede Nilsson, der mittlerweile seine überlebte Annahme keltischer Bronzezeitbevölkerung in Skandinavien

hatte fallen lassen, in der zweiten Auflage seines Werkes über die „Ureinwohner des skandinavischen Nordens“ die ganze Hinterlassenschaft der nordischen Bronzezeit den in Skandinavien tief eingedrungenen Faktoreien der Phönizier zuschrieb. Die Aussicht auf Gewinn aus dem Handel mit Bernstein und Pelzen und aus der reichen Fischereigelegenheit in den nordischen Meeren hätte die Phönizier bewogen, die Handelskolonien, die sie schon längs der westeuropäischen Küste und namentlich in England wegen seines Zinnreichtums angelegt hätten, von dort bis in den Süden und das Innere Skandinaviens vorzuschieben. Dort hätten sie eine noch halb wilde Bevölkerung angetroffen, die auf der Stufe der Steingräber sich befand, während sie selbst auf der Stufe der älteren Bronzezeit gestanden hätten. Alle skandinavische Bildung ruhe auf der Grundlage dieser phönizischen Kultureinfuhr, so der ausgebildete Ackerbau, die Bereitung von Meth und Bier, die entwickeltere Art der Fischerei, die vom Thunfisch des Mittelmeeres auf den Lachs des Nordens übertragen worden sei, so vor allem die größtenteils noch heute im nordischen Volke herrschenden religiösen Vorstellungen, insonderheit auch der Baaldienst, d. h. die Verehrung des Sonnengottes, dem die Phönizier im südenglischen Zinnland die großartigen Steintempel von Stonehenge und Avebury erbaut hätten und auf den auch die heiligen Zeichen des Orients hinwiesen (Spirale, Palmwedel usw.), die sich auf den Stein-Grabmälern zu New Grange bei Dublin, wie zu Kivik in Schonen befinden, ebenso die heiligen bronzernen Kesselwagen in den Gräbern von Pedatel bei Schwerin und Ystad in Schonen, die den vom Phönizier Hiram für den salomonischen Tempel geschaffenen entsprächen, endlich auch die heiligen Goldschalen des Nordens, die den goldenen Trankopfer-Schalen entsprächen, die Moses (2. Mos. 25, 29) auf Befehl des Jehovah für den Schaubrottisch anfertigen ließ. Daß die schönen älteren Bronzegegenstände und Bronzewaffen des Nordens von den dort angesiedelten Phöniziern geschaffen und nur von ihnen benutzt worden seien, wie sie nur in ihren dortigen Gräbern gefunden würden, zeige schon die Spiralverzierung. Nun fehlt zwar die Spiralverzierung den Semiten des Orients vollständig, man hielt sie aber zu Nilsons Zeiten, wie bis vor nicht zu langer Zeit für eine ägyptische Erfindung, weil sie vereinzelt und dazu in Entartung auch in Ägypten vorkommt und alles Ägyptische nach eingewurzeltem Vorurteile natürlich nur dort entstanden sein konnte. Wir wissen es jetzt besser. Aber Nilson machte es keine Gewissensbisse, wenn er nach der Formel: Ägypten ist Orient, Phönizien ist Orient, also ist Ägypten = Phönizien, die angeblich ägyptische Spirale nun gar auch den Phöniziern zueignete. Eine Bekräftigung seiner Ansicht sah er darin, daß die Griffe der alten nordischen Bronzeschwerter und Bronzedolche auffallend kurz sind, nur 5½ cm lang, was im Verein mit den für den Arm einer erwachsenen nordeuropäischen Frau oft viel zu enge gestalteten Gold- und Bronzearmbändern des Nordens die Gewißheit gäbe, daß Schwerter wie Armschmuck einer fleingewachsenen

orientalischen Bevölkerung angehört haben müßten. Nilsson wußte eben nicht, daß die Schwerter der älteren und mittleren Bronzezeit nur Stichwaffen waren und daß man bei diesen nur mit drei bis vier Fingern den Griff umfaßte, während der Daumen als Stütze der Hand auf den Oberteil der Klinge gestemmt wurde. Für diese Handhaltung haben die Griffe der alten Bronzeschwerter aber gerade die richtige Länge. Hiebschwerter dagegen waren erst die viel längeren und mit völlig veränderter Klingengestalt versehenen Schwerter der jüngeren Bronzezeit, die wegen dieser ihrer Größe, und weil sie der nun längst abgekommenen Spiralverzierung entbehren, von Nilsson als späte schlechte Nachahmung der alten phönizischen Schwerter aus der Hand der einheimischen nordischen Bevölkerung angesehen wurden.

Alles das, was Nilsson als Beweis vorbringt und ebenso, was er beweisen will, ist zwar an sich schon teils sofort, teils sehr bald als hinfällig erkannt worden. Es genügt indes schon die früher gegebene Feststellung, daß die Phönizier niemals an der westeuropäischen Küste gewesen sind, viel weniger in der Nord- oder gar in der Ostsee, um Nilssons Kartenhaus in sich zusammenstürzen zu lassen. Und für die Bronzezeit Europas könnte ja der wirklich festgestellte kurze phönizische Handel schon deswegen nicht die geringste Bedeutung besitzen, weil er einer Zeit angehört, die in Südeuropa bereits Eisenzeit ist und in Nordeuropa das Ende der Bronzezeit bedeutet, wo Eisen auch bereits häufig erscheint. Nilssons Buch fand trotz alledem reichen Beifall, wurde in die drei Welt-Kultursprachen übersetzt und begeisterte den Franzosen Rougemont dazu, in einer Nilssons Phantasien noch weit übertrumpfenden, fabelhaften Kompilation den Kulturträgerberuf der Phönizier auf die Semiten überhaupt auszudehnen (1866). Selbstverständlich hatte man in Deutschland nichts eiligeres zu tun, als auch dieses ausländische Machwerk, das sich „Die Bronzezeit oder die Semiten im Occident“ (1869) betitelt, einem hochgeehrten deutschen Publico durch Übertragung in das geliebte Deutsch so nahe wie möglich zu bringen.

Indes wie jede Verkehrtheit ihre Zeit hat, so war es auch mit dem Phönizierwahn: heute ist er längst eine wissenschaftlich überwundene Sache; und wenn er trotzdem in Laienkreisen noch weiter gehegt und gepflegt wird, so ist dies nach dem Gesetze der Trägheit nun einmal unvermeidlich. An diesem Urteil ändert auch die Tatsache nichts, daß ein auf dem Gebiete bronzezeitlicher Ausgrabungen in Spanien so epochemachender Forscher, wie der belgische Großindustrielle Siret, gleichzeitig den wunderlichen Laiensport treibt, über angeblich uralte vorgeschichtliche Reiche der Phönizier in Spanien und ihre übermächtigen Kultureinflüsse seit der frühesten Bronzezeit sich eine phantastische Märchenwelt zu ergrübeln, die er in zahlreichen dilettantischen Schriften den kopfschüttelnden Sachleuten mit bedauerlicher Hartnäckigkeit immer wieder auseinandersetzt.

War die Keltomanie in West- und Nordeuropa von dem Phönizierwahn abgelöst worden, so geschah dies in West- und Süddeutschland statt dessen durch den Römer- und Etruskerwahn, also durch eine italienische, eine südeuropäische Krankheit. Diese Krankheitsperiode entfesselte einen wahren Bronzekulturkampf, der sich bei den grimmigsten Stürmern und Drängern schließlich gar gegen die Ansicht vom Bestehen einer reinen Bronzezeit überhaupt, zum mindesten in West-, Mittel- und Nordeuropa, richtete. Ludwig Lindenschmit in Mainz war es, der im Verein mit Chr. Hostmann als der fanatischste Anhänger des Glaubens sich betätigte, alle besseren Bronzewaren der nordischen Bronzezeit wären etruskisches Fabrikat, und seiner kurzsichtigen Hartnäckigkeit ist es zuzuschreiben, wenn jener Kampf vier bis fünf Jahrzehnte lang, man kann sagen bis zum Tode Lindenschmits (1893) anhielt und eines der schwersten Hemmnisse für den raschen Aufschwung der deutschen Vorgeschichtsforschung wurde, die damals gegen die aufs schnellste fortschreitende dänisch-standinavische Forschung so stark ins Hintertreffen geriet, daß erst in unserem Jahrhundert dies Mißverhältnis wieder ausgeglichen ist.

Infolge der beschränkt historisierenden Auffassung, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die deutsche Vorgeschichtsforschung mit Ausnahme des trefflichen Schweriner Begründers der norddeutschen Prähistorie, Friedrich Eich, beherrschte, huldigten Lindenschmit und Hostmann allen Vorurteilen des antiken Südeuropa, insonderheit auch dem, daß die Völker nördlich der Alpen durchweg unkultiviert seien und zwar je weiter nach Norden, desto unkultivierter. Sie dachten sich die Steinzeit in Mittel- und Nordeuropa bis zu Chr. Geb. herabreichen, dann wäre eine Zeit gefolgt, wo die Germanen bar alles eigenen Könnens von den für sie abfallenden Brocken einer rein römischen Kultur gelebt hätten, bis dann endlich in merowingischer Zeit eine früheste allgemein germanische Metallkultur mit ausgeprägtem Stile entstanden sei, hervorgerufen durch die Schulung der Germanen an römischer Technik und römischem Geschmaç. Eine einheimische Bronzezeit der Germanen habe es nicht gegeben, könne es schon deswegen nicht gegeben haben, weil den herrlichen nordischen Bronzen keine gleich hochentwickelten Tongefäße zur Seite gehen, während sonst überall in Zeiten einer Kunstblüte Metalltechnik und Keramik gleich hohe Stufen erklimmen. Alle besseren Bronzegeräte seien vielmehr aus Italien eingeführt worden und in der Zeit vor Chr. als altitalisch-etruskische, in den Jahrhunderten nach Chr. einfach als römische zu bezeichnen. Nur wenn Lindenschmit einmal besonders sänftiglich gestimmt war, machte er wohl das Zugeständnis, die roheren und schlechter geratenen Bronzegegenstände könnten wohl als einheimisch-germanischer Nachguß der eingeführten südeuropäischen Bronzen gelten. Fragte man ihn aber, wie man diese beiden Klassen klar scheiden sollte, so hüllte er sich in ein Schweigen, das nur zu verdächtig war, weil es zeigte, daß er selbst nicht imstande war, die Scheidung vorzunehmen. Und dies kam wieder daher, daß man im vorigen Jahr-

hundert außerhalb des Kulturreichs der germanischen Bronzezeit nur in einigen Gebieten Europas eine reicher entwickelte Bronzezeit kannte, oder besser allmählich kennen lernte, wie in Ungarn, Böhmen, in der Schweiz, während in West- und Süddeutschland diese Kulturperiode damals noch fast unbekannt geblieben war und statt dessen die sog. merowingische Kultur im Vordergrunde der Ausgrabungen und der wissenschaftlichen Teilnahme überhaupt stand. So hat Lindenschmit Zeit seines Lebens eine recht mangelhafte Vertrautheit mit der Bronzezeit im allgemeinen und der germanischen Bronzekultur im besondern besessen. Unverwandt dagegen starnte sein Blick einerseits auf die verhältnismäßig so spärlich auftretenden getriebenen Bronzegefäße der süddeutsch-österreichischen Hallstattkultur, die auch wir noch heute teilweise als etruskische Einfuhr ansehen, anderseits auf die schönen germanischen Silber der Kaiserzeit, die man damals, mit Unrecht zwar, allgemein für römische Arbeiten hielt. Beide Klassen von Gegenständen beweisen natürlich gar nichts für die eigentliche Bronzezeit, der sie nicht angehören.

Zur Erklärung der Tatsache, daß die nordischen Formen der Bronzegeräte eben nur auf den Norden beschränkt, sonst aber in Europa nicht zu finden wären, verfielen Lindenschmit und Hofmann auf den abenteuerlichen Gedanken, daß die römischen Exportfabriken große Sammlungen von Mustern gehabt hätten, die sie für jedes Land je nach seinem Geschmack verschieden ausgestattet hätten. Also ein völlig moderner Betrieb im alten Rom — wahrscheinlich auch schon mit unzähligen Musterreisenden, denn vielfach haben charakteristische Formen ein außerordentlich kleines Herrschaftsgebiet, so daß ihr Gebiet zuweilen nur dem einer preußischen Provinz gleichkommt. Und noch wunderbarer ist wohl, daß selbst diese provinziellen Typen eine Jahrhunderte lange Entwicklung durchmachten, die sich in annähernd denselben Grenzen vollzieht. Sollte eine römische Fabrik ein so zähes Leben geführt oder ihre Muster zu typologischer Fortbildung an eine andere Fabrik vererbt haben, die diese nun wieder für genau dasselbe Absatzgebiet bearbeitete? Die sog. Gießereifunde, die aus Ansammlungen zerbrochener oder mißratener Bronzen bestehen — die ja durch ihren bloßen Metallwert einen Schatz darstellten —, sehr oft aber auch das Handwerkszeug des Gießers mit enthalten, sollten „Sammelerg“ darstellen, das zum Rücktransport nach den italienischen Fabriken durch die fahrenden südlichen Händler abgeholt wurde. Die etruskischen Händler selbst sahen wir in den so prachtvoll ausgestatteten Bestattungen der Baumfarggräber Schleswig-Holsteins und Jütlands, wo ihre Leichen in der nordischen „Wintertracht“ der Etrusker beerdigt seien; und was dieser Tollheiten mehr waren! Wenig liebenswürdig war es, daß man später diese Herren „Etrusker“, die oft übrigens in Gemeinschaft mit ihren Frauen die Nordlandreise ausgeführt haben müssen, als blondhaarige Leute erwies.

Da diese Gedanken und Beweisgründe gegen die germanische Bronzekultur in West- und Süddeutschland Jahrzehnte lang unverändert immer

von neuem erschienen, wurden sie bald zu alten Ladenhütern. Ihre Schöpfer arbeiteten damit so, wie Goethe es einmal darstellt: Gegner glauben uns zu widerlegen, wenn sie ihre Meinung wiederholen und auf die unserige nicht achten. Etwas Neues und, wie er meinte, Erfolgreiches brachte Hofmann in den Streit, indem er die Behauptung aufstellte, die wunderbaren schönen und oft sehr reich ausgeführten eingetieften Linienornamente, insonderheit die prachtvollen Spiralen, aber auch die langen tiefen Linienfurchen auf den Schwertklingen — die wir bald genauer kennen lernen werden (S. 67, 72) — könnten nur mit einem Gravierstichel aus gehärtetem Stahl in die Bronzeflächen eingeschnitten sein. Die Widerlegung dieser Behauptung war geliefert, als ein Kopenhagener Goldschmied auf einer Messingscheibe mit einer kleinen Messingpunze die schönen nordischen Spiralornamente in technisch übereinstimmender Weise, wenn auch natürlich nicht entfernt in gleicher Vollkommenheit einzuschlagen vermochte. Solche kleinen schmalen Meißelchen, Bronzepunzen, wie sie die Künstler der Bronzezeit auf die Bronzefläche aufgesetzt und dann mit einem kleinen Hammer hineingeschlagen haben müssen, waren aus den alten Gießersunden auch zur Genüge bekannt. Eine Untersuchung der Spiralornamente mit der Lupe schloß noch bestimmter die Möglichkeit einer Gravierung aus, da man nun die dicht nebeneinander gesetzten kleinen Einschlüge erkannte, aus denen sich die Kreislinien zusammensetzen, und ebenso auf der Rückseite der verzierten Flächen die schwachen Erhöhungen bemerkte, deren jede einem auf die Vorderseite geführten Punzenschlag entspricht.

Die feinste Untersuchung lieferte hier jedoch der vorzüglichste deutsche Vorgeschichtsforscher des 19. Jahrhunderts, der ausgezeichnete Königsberger Gelehrte Otto Tischler. Als Hofmann nämlich seinen Gravierstichel notgedrungen fallen ließ, nun aber immer noch die Anwendung von gehärteten Stahlpunzen als unbedingtes Erfordernis für die Herstellung der nordischen Bronzeornamente hinstellte, zeigte Tischler durch den Versuch, daß mit Stahlpunzen auf den alten Bronzen stets nur so scharfe und harte Linien zu erreichen sind, wie sie die Originalbronzen niemals aufweisen. Vielmehr sind die Linien dort weicher und auch ungenauer, wie sich besonders klar unten im Grund der eingepunzten Linien zeigt, wo sie nicht dünn und scharf sich zuspitzen, sondern breit abgerundet sind. Ein solches Verhalten war notwendig bei Anwendung von Bronzepunzen, deren Schneide nach kürzestem Gebrauch alsbald die Schärfe verliert, breit und stumpf wird und es bleibt, bis der Künstler eine neue Anschärfung vornimmt.

Von allen Einwänden Lindenschmits mag nur noch einmal des Einen gedacht sein, daß dem germanischen Norden innerhalb der Bronzezeit die hochstehende Keramik abgehe. Denn hier entspricht die Behauptung wenigstens den Tatsachen, wenn auch die Schlußfolgerung gegen die Bodenständigkeit der nordischen Bronzekunst natürlich hinfällig ist. Während der Steinzeit

hat nicht nur Deutschland, sondern auch das nordindogermanische Schonen und Dänemark, wie wir oben gehört, wenn auch leider zu wenig gesehen haben, eine ebenso schöne, als reich entwickelte Keramik. Dies hört auf, sobald der Schluß der Steinzeit naht. Skandinavien und Dänemark liefern nun keine nennenswerte Tonware mehr. Nordische Sachgenossen haben mir öfters versichert, daß für sie die hervorragendste Bedeutung des Berliner Museums — freilich nur in der Erscheinung, die seine Aufstellung bis zum Jahre 1908 zeigte —, darin bestände, daß es eine überwältigende Fülle schöner Keramik, namentlich auch Bronzezeitkeramik biete, die dem Norden fremd sei und in nordischen Museen ja auch nicht zu bemerken ist.

Ich selbst habe früher das so zu erklären gesucht, daß ich sagte, die Germanen hätten seit Beginn der Bronzezeit die ganze Betätigung ihres entwickelten Kunstsinns der Bronzezeit zugewandt, nicht mehr der Keramik. Daß Lindenschmits Meinung in diesem Punkte eine vorgefaßte ist, wird schon klar, wenn man auf die beiden Nachbarn der Germanen in Mitteleuropa blickt: die Illyrier und die Kelten. Beide Stämme entwickeln in der älteren Bronzezeit eine sehr geschmackvolle Keramik, aber sie bleiben hinter den Germanen stark zurück, zumal die Kelten, sobald wir ihre Bronzen mit denen der Germanen vergleichen. Es ist also eine unrichtige, durch die Tatsachen widerlegte Meinung, wenn man behauptet, Metalltechnik und Keramik müßten bei einem Volke stets auf gleicher Höhe stehen.

Ich möchte hier noch einen für diese Frage wichtigen Punkt anführen, nämlich die Bedeutung der Grabgebräuche. Es leidet keinen Zweifel, daß der germanische Grabritus der Bronzezeit die Beigabe von Tongefäßen verschmähte, wahrscheinlich also auch die Beigabe von Wegezehrung für das Jenseits. Der heldenhafte Sinn, den der Germane in allen Lebenslagen befundete, zeigte sich also auch darin, daß er zwar nur in voller Waffenrüstung die Fahrt in das unbekannte Land antreten wollte, ebenso die Germanin in der für ihren Beruf wichtigen Ausstattung, aber auf die Vorsorge für die alltäglichen Bedürfnisse dabei verzichtete: denn einem Helden mußte dies alles von selbst zufallen. Es ist derselbe Geist, der, nach einer bis auf Aristoteles zurückgehenden Nachricht, die Anwohner der Nordseeküste, mögen es nun Kimbern oder andere Germanen gewesen sein, besetzte, wenn sie bei Überschwemmungen oder Sturmfluten, sobald kein Entkommen mehr möglich war, ihre Waffen anlegten — nicht um die andringenden Wogen zu bekämpfen, wie die griechischen Gelehrten in ihrer, germanischem Wesen so verständnislos gegenüber stehenden Denkart es sich zurechtlegten, sondern um in ihrem besten Schmutz als Helden und Krieger den Tod zu finden, der ihnen auf dem Schlachtfelde nicht beschieden war. Und wem fiel in diesem Zusammenhange nicht auch die heldenhafte, aller Sorge um irdische Dinge entrückte Art ein, wie einst die Bemannung unseres Kanonenboots Itis beim Teifun an der chinesischen Küste ihrer letzten Minute entgegenklang? Und nun erst die Zeugnisse altgermanischen Geistes im Weltkriege!

Der Umstand, daß die Tongefäße nur dem alltäglichsten Gebrauche in der Küche zu dienen hatten, nicht aber ernsten, heiligen Zwecken, war naturgemäß mit ein Hauptgrund, daß die Gefäßkunst nicht in die Höhe kam. Gefäße der älteren Bronzezeit aus anderem Stoffe, so aus Holz und Bronze, in der mittleren und jüngeren Bronzezeit auch aus Gold, werden wir dagegen in ihrer hohen Vollendung kennen lernen. Die Sitte, die Tongefäße als Grabbeigaben zu verwenden, nahmen nur die norddeutschen Germanen und nur allmählich, d. h. erst in der jüngeren Bronzezeit, von ihren Nachbarn an, in der Hauptsache von den Illyriern. Darum zeigen diese späten germanischen Tongefäße überall illyrische Formen oder Anklänge an solche und dürfen demnach bei der scharfen Umgrenzung des germanischen Siedlungsgebietes nur mit der nötigen Vorsicht und nur von einem Forscher mit umfassendster Stoffkenntnis herangezogen werden, im Gegensatz zu den germanischen Bronzen, deren geschlossenes Verbreitungsgebiet die sicherste Unterlage für die Bestimmung der Ausdehnung germanischer Siedlung abgibt: ein Verhältnis, das ich schon vor einem Vierteljahrhundert erkannte und das sich mir trotz des auf „allgemeinen“ Erwägungen beruhenden Widerspruchs derjenigen Forscher, die stets nur Keramik studieren wollen, immer sicherer als das richtige erwiesen hat.

Daß die Partei Linden Schmidt-Hofmann trotz alledem bei ihren Vorurteilen verharrete, ist nicht so wunderbar, da ihr Anhang vorwiegend aus den damals so kenntnis- und kritiklosen Verwaltern der west- und süddeutschen Provinzial- und Lokalmuseen sich zusammensetzte. Erwähnt mag noch werden, daß auch die Behauptung auftrat, die aus Asien einwandernden Indogermanen hätten die Bronzeerfindung nach Europa gebracht, eine Behauptung, die von dem sonst so trefflichen Schweden Hans Hildebrand zuerst ausgesprochen, dann leider von Karl Müllenhoff in seiner „Deutschen Altertumskunde“ gebilligt, schließlich von Unger in der Weise verzerrt wurde, daß er die asiatischen Indogermanen als Schüler der Mongolen die Bronze in Asien kennen lernen und dann nach Europa einführen ließ. Und wenn wir schließlich noch mitteilen, daß es französische und russische Schriftsteller gab, die den wandernden Zigeunern das Ehrenamt übertrugen, Europa mit indischer Bronze zu beglücken, so mag hiermit die Erörterung des Bronzestreites abgeschlossen sein. Die Kampfzeiten hörten auf, wenn auch der Hauptkämpfer unversöhnt weiter focht.

Die Wissenschaft ging endlich über alle diese Dinge mit Recht zur Tagesordnung über, nicht nur im Norden und in Norddeutschland, sondern bald auch im übrigen Europa. Denn in allen Ländern offenbarte sich immer lauter und lauter das einstige Bestehen einer langen, überall durch einheimische Kräfte geschaffenen Bronzekultur, die naturgemäß in jedem Gebiete ihre besondere Stilsfärbung hatte. Auch in Südeuropa und selbst in Italien war dies der Fall trotz Römern und Etruskern. So hatte schließlich Germania mit ihrer glänzenden eigen geschaffenen Bronzekultur einen nunmehr unbestrittenen vollen Sieg errungen.

Jetzt konnte man von neuem der Frage näher treten, wo in Europa die Bronze zuerst aufgekommen sei. Die Antwort lautete: dort, wo das Vorkommens reicher und leicht abbaufähiger Kupferlager am frühesten eine starke Kupferindustrie sich entwickelte, und wo sich zugleich diesen Kupferlagern ebenso leicht zugängliche Zinnlager gesellten. Dies war der Fall in Spanien und in Südengland. Aus diesen Ländern mit frühestem Auftreten einer Bronzeindustrie hat sich die neue Erfindung zuerst nach dem südlichen Mitteleuropa, insonderheit dem nördlichen Österreich fortgepflanzt, dann auch die übrigen Gebiete Südeuropas (Italien), Westeuropas (Frankreich), Mitteleuropas (Ungarn, Norddeutschland) und schließlich Nordeuropas erreicht, während Osteuropa völlig versagte und bis heute weiter versagt hat, weil es dort während der Bronzezeit an der Siedlung eines höherstehenden Volksstammes gemangelt haben muß. Überall aber sehen wir neben den allereinfachsten allgemein europäischen Typen, wie dem Beil, das seine spästeinzeitliche Gestalt allmählich umbildet, sogleich eine große Zahl einheimischer Typen entstehen. Es konnte nun die Vergleichung der Bronzekulturen der einzelnen Länder eintreten, nicht nur zur Erforschung etwaiger Entlehnung von Gerättypen, sondern auch um unabhängig davon die Bewertung der Kunsthöhe des Stils der einzelnen Länder vorzunehmen. Wir sprachen eben von dem vollen Siege der germanischen Bronzekultur, insofern ihre Anerkennung als germanische Kulturleistung durchgekämpft wurde.

Wie groß dieser Sieg war, erkannten wir indes so recht erst, als die Bronzekulturen der anderen Länder unseren enttäuschten Blicken sich mehr und mehr enthüllten hatten.

Mögen wir die bronzezeitliche Metallindustrie Süddeutschlands und der Schweiz oder Frankreichs und Englands oder Ostdeutschlands und Ungarns oder Österreichs und selbst Italiens untersuchen, keine dieser Industrien kann an die nordisch-germanischen Erzeugnisse heranreichen, bei denen wir eine klassisch schöne Formengebung antreffen und eine Ornamentation, die mit den kleinsten Mitteln durch ausgesucht feinen Geschmack die schönsten Wirkungen erzielt, reich ausgebildet am Schmuck der Frau, sparsamer verwendet bei den Waffen des Mannes. Besonders ist das der Fall in der zweiten der fünf Perioden dieser Epoche, einer Periode (1750—1400 vor Chr.), mit der diese Kultur ihre höchste Blüte erreicht und wo zugleich das schöne Spiralornament die stärkste Vorherrschaft ausübt.

Hier folge zu erster Veranschaulichung dieser Dinge eine Übersichtstafel der Typen dieser zweiten Bronzezeitperiode aus dem dänischen und südschwedischen Anteil Germaniens, Typen, die in völliger Übereinstimmung in Schleswig-Holstein und Vorpommern, mit mancher fremdartigen Zumischung versehen auch im Nordgebiet der Provinzen Hannover, Sachsen, Brandenburg, sowie in Mecklenburg erscheinen. Die Tafel (Textabb. 114) bringt nur flüchtige Skizzen und läßt die ganze Schönheit der Stücke nicht

X

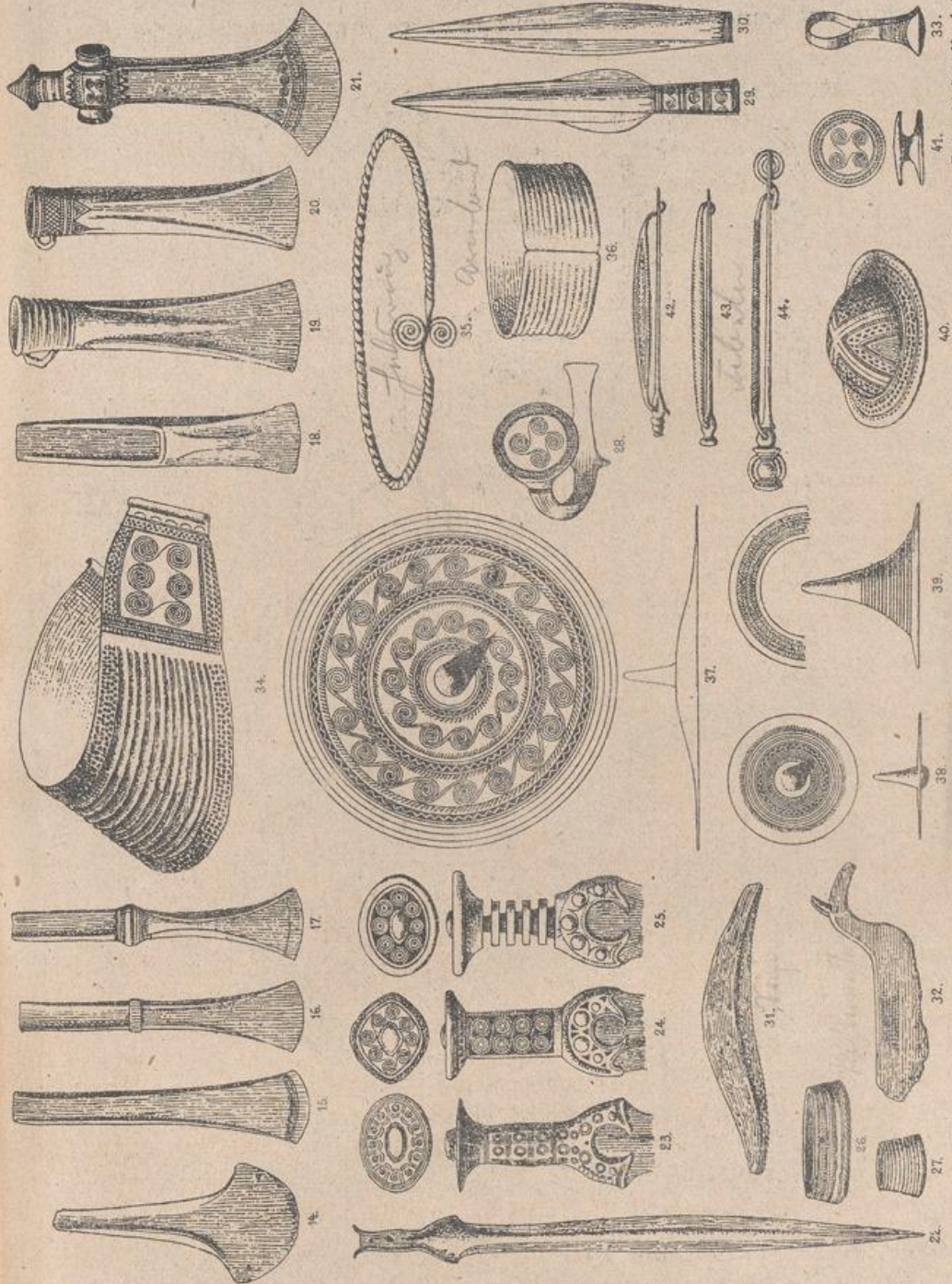


Abb. 114. Typen der zweiten Periode germanischer Bronzezeit aus Dänemark und Südschweden, überwiegend vom Ende dieser Periode (nach Montelius).

Wämfisch: 14—20. Beilfingern. 21. Prunkfing. 22—27. Schwerter und Speisvorhänder. 28. Gürtelschalen. 29. 30. Lanzenspitzen. 31. Säge. 32. Kofmetesser. 33. Haarsange. 40. Schwertriemenbudeichen. 41. Riemen-Doppelknopf. 42—44. Gewandöffeln. 34. Halsstragen. 35. Halsring. 36. Armband. 37. Gürtelplatte. 38. 39. Gürtelschmud. 40. 41. Gürtelschalen. 42—44. Gewandöffeln.

erkennen. Doch fallen ohne weiteres die prachtvollen Schwerter, Streitbeile, Streitärte und Lanzen des Mannes, sowie der Hals-, Arm-, Gürtel- und Ge-

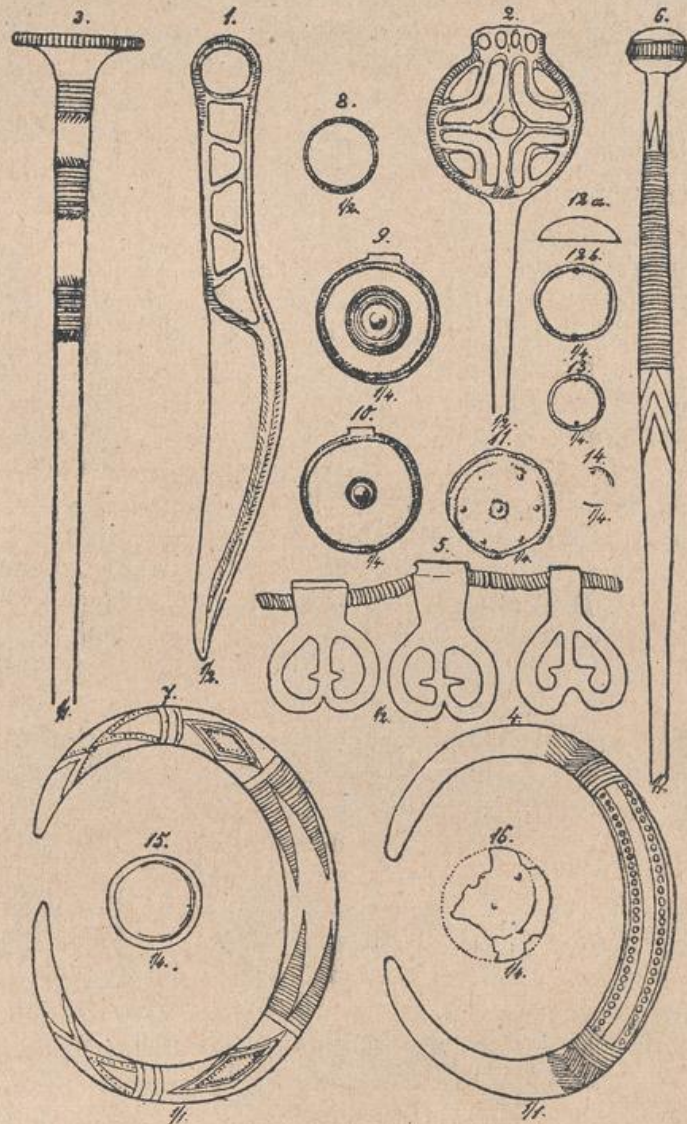


Abb. 118. Hügelgräber bei Altdorf, Mittelfranken (nach Naue).

Alle Maße gelten nur in $\frac{3}{4}$ der angegebenen Größe.

1. 2. Messer, Gewandnadel (Männergrab). 3—5. Gewandnadel, Armring, Halskette (Frauengrab). 6—16. Nadel, Armring, Halschmuck (Frauengrab).

wandschmuck der Frau auf. Wie sich dies alles im Leben dargestellt haben mag, soll die von Künstlerhand ausgeführte Schilderung der Rückkehr einer Ger-

manenschar von einem im Frühling über See ausgeführten Kriegszuge vor Augen führen (Abb. 115, Taf. XI).

Zu vollerer Wirkung gelangen diese Kunstgegenstände erst in der Einzeldarstellung. Ehe wir uns indes einer genauern Betrachtung derselben hingeben, verlassen wir zunächst lieber diesen Reichtum und diese Schönheit germanischer Bronzezeit und wenden uns einer Vergleichung der germani-

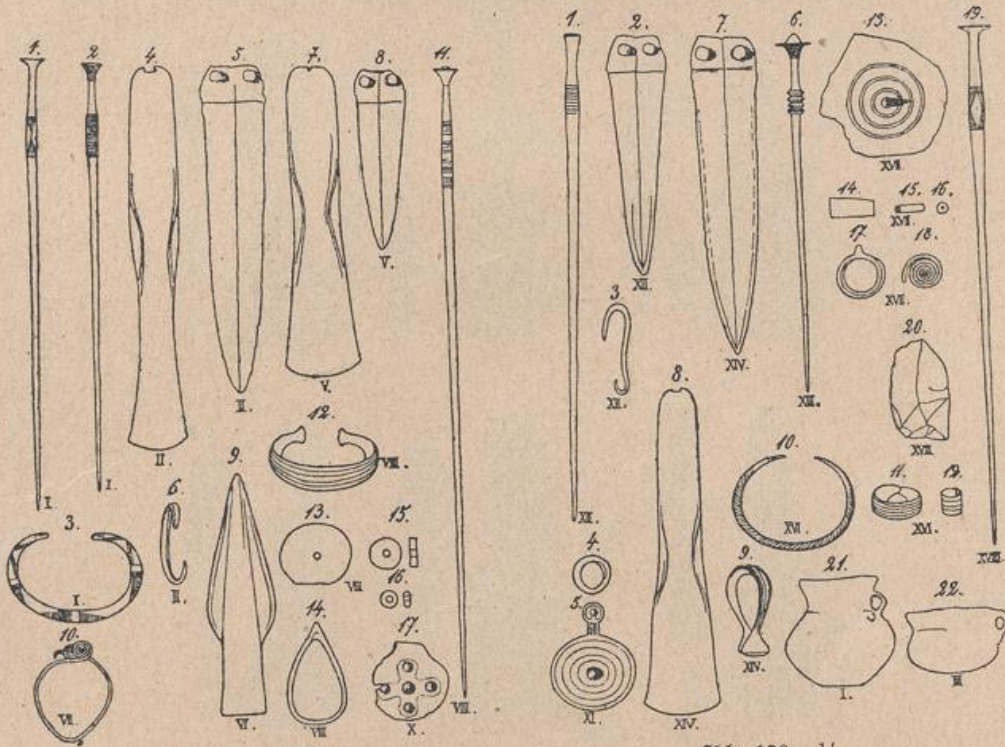


Abb. 119. $\frac{1}{4}$.

Hügelgräber der Schwäbischen Alb bei Hundersingen (nach S. Sautter).

Abb. 119. Grab II, V, VI männlich; I, VII, VIII, X weiblich.

Abb. 120. $\frac{1}{4}$.

Abb. 120. Grab XII, XIII, XIV männlich; XI, XVI, XVII, XVIII weiblich.

schen Kultur mit derjenigen der anderen Völker Europas zu. Um nach allen Seiten vollkommen gerecht zu sein, ziehen wir hierbei stets nur die ältere Bronzezeit heran, und zwar genau dieselbe Periode II, die wir soeben bei den Germanen betrachtet haben. Zunächst gehen wir zu den gleichfalls nordindogermanischen Kelten, den südwestlichen Nachbarn der Germanen in Süd- und Westdeutschland, in der Schweiz und dem angrenzenden Nordostfrankreich. Ich zeige hier den vollständigen Schmuck einer Keltin aus einem westthüringischen Grabe in der Nähe von Meiningen (Abb. 116, 117 auf Taf. XII). Alles läuft hier in große Doppelspiralscheiben aus: der

Nadelkopf der aufrecht gestellten Gewandnadel, die hier wohl als Halschmuck, vielleicht auch als Kleiderschmuck verwendeten Brillenspiralen (Abb. 116), die Fußknöchelringe (Abb. 117); und es ist nur Zufall, daß die als Unterarmschmuck dienenden Zylinderspiralen an beiden Enden hier nicht auch in Spiralscheiben ausgehen, wie es sonst bei diesen Stücken meist der Fall ist. Die beiden liegend abgebildeten großen Gewandnadeln tragen als Kopf das Sonnenrad: Rad und Kreis-Spirale sind ja in gleicher Weise Abbilder der göttlich verehrten

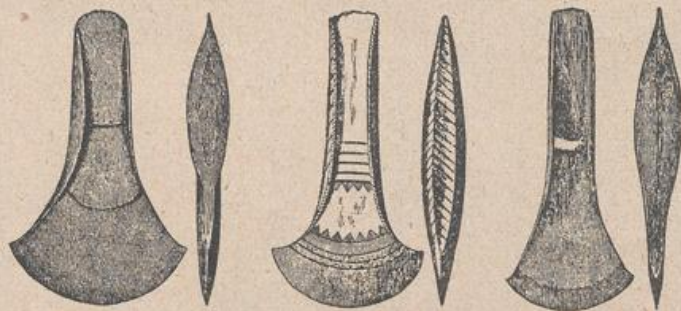


Abb. 122. $\frac{1}{4}$.



Abb. 123. $\frac{1}{4}$.

Abb. 122. 123. 2 Randbeil- und 4 Absaßbeil-Klingen der II. Periode der Bronzezeit in Großbritannien (nach Montelius).

Sonnenscheibe. Überschaun wir das Ganze, so sehen wir, daß dieser Schmuck weder in den Formen noch in den Ornamenten, die grob plastisch, dabei eintönig sind, etwas besonders Hervorragendes bietet.

Ein wenig mehr Mannigfaltigkeit zeigt der Hals- und Armschmuck und die Gewandnadeln zweier Frauengräber aus Altdorf in Mittelfranken, die ebenso wie das Meininger Grab bereits dem Ausgang der zweiten Periode der Bronzezeit angehören (Textabb. 118, Nr. 3—5 und 6—16), wogegen die Gräber der staunenswert dichten Bevölkerung, die während dieser Zeit auf und an der Schwäbischen Alb siedelt, ganz überwiegend Duwendware als Beigaben führen, sowohl die weiblichen (Textabb. 119, Nr. 1—3; 10—17;

Textabb. 120, Nr. 4—5; 10—22), als die männlichen (Textabb. 119, Nr. 4—9; Textabb. 120, Nr. 1—3; 6—9). Und ebenso wenig weist die ganz gleichartige Kultur der Schweiz und des nordöstlichen Frankreichs, soweit dort hinein noch Kelten siedelten, einen Bronzenbestand auf, der sich durch höher entwickelten Kunstsinne auszeichnet (Abb. 121 auf Taf. XIII).



Abb. 124. $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{6}$.

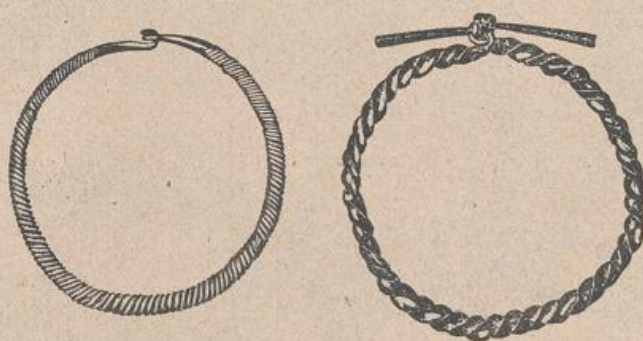


Abb. 125. $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{6}$.

Abb. 124. 125. Typen der II. Periode der Bronzezeit in Großbritannien (nach Montelius).
124. Ahsaxbeil; Dolch mit Bronzegriff; Dolch mit Griffangel; Ahsaxbeil.
125. Bronzehalsring; Goldhalsring.

Überschreiten wir den Ärmelkanal und untersuchen wir die Kultur des gleichzeitigen Großbritanniens, dessen damalige Bevölkerung ethnologisch genau zu bestimmen noch nicht gelungen ist, so sehen wir hier den größten Tiefstand des Kunstgeschmacks innerhalb der Metallerzeugnisse, wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß wir unsere Periode II der Bronzezeit in diesem Lande im Gegensatz zum ganzen übrigen Europa aus Gräbern überhaupt nicht kennen, sondern nur aus Schatzfunden (Textabb. 122—125).

Weit Besseres und manches sogar auffallend Schöne, Feine und selbst Prachtige finden wir dagegen bei der Bevölkerung Ungarns, die größtenteils zu den Nordindogermanen, nämlich den Illyriern gehörte (in Nord-, West- und

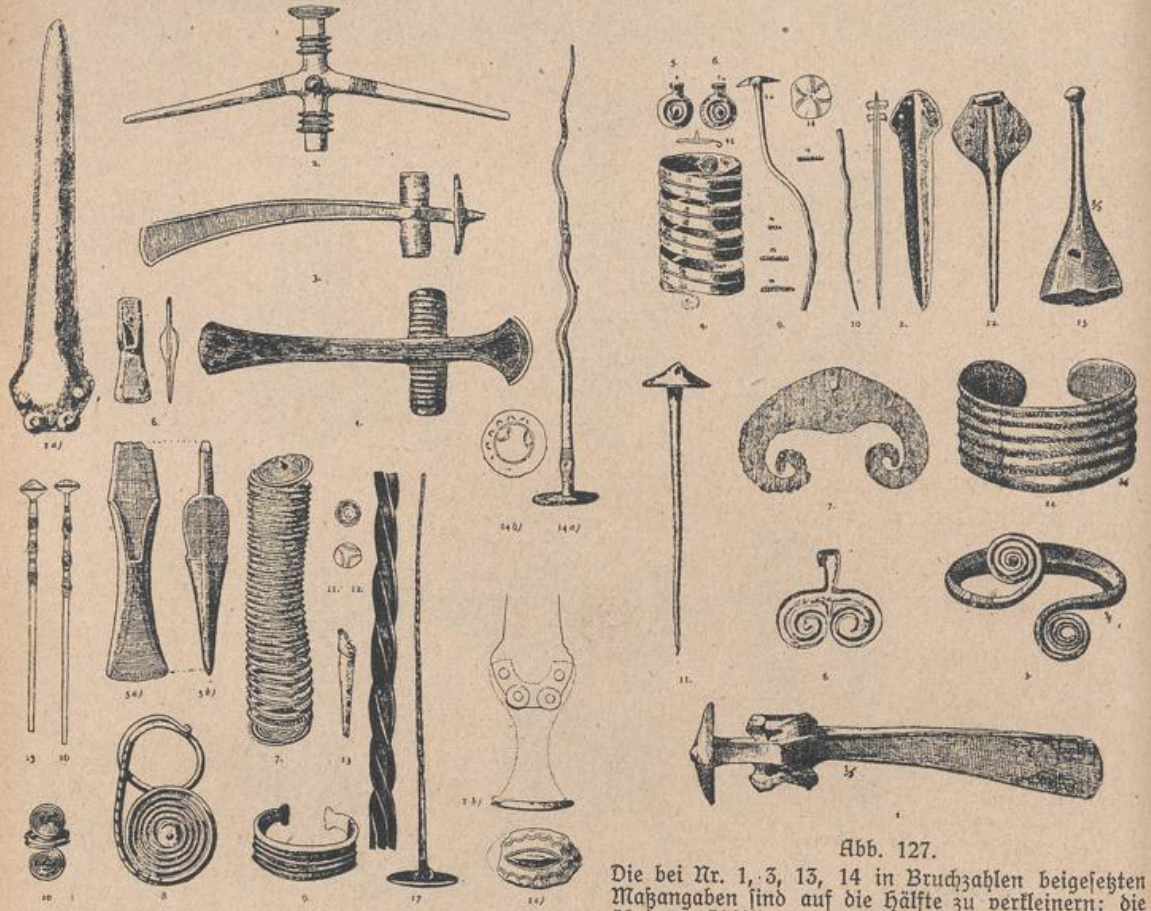


Abb. 126.

Abb. 126. 127.. Typen der II. Periode der Bronzezeit in Ungarn (nach Arch. Ert. 19, 239, 241).
 126. 1. Schwert; 2. Kommandostab; 3. 4. Streitärzte;
 5. 6. Absatzbeil-Klingen; 7. Armspirale; 8. Fußspirale (?); 9. längsgeripptes Armband mit Endstollen; 10. „Singerberge“; 11. 12. 14—17. Nadeln; 13. Anhänger.

Abb. 127.

Die bei Nr. 1, 3, 13, 14 in Bruchzahlen beigefügten Maßangaben sind auf die Hälfte zu verkleinern; die übrigen Abbildungen haben ganz ungleichmäßigen Maßstab.

127. 1. Streitart; 2. Dolch; 3. Armband; 4. Bein spiralsband mit Mittelgrat und Endspiralscheiben; 5. 6. konzentrisch gerippte Halsband-Anhänger mit Mittelspitze („Hängetutuli“); 7. 8. Anhänger; 9—12. Nadeln; 13. hütfenformiger Anhänger.

Mittelungarn), geringenteils zu den Südindogermanen oder jetzt, nach den starken Ostabwanderungen ihres Kerns, besser gesagt zu den Ostindogermanen und zwar zum thrakischen Stamme (in Ost- und Südungarn). Ich weise hier namentlich auf die Ungarn eigentümlichen „Kommandostäbe“ und Streitärzte hin (Textabb. 126 oben Nr. 2, 3, 4; Textabb. 127 unten Nr. 1), deren Nadeln-



Abb. 128. Bránil, Böhmen: weibliches Skelettgrab.
1. $\frac{2}{5}$. Beinspiralband mit Mittelgrat und Endspiralscheiben; 2. $\frac{3}{5}$. Gewandnadel;
3—5. $\frac{1}{5}$. Armbänder; 6. $\frac{1}{5}$. Fingerspirale; 7. $\frac{1}{5}$. „Singerberge“.

scheibe auf ihrer in der Abbildung unsichtbaren Oberseite prachtvolle Ziermuster zu tragen pflegt. Aber es läuft hier doch auch viel Plumpes mit unter, das nur durch übertriebene Größenverhältnisse und Materialverschwendung aufzufallen sucht, namentlich im thrakischen Ost- und Südostungarn, ebenso unendlich viel Alltägliches, dies wiederum namentlich in den illyrischen Gebieten Westungarns, die kulturell aufs engste zusammenhängen mit der illyrischen Kultur des nördlichen Österreich, d. h. Nieder- und Oberösterreichs, Mährens und Böhmens.

Auch im nördlichen Österreich zeigt sich, wie schon die Abbildungen des Inhalts zweier Gräber beweisen (Textabb. 128 und Taf. XIV, Abb. 129), eine ziemliche Einförmigkeit der Ausstattung, besonders in den langen Gewandnadeln und dem sich ständig wiederholenden weiblichen Arm- und Fußschmuck, von dessen überreicher Beigabe die Abbildung die verschiedenen Typen stets nur in einem Exemplar wiedergibt. Der eigenartige Unterschenkelschmuck der breiten Spiralbänder mit Mittelgrat und Endspiralscheiben, den wir soeben in Westungarn kennen lernten (Textabb. 127, Nr. 4, links oben), kehrt hier wieder (Textabb. 128, Nr. 1), wie wir ihn alsbald bei den nordostdeutschen Illyriern von neuem finden werden (Textabb. 132a aus Hinterpommern und Abb. 134, Taf. XV aus Westpreußen). Dasselbe ist der Fall mit einer böhmischen Sonderart der Scheibenkopfnadeln, bei denen Kopfteil und Schaft nicht in eins, sondern getrennt gegossen sind und an der Verschmelzungsstelle beider ein spiralig gerollter Draht eingefügt ist, der als Halsöse dient (Abb. 129, Nr. 3: Taf. XIV). Solche böhmische Nadeln sind durch das illyrische Gebiet nicht nur bis zu seiner nördlichsten Ecke an der Odermündung (Misdroy) verhandelt worden, sondern bis nach dem skandinavischen Norden, wo auf Oland das Kopfstück einer solchen Nadel zutage gekommen ist (Abb. 130, Taf. XIV). Das Rasiermesser, das am Ende unserer Periode (IIc) auch bei Illyriern und Kelten zum ersten Male uns begegnet, also nur wenig später als bei den Germanen und immer noch etwas früher als in Italien, zeigt eine von der germanischen (Textabb. 114, Nr. 32) wie der italischen durchaus verschiedene Gestalt (Abb. 129, Nr. 4: Taf. XIV). Ebenso unterscheidet sich die den Illyriern überall eigene, besonders gefällige Krugform (Abb. 129, Nr. 6, 7: Taf. XIV) in der Henkelart und in dem ganzen Bau des Körpers bestimmt von dem sich ebenfalls überall gleichbleibenden keltischen Krüge in Süddeutschland (Abb. 131, Taf. XIV).

Ein etwas anders gefärbter Zweig illyrischer Kultur, dessen innere Geschlossenheit von mir zuerst und bereits vor langen Jahren festgestellt worden ist, dessen Eigenheiten aber schon in der Frühperiode der Bronzezeit deutlich vorbereitet sind, tritt uns während der Periode II in Ostdeutschland entgegen. Um diese auch in Sachkreisen noch unbekanntem Beziehungen etwas zu enthüllen, zeige ich hier mehr andeutungsweise einige für diese ostdeutsche Kultur typischen Stücke, teils aus Schlesien, Posen und Westpreußen, teils und haupt-

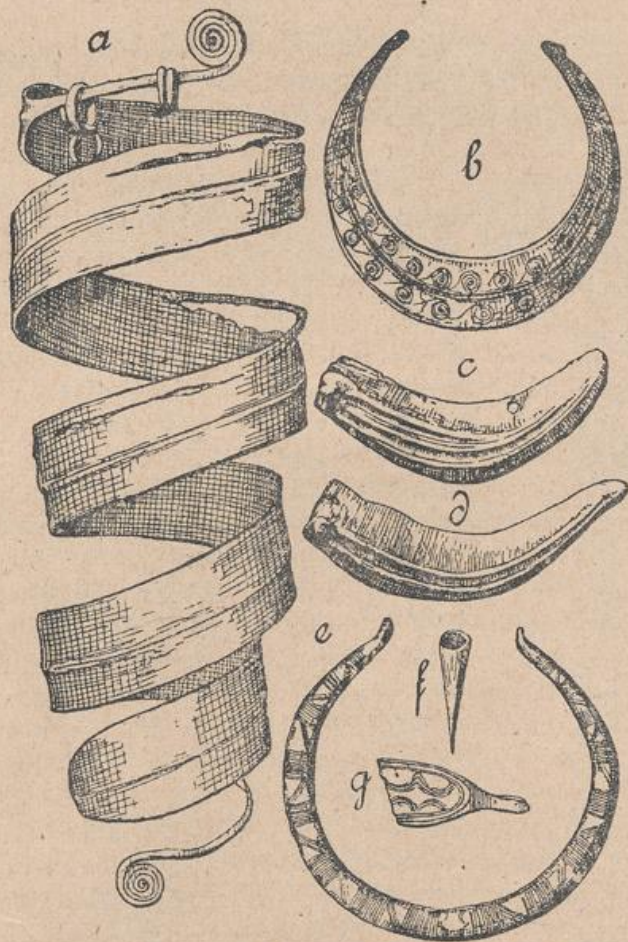


Abb. 132. $\frac{1}{4}$. Bronzen-Depot im Torfmoor bei Kl.-Jarnow, Kr. Greifenhagen, Hinterpommern. Museum in Stettin 4687 (vgl. Mannus III, S. 154).
 a. Beinspirale. b. Halstragen. c. d. Sichelklingen. e. Halsring. f. Tütchenförmiger Hängeschmud. g. Abgebrochener Vorderteil eines massiven Zierstüdes mit Öse.

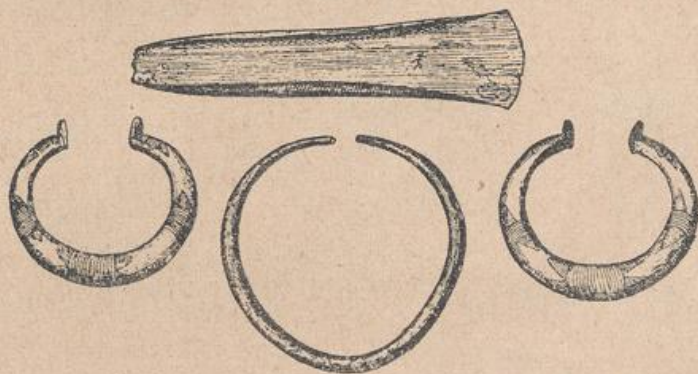
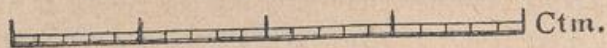


Abb. 133. Bronzen-Depot im Torfmoor bei Dumzin, Kr. Kolberg-Körlin, Hinterpommern. Randbeißklinge; zwei Handgelenkringe, ein Beinring. Museum in Stettin 5606 (Pomm. Monatsbl. 1904, S. 125).

sächlich aus Pommern, wo am Westufer der unteren Oder die einzige Stelle sich befand, an der Illyrier und Germanen unmittelbar aneinander grenzten: alle vom Ende der zweiten Periode der Bronzezeit (Textabb. 132, 133).



Als charakteristisch fallen hier Typen auf, deren Mehrzahl an der mittleren Donau ausgebildet worden ist und daher im Notfalle durch einfache Hinweise auf die Abbildungen aus ungarischer Bronzezeit genügend erklärt werden können (Textabb. 126, 127); einige dieser Typen sind allgemein donauländisch, also sowohl illyrisch, als feltisch. Ich nenne große Beinspiralen aus mehrfach gewundenem breitem Bande mit Mittelgrat und Endspiralscheiben, teilweise auch mit Zickzackreihen geschmückt, die sich aus kleinsten von rückwärts her eingeschlagenen Büdelfchen zusammensetzen (Abb. 134, Taf. XV; Textabb. 132a und aus Ungarn Textabb. 127, links oben Nr. 4); schwere Fußknöchelringe oder -bänder von nur einer Windung mit kleinen Endspiralscheiben, sog. „Fußbergen“ (Abb. 135, 136: Taf. XV), von gleicher Form wie der ungarische Armring Textabb. 127, Nr. 3; in gleicher Art gestaltete Singerringe wie Textabb. 126, Nr. 10; schwere Halsringe mit stollenartig aufgebogenen Enden, entweder mit einer Art Flechtbandmuster (Textabb. 132e) oder mit Wolfszahnmuster reich besetzt (Abb. 139, Taf. XV); ähnlich gestaltete schwere Arm- oder Fußringe (Textabb. 133 und Abb. 137, 138, Taf. XV); als Halszierat dienende runde, mit konzentrischen Rippen



und Mittelstachel versehene Scheiben, die an breit umgelegter Öse im Halbkreise nebeneinander aufgehängt wurden, sog. „Hängetutuli“ (Textabb. 127, Nr. 5, 6 und aus Schwaben Textabb. 120, Nr. 13); tüpfelförmige Spitzhütchen mit doppelter unterer Durchlochung, die auf einer Schnur

Abb. 140 a) b). $\frac{1}{2}$. Pansdorf, Kr. Liegnitz, Schlesiens: weibliches Skelettgrab. (Schles. Vorz. VII, 549.) Die ganze Nadel ist 31,5 cm lg.

aneinandergereiht gleichfalls einen Hals- oder Gewandschmuck bildeten (Textabb. 132f, Textabb. 126, Nr. 13 und Textabb. 127, Nr. 13); lange Gewandnadeln, deren breiter Scheibekopf mit einem charakteristisch illyrischen und zwar ungarischen Sternmuster geziert ist (Textabb. 140a, b); endlich Bronzeblechgürtel, die mit Querlinien, Sonnenrädern, Kreuzen u. a., ausgeführt in der soeben beschriebenen Buckeltechnik, geschmückt sind (Textabb. 141, 142).

In der Hauptsache vom südlichen Mitteleuropa abhängig und nur in manchen Stücken von dessen Kultur abweichend gestaltete sich die italienische Bronzezeit. In kräftiger Entfaltung blüht sie in dieser Frühzeit eigentlich nur in Oberitalien und zeigt sich hier im Ostgebiet von der illyrischen Kultur der Ostalpen und Westungarns, im Westgebiet aber von der Donaukultur Süddeutschlands beeinflusst. In Textabb. 143 finden wir einige, leider viel zu wenige Belege vereinigt, wie sie der beste Kenner der Vorgeschichte Italiens, Montelius, zur Charakterisierung dieser Epoche Italiens ausgewählt hat. Niemand wird behaupten wollen, daß diese italienischen Typen, wenn sie auch sehr saubere Arbeit bieten, etwas Überraschendes innerhalb Europas im Allgemeinen oder gar eine Überlegenheit gegenüber den gleichzeitigen Schöpfungen germanischer Kultur im Besonderen darstellen.

Mit einem Worte: wo wir auch in Europa uns umgeschaut haben, überall außerhalb des Nordens ist der Formenschatz an sich gering gegenüber dem Reichtum des Nordens, die Formen selbst nicht entfernt so elegant und edel, vielfach sogar plump, die Verzierung arm und, wo sie einmal reicher auftritt, doch recht nüchtern oder einförmig. Eine Ausnahme machen höchstens einige Stücke aus Ungarn.

Im Gegensatz zu ganz Europa steht dann die kretisch-mykenische Kultur mit ihrer hochentwickelten Archi-



Abb. 141. $\frac{1}{4}$.

Koffinna, Deutsche Vorgeschichte. 3. Aufl.



Abb. 142. $\frac{1}{4}$. Bronzeblechgürtel von Blantenburg, Kr. Angermünde, Uckermark.

tektur, Klein-Plastik, Malerei, ihrer Fülle von Edelmetall und den mit wunderbarer Kunst verzierten Geräten und Waffen; aber vergebens suchen wir dort den Fortschritt in der Beilentwicklung vom Flachbeil zum Randbeil und zum Tüllenbeil, wie er in Italien und in Mittel- und Nordeuropa

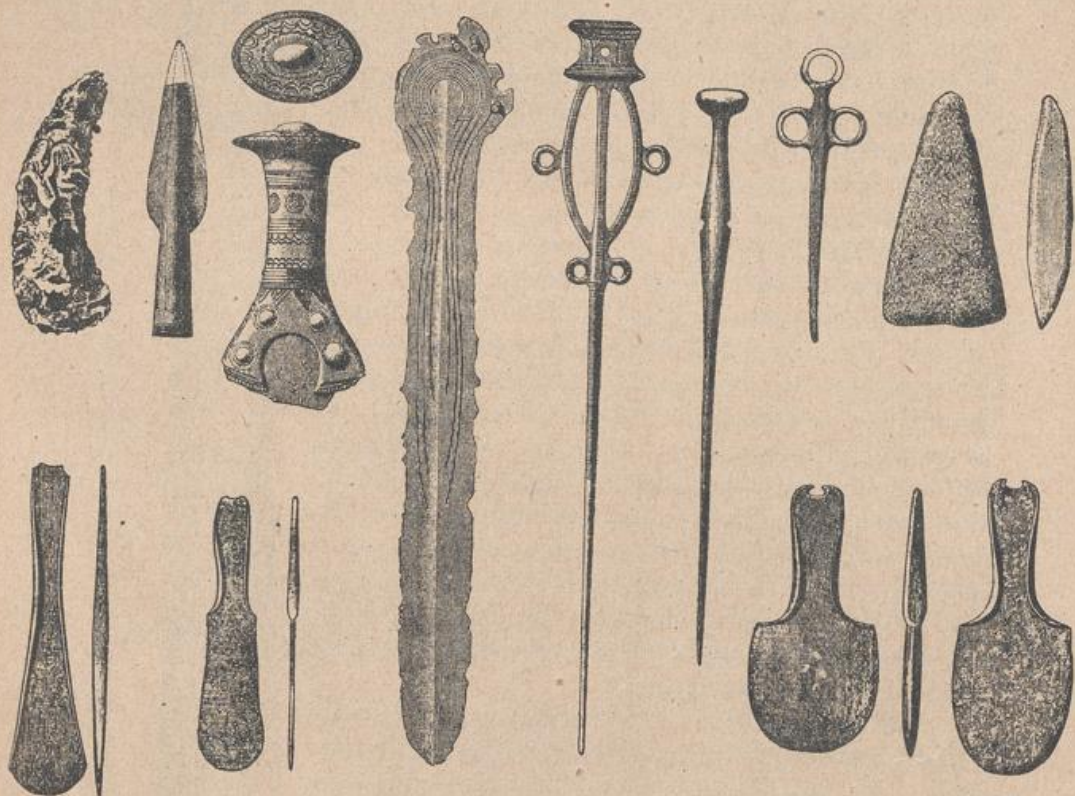


Abb. 143. $\frac{1}{8}$ — $\frac{1}{2}$. Typen der II. Periode der Bronzezeit Oberitaliens (nach Montelius).
 A. Aus dem Skelettgräberfeld von Povegliano bei Verona; Obere Reihe: Feuereschlagstein; lange Schwertklinge; drei Nadeln.
 B. Aus dem Depotfunde von Cascina Ranza bei Mailand; Obere Reihe: Lanzenspitze, Dolchgriff, Grünsteinbeil. Untere Reihe: vier Randbeilklingen.

so lebendig sich vollzieht; vergebens auch suchen wir unter den Bronzen Geräte oder Waffen, deren äußere Formgebung an sich, abgesehen von der künstlerischen Ausschmückung, mit der nordischen sich messen kann. Als Beispiel diene das mykenische Schwert (Textabb. 144, 145), das bei aller technisch bewundernswerten Vollendung in Klinge wie in Griffbildung auffallend nüchtern wirkt gegenüber den wundervollen Gegenständen des germanischen Nordens (Textabb. 151—160).

Lassen wir darum jetzt die entsprechenden Schöpfungen germanischer Kunst in genauerer Betrachtung an uns vorüberziehen, als es bei der gedrängten Übersicht der skizzenhaften Zeichnungen in Textabb. 114 möglich war.

Unter den Waffen wähle ich aus die charakteristischen Bilder einiger Streitbeilklingen (Textabb. 146—149), einer Lanzenspitze (Textabb. 150) und dreier Typen von Schwertgriffen (Textabb. 151—155).

Schon diese wenigen Stücke lassen erkennen, wie bei aller streng bewahrten Stileinheit reiche Abwechslung herrscht in Form und Technik. Die Beilklingen entzücken durch ihre weitgehende Schlankheit, den feinen Schwung ihrer hohen Ränder, die dazu bestimmt sind, ein Verschieben des eingreifenden Endes des Holzschafes zu verhindern, und die Verzierung der Ränder und der Schneide. Die Befestigung der Bronzebeilklinge an dem im Knie gebogenen Holzschaf geschah durch Umwicklung mit Lederstreifen (vgl. Abb. 149) oder durch Bronzedraht (Abb. 147 oben)⁵. Zu erhöhter Sicherung der Schäftung gab man der Beilklinge einen mittleren Absatz als Stütze des Schaftendes (Abb. 148, 149). Die höchste Kunst und der ausgesuchteste Geschmack kam jedoch zur Geltung, wenn es sich um die vornehmste Waffe des Helden handelte, um das Schwert. Die Verzierung der Schwertgriffe ist entweder reliefartig ausgetieft und durchbrochen gearbeitet (Abb. 151, 155) oder zeigt bei sonst glatter Griffstange eingeschlagene Muster in quellender Fülle: Spiralen (Abb. 152) oder grade Bänder, senkrechte (Abb. 154) und wagerechte (Abb. 153); und der untere Heftabschluß ist teils im Zweidrittel- bis Neunzehntelkreis gestaltet (151, 152, 154), teils in ganz flachen Bogen geschweift (153, 155). Die Schwertklingen (Textabb. 156—158) in ihrer ersten Bestimmung tragen dagegen keinerlei andere geschlagene Verzierung, als einige Furchen, die zu beiden Seiten des langlaufenden gerundeten Mittelgrates über das ganze Blatt bis herab zur Spitze reichen; ihnen gehen einige feinstgegossene erhabene Linien parallel. Aber diese Klingen bedürfen auch keines weiteren Schmuckes, denn sie sind allein durch ihre vollendete Linienführung eines mächtigen Eindruckes sicher. Von wunderbarer Wirkung sind in diesem Punkte die Dolche und Kurzschwerver (Textabb. 159, 160).

Wie sah nun der Schmuck eines Germanen aus, der solche Waffen trug? Hatte er etwa an seinem Haupthaare flatternde Kronen oder steifragende Kämme aus riesigen Adlerfedern befestigt, nach Art der Indianer,



Abb. 144. Abb. 145.
Mycenische Bronzeschwerter.

mit denen ja die Germanen verglichen werden — nicht etwa die Germanen der alten Bronzezeit, nein, sogar der Römerzeit und nicht nur zu Schillers Zeiten, sondern von vorurteilsvollen Unkundigen oft genug auch heute noch? War sein

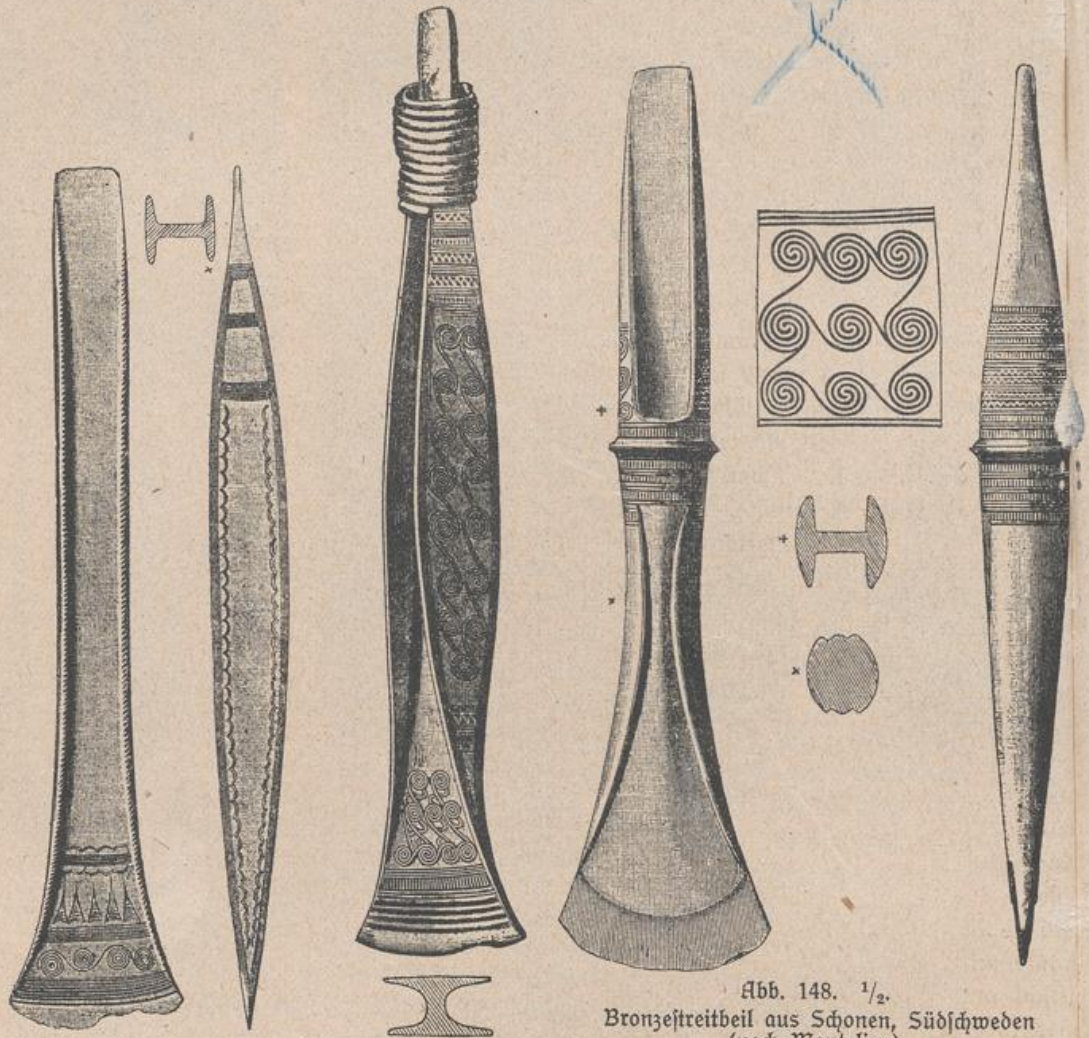


Abb. 146. $\frac{1}{2}$. Bronzebeil, Breit- und Schmalseite nebst Querschnitt. Schonen, Südschweden (nach Montelius).

Abb. 147. $\frac{1}{2}$. Bronzebeil nebst Querschnitt. Jütland (nach Montelius).

Abb. 148. $\frac{1}{2}$. Bronzestreitbeil aus Schonen, Südschweden (nach Montelius). Links Ansicht der Breitseite, rechts der rechten Schmalseite, in der Mitte oben Verzierung der nicht abgebildeten linken Schmalseite, darunter zwei Durchschnitte.

Gesicht fürchtbar gemacht durch künstlich eingeschnittene Narbengruppen oder „verschönt“ durch die aufgetragene rote Farbe? Hingen ihm zum Schmuck Ringe im Ohr, in der durchbohrten Nase, Wange oder Lippe? Oder behängte

er auch nur seinen Körper oder sein Gewand mit dem tausendfachen Glitter, den wir bei allen, auch den höchststehenden Naturvölkern der anderen Erdteile vorfinden? Nichts von alledem! Aus den inhaltvollen Sunden zahlreicher schleswig-holsteinscher, dänischer und schwedischer Baumsärge gerade unserer



Abb. 149.

Jütland. Absatzteil mit erhaltenem Holzschafte. Die Furchen von der Lederumwicklung zur Befestigung des oberen Teiles der Bronzeringe an dem kürzeren Ende des Holzschafte sind sowohl an dem kürzeren als an dem längeren Ende des Schafte sichtbar.



Abb. 150. $\frac{1}{2}$.

Smörumövre, Amt Kopenhagen. Bronze-Lanzenspitze aus einem großen Moorfunde, der u. a. auch die Originale von Nr. 14. 19. 29 der Abb. 114 enthielt.

alten Bronzezeit-Periode, die eine gütige Sägung in aller Lebenswahrheit bis auf unsere Tage im Erdschoße bewahrt, aus fast drei und halbtausend-jähriger Nacht nun zum Lichte emporgehoben und unseren staunenden Blicken eröffnet hat, da wissen wir es ganz genau. Allen Glitter verschmähete der germanische Held: den einfachen, dabei so edlen Geschmaack, den seine Waffen

befunden, bewies er — wie könnte es anders gewesen sein? — auch in seinem Schmuck. Nicht etwa aus Armut: reich war der vornehme Germane! Darum verschmähte er es, Bronzeschmuck zu tragen, der, um wahrhaft reich zu erscheinen, durch seine Masse blenden mußte, wie es in den Donauländern bei Kelten und Illyriern üblich war, wo man ihn nicht in gleichhoher Weise zu veredeln verstand, wie es die Germanen vermochten. Der germanische Held



Abb. 151. $\frac{1}{2}$.

Abb. 152. $\frac{1}{2}$.

Abb. 153. $\frac{1}{2}$.

Bronzeschwertgriffe nebst den zugehörigen Knaufplatten aus Dänemark.

Das Original von Abb. 153 zeigt auf der Knaufplatte Einlage von Bernstein, in den Furchen des Griffstabes Einlage von Harz.

trug als einzigen wirklichen Schmuck nur das Goldarmband und zwar nur eines, wahrscheinlich am linken Arme, — eine Sitte, die ja neuerdings in den vornehmsten Kreisen der jungen Männerwelt neu aufgelebt ist (Textabb. 161—163). — Nur der Frau kam es zu, beide Arme mit Ringen oder Bändern zu schmücken, zumeist in Bronze; wo es aber in Gold geschah, trug sie nicht nach Mannesart das schwere Armband, sondern die leichteren, aus Doppeldraht gewundenen Spiralen, die in kleineren Mäßen gearbeitet auch den Finger, das Ohr und die Haarlocke ihr zierten. Der massenhafte Armringschmuck,

wie ihn die Frauen der beiden Donaufulturtreise trugen, ist im Innengebiet Germaniens nie besonders beliebt gewesen, noch weniger aber die Sitte der Donautämme, die Fußgelenke zu zieren oder gar weit hinauf mit Bronze zu bedecken.

Ungleich üppiger verziert als des Mannes Waffen und Goldarmband ist der weibliche Bronzeschmuck, und doch auch er mit der unfehlbaren Betätigung eines feinst ausgebildeten, gereiften Geschmacks. Auch hier sehen wir nicht das Metall durch plumpe Masse Glanz verbreiten, sondern die schöne Form, die noch schönere Verzierung, also Feinheit des Kunstgeschmacks, soll dem toten Stoffe erst Leben geben, ihn adeln.

Betrachten wir die herrliche Gürtelplatte aus dem seeländischen Schatzfunde vor Langstrup (Abb. 164, auf Taf. XVI), die größte ihres Geschlechtes, von über 28 cm Durchmesser, leider nicht unverletzt in der wie immer dünnstgegossenen, schwach gewölbten Fläche, auch des Schlußknopfes beraubt auf der Mittelspitze, die nun offen erscheint. Wie einfach ist ihr Ziermuster, und dennoch welche herrliche Wirkung! Gehen wir von außen nach innen, so ist zuerst eine Randfläche frei gelassen von aller Zier, dann folgen als Einleitung des Musters sechs sehr breit gehaltene und schwach eingetiefte Linien, ein Übergang von dem ganz freien Rand zu der sehr tief eingeschlagenen und dichtgefüllten Innenverzierung der vier Spiralenbänder. Diese Spiralkreisbänder selbst sind von einer bewundernswerten Sorgfalt und Genauigkeit, die fast unbegreiflich erscheint, wenn man erwägt, daß jeder kleinste Linienteil aus punktiert winzigen, in mühsamster Handarbeit ausgeführten Einzelschlägen sich zusammensetzt. Und dann verfolge man weiter, wie trotzdem die eingerollten und die ausgerollten Spirallinien jeder einzelnen Spiralscheibe stets den gleichen Abstand der Windungen aufweisen und daß niemals ein Abbruch der Linienführung zu erspähen ist. Endlich wie fein empfunden ist die stete Abnahme der Größe der Spiralen, je enger die Kreisbänder nach der Mitte zu wurden, wo auf dem Buckel und Stachel die Verzierung am dichtesten sich drängt. Bei solcher Vollendung ist das Muster trotz starker Wiederholung so weit entfernt, eintönig zu wirken, daß



Abb. 154. $\frac{1}{2}$.



Abb. 155. 10 cm lang.
Abb. 154, 155. Bronzeschwertgriffe aus Sylt, Schleswig-Holstein (zu den Schwertern: Abb. 157, 158); über 154 die Aufsicht des Knaufs.



Abb. 156. $\frac{1}{6}$.
Bronzeschwert
aus Dänemark
(n. Madsen).



Abb. 157. Schwert und Ortband.



Abb. 158. Schwert und Aufsicht des Knaufs.



Abb. 159. $\frac{1}{8}$. Abb. 160. $\frac{1}{8}$.
Abb. 159. 160. Bronzedolche
aus Schweden. Die vergrößerte
Spiralverzierung des Griffs von
Abb. 159 gibt Textabb. 216,
Reihe VI, 1, die Aufsicht des
Knaufs von 160 ebenda Reihe
III, Nr. 1.



Abb. 157. 158. Etwa $\frac{1}{8}$. Bronzeschwerter aus Sylt (vgl. Abb. 154, 155 (Griffe); unter
156 das zugehörige Ortband, über 157 die vergrößerte Aufsicht des Knaufs.

der Beschauer im Gegenteil fast bedauert, diese Musik nicht in „unendlicher Melodie“ zu vernehmen.

Auf diesem Gebiete, dem des weiblichen Schmuckes, leistet auch die jüngere Bronzezeit noch Ausgezeichnetes, obwohl sie im allgemeinen, gegen die ältere gehalten, an Feinheit und Adel des Geschmacks ein merkliches Nachlassen bekundet.

Hervorragend und auch nach der technischen Leistungsfähigkeit als Meisterstücke zu bezeichnen sind hier die gegossenen Gefäße, sog. Hängedosen,

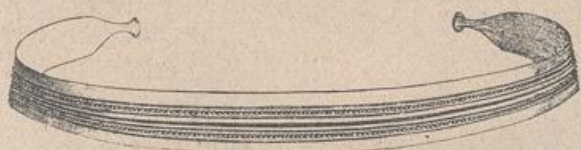


Abb. 161. $\frac{2}{3}$. Periode IIa und IIb.



Abb. 162. $\frac{2}{3}$. Periode IIb.



Abb. 163. $\frac{2}{3}$. Periode IIc.

Goldarmbänder des germanischen Kriegers (Kosjinnä: Mannus VI, S. 8).

vielleicht Schmuckbehälter für die Damen, mit ihrer gleichfalls meisterhaft eingeschlagenen Außenverzierung in Wellenornament oder in Flechtbandmuster (Abb. 165, auf Taf. XVI).

Ich erwähne noch die berühmten Bronzeblashörner, jene Luren (Textabb. 166), denen das gesamte Altertum Europas und Asiens nichts annähernd gleich Altes und noch viel weniger etwas auch nur annähernd ähnlich Schönes wie in Form und technisch vollendeter Herstellung, so in Klangwirkung entgegenzusetzen vermag. Nach allen Richtungen bewiesen wurde dies durch die mehrfache Vorführung dieses Instrumentes in der leider nicht wie die alten Originalstücke gegossenen, sondern nur aus Blech getriebenen Nachbildung,

die ich im Verein mit meinem Kollegen Oskar Fleischer nach einem hannoverschen Originale und einer dänischen Nachbildung habe anfertigen lassen. Eine solche Vorführung fand statt zuerst bei der Hauptversammlung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte zu Koblenz im Jahre 1911 und bald darauf wieder, als im Februar 1912 Fleischers „Musikalische Bilder aus Deutschlands Vergangenheit“ im Neuen Kgl. Opernhause zu Berlin ihre



öffentliche Aufführung erlebten. Dort fanden in dem von mir eingerichteten zweiten Bilde, worin die Erwartung des Sonnenaufganges und dieser selbst am Morgen eines germanischen Mittsommer-Sonnwendfestes dargestellt wurde, ein ganzes Duzend Luren gleichzeitige Verwendung und erzielten eine unvergleichliche Wirkung. Selbst die heutige Zeit und unser in Musikleistungen von jeher an der Spitze marschierendes Vaterland besitzt kein Blasinstrument, das wie die Luren Fülle und Majestät gleichmäßig mit Milde und Wohlklang des Tons zu verbinden imstande ist. Die Leichtigkeit, mit der die Töne des Dreiklages als Naturtöne diesem Geräte vom Spieler zu entlocken sind, liefert weiter den Beweis, daß die Germanen zum mindesten bereits in der ältesten Bronzezeit jene Vielstimmigkeit besaßen, die in schroffstem Gegensatz steht zur monotonen, diatonisch fortschreitenden Einstimmigkeit der alten südeuropäischen Melodie, aber das Grundprinzip abgegeben hat, von der die moderne europäische Musik beherrscht wird.

Abb. 166. Lurenbläser (n. S. Müller).

Und wenn unter den Künsten neben der Musik die Dichtkunst es ist, worin die germanische Welt das denkbar Höchste geleistet hat, wie allein schon die Namen Shakespeare und Goethe zeigen, so kann man aus dem Hochstand germanischer Musik während der Bronzezeit mit Zug und Recht schließen, daß bei den Germanen damals auch die Dichtkunst eine Blütezeit erlebte. Ja die Erscheinungen nach Abschluß der großen germanischen Völkerwanderungen im 6. Jahrhundert nach Chr. legen es uns geradezu nahe, ähnliche Erscheinungen in der älteren Bronzezeit zu erschließen. Die germanische Literaturforschung hat längst erkannt, daß nach der durch die Tatkraft der Germanen bewirkten Umwälzung Europas etwa um 600

nach Chr. eine Blütezeit germanischer Dichtkunst anhub, in der das germanische Epos entstand und mit ihm alle jene gewaltigen Gestalten, deren damals festgelegter Charakter unveränderlich im 12. und 13. Jahrhundert in unseren großen mittelhochdeutschen Epen wieder auftaucht. Auch das 18. Jahrhundert vor Chr. und die unmittelbar folgende Zeit, die 2. Periode der Bronzezeit, hatte Großtaten der Germanen gezeitigt, die ihren geistigen Horizont unendlich erweiterten und ihrem Denken und Gemüt jenen Aufschwung gaben, der in eine Blüteperiode epischer Dichtung ausmünden konnte. Wie für den Mitteleuropäer seit Jahrtausenden Italien, so war für den Germanen des skandinavischen Nordens das mildere Mitteleuropa von Urzeit an das Land der Sehnsucht. Und damals, um 1800, endete in Südskandinavien die große Bewegung, die den Germanen den Besitz des an den Meeresküsten gelegenen Nordsaumes von Mitteleuropa verschafft hatte. Und so wird auch damals, nachdem die Verhältnisse sich allmählich wieder zu einem ruhigen Beharren erhärtet hatten, eine Blüte der Dichtkunst die naturgemäße Begleit- und Folgeerscheinung der großen Ereignisse gewesen sein.

Diese wunderbar reiche zweite Periode der alten Bronzezeit ist es nun auch, die uns die Denkmäler germanischer Gottesverehrung zum ersten Male in ansehnlicher Fülle vor Augen führt.

Schon die Steinzeit der Germanen hat dauerhafte Sinnbilder der Gottheit hinterlassen. Besonders wären hier jene aufs sorgfältigste geformten und aufs feinste zugechliffenen Steinbeile aus Feuerstein zu nennen, die von so gewaltiger Größe sind, daß sie weder als Waffen noch als Werkzeuge zu benutzen waren und mitunter in größerer Anzahl vereint und in offenbar ritueller Anordnung der Erde anvertraut worden sind. Desgleichen gehören hierher Bernsteinbeile von der Form gewöhnlicher Steinbeile und Bernstein-Doppelägte mit Schaftloch in der Form der Amazonenägte (vgl. Textabb. 104, 105), letztere zuweilen von beträchtlicher Größe und dann zweifellos Heiligtümer, meist aber von kleinster Gestalt, dies außerordentlich häufig, und dann als amuletartiger Schmuck zu betrachten. Alle diese Beil- und Artarten sind als Sinnbilder des allgewaltigen Himmelsgottes anzusehen, der zweifellos als persönliche Macht gedacht worden ist. Das Steinbeil und seine Miniaturnachbildungen in Stein oder in anderen Stoffen waren Abbilder des Blitzes, der Waffe des Himmelsgottes.

Aber wie in seiner Eigenschaft als Blitzgott, so wurde der Himmelsgott auch als Sonnengott bereits in der Steinzeit dargestellt. Nicht nur in der gewöhnlichsten Wiedergabe der Sonnenscheibe durch konzentrische Kreise oder Spiralen oder durch das vierspeichige Rad, sondern auch in der abgefürzten Gestalt eines des Radfranzes verlustig gegangenen Rades, also eines Kreuzes, vorwiegend eines Malteserkreuzes, erscheint das Sonnenbild auf Gefäßen und auf den im Götterkult eine so große Rolle spielenden Hand-

paufen des Anhalter Stiles. (s. oben S. 28 und Textabb. 40). Die Handpauke von Hornsömmern gibt in mehreren Reihen von Verzierungen die Abbilder von mindestens fünferlei Gottheiten, die Oskar Fleischer mit den fünf Urplaneten, der alten fünftägigen Woche und der frühesten fünftönigen Tonleiter in Zusammenhang gebracht hat. Er faßt dabei die exzentrischen Doppelkreise der Handpauke nach orientalischen Entsprechungen sehr viel späterer Zeit als Monddarstellung auf, das Zahnrad, das auch auf dem Anhalter Gefäß Textabb. 37 (rechts) mehrfach erscheint und auch in andern gleichzeitigen

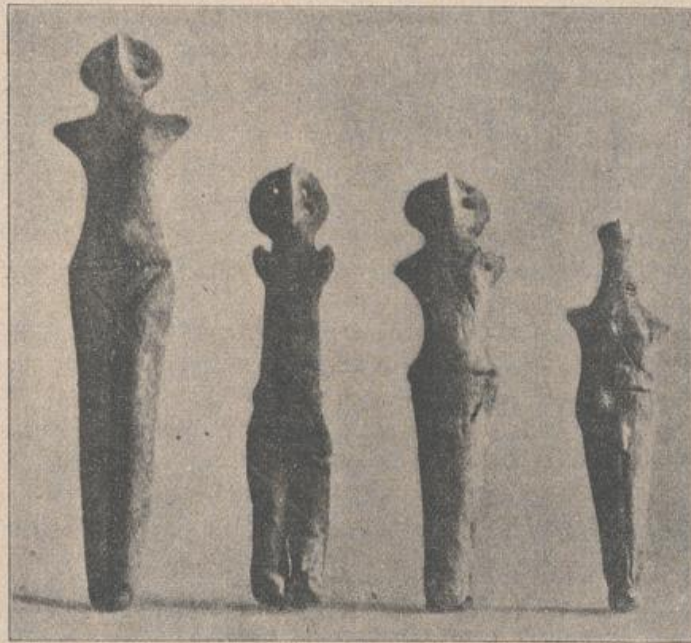


Abb. 168. Drei weibliche und ein männliches Tonidol der Steinzeit; Podolien. (Koslinna: Mannus I, S. 240, Abb. 17).

Stilen der Nord- und Südindogermanen vorkommt, als Venusstern, und das haken- oder bogenförmig gestaltete Zeichen nebst dem durch Quersprossen geteilten leiterartigen Zeichen — für beide weist er südeuropäische und orientalische Entsprechungen nach — deutet er auf die beiden noch übrigen der fünf ältesten Planeten, auf Jupiter und Merkur. Soviel steht jedenfalls fest, daß für diese ganze Gruppe von Zeichen ältere oder auch nur gleichalte Belege, wie sie der Anhalter Stil bietet, nirgends bisher ermittelt worden sind. Und es scheint so, als hätte man bereits im steinzeitlichen Mitteleuropa außer dem großen, allgemeinen Himmelsgotte noch andere mit bestimmten Himmelserscheinungen eng verbundene Gottheiten sich vorgestellt.

Daß diese Gottheiten nicht etwa als blinde Naturkräfte, sondern als machtvolle und zugleich auch als menschliche Persönlichkeiten gedacht worden

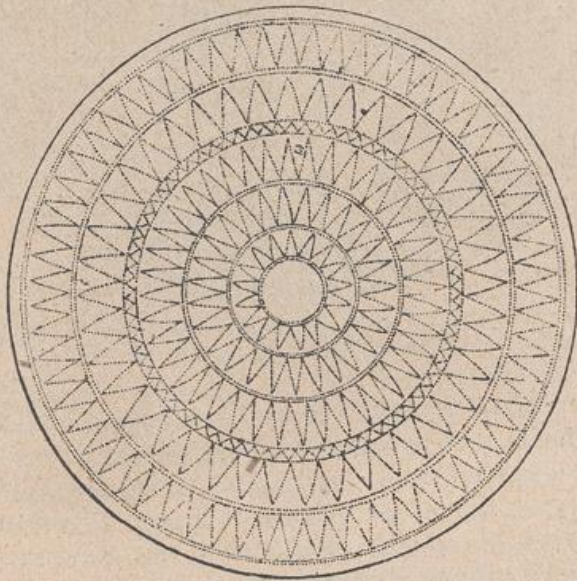
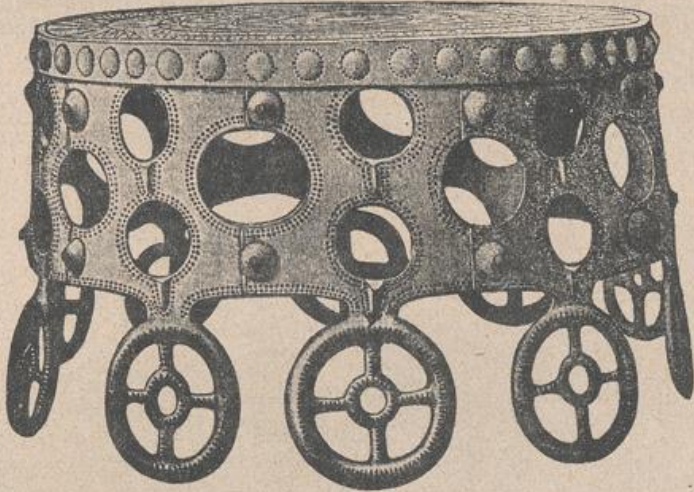


Abb. 169, 170. Etwa $\frac{1}{6}$. Balkatra, Schonen. Altarbekrönung mit Sonnenscheibe aus Bronze.
Abbildung 170 bietet die Aufsicht der oberen Scheibe in Abb. 169.

sind, wird bewiesen durch die Häufigkeit weiblicher Tonfiguren im Kulturkreise der Südindogermanen, hinter denen sich nur eine Fruchtbarkeitsgöttin, eine Mutter Erde verbergen kann (Abb. 167, Taf. XVII u. Textabb. 168).

Die Nordindogermanen betonen hier mehr das handelnde, befruchtende Element in der Natur, die Südindogermanen mehr das leidende, befruchtete.

Manche Forscher leugnen freilich nicht nur für die Steinzeit, sondern sogar noch für die Bronzezeit der Germanen die Vorstellung von Göttern in Menschengestalt und erkennen nur Sinnbilder von Gottheiten an, die an sich wieder nur Naturkräfte oder Naturdinge gewesen wären, wie die Sonne, der Blitz. Aber wie einerseits die Sinnbilder der Gottheit,



Abb. 171. $\frac{1}{3}$. Jägersborg bei Kopenhagen. Goldbelag einer Sonnenscheibe. Aus einem Mannesgrave.

3. B. die runde Scheibe, das Radkreuz, die Spirale für den Sonnengott, nicht nur bei Heiligtümern, sondern auch bei Gegenständen für das tätige Leben Verwendung fanden, so traten anderseits neben diesen heiligen Sinnbildern der Gottheiten auch Götter in Menschengestalt auf. So stellen ja auch wir Christus teils durch das Sinnbild des Kreuzes, teils durch das Tierbild des Lammes, teils in Menschengestalt dar und verwenden diese Sinnbilder nicht nur an Heiligtümern, sondern auch an Feiertags- und Alltagschmuck, ja sogar an einfachen Gebrauchsgegenständen.

An erster Stelle steht in der Bronzezeit nach wie vor der Sonnengott, dessen Sinnbild die runde Scheibe ist, die ornamentierte Bronzescheibe, vor allem

aber die goldbelegte Bronzescheibe. Ein kostbares Kultgerät dieser Art ist eine bronzene Sonnenscheibe aus der Gegend von Lund in Schonen, die obere wagerechte Platte einer auf zehn vierseitigen Rädern ruhenden, senkrecht stehenden Bronzebekleidung für den Obertheil eines runden, hölzernen Altars (Text-Abb. 169, 170). Die eigentliche Sonne ist hier eine ganz kleine, von allem Zierrat freie, glatte Mittelscheibe, die Sonnenstrahlen aber werden durch eine vielfache, konzentrisch gestaltete Wiederholung der Sternzacken dargestellt. Noch reicher und weit mannigfaltiger sind die Sonnenornamente der goldenen Scheiben, die wir aus Seeland (Textabb. 171, 172 und Taf. XVIII, Abb. 173) und Holstein kennen; sie bieten einen reichen Wechsel aller der Sinnbilder, die überhaupt für die Sonne üblich waren. Im Mittelpunkte erscheint die wiederum ganz klein gehaltene eigentliche Sonne als achtstrahliger Stern, dessen Zwickel mit Punktbüfeln gefüllt sind, oder als vierseitiges Rad. Um diese Sonne legen sich in reicher Fülle Kreisbänder von kleinen und großen konzentrischen Kreisbüfeln oder Spiralen, Zickzacklinien und, besonders häufig, radial gestellten Strahlen.

Uns Deutschen, die wir nur ganz ausnahmsweise und auf kurze Zeit der Sonne ins blendende Antlitz zu sehen vermögen, und wenn wir Städter sind, sie meist nur in der Gestalt kennen, die sie hoch am Himmelszelt hat, nicht aber die sie beim Aufgang oder Untergang zeigt, uns kommt die alt-

germanische Wiedergabe der Sonne vielleicht unnatürlich vor. Sie ist es aber durchaus nicht, sondern im Gegenteil das Sonnenbild ist von unseren Dorfahnen, welche die Mitternachtssonne alljährlich längere oder kürzere Zeit sahen oder den Gegenden der Mitternachtssonne wenigstens sehr viel näher wohnten, als wir, in ganz vorzüglicher Naturtreue, wenn auch, da es sich um ein ornamentales Bild handelt, ein wenig stilisiert ausgeführt. Um die Natur wahr wiederzugeben, muß man mit Maleraugen in sie hineinblicken. Künstleraugen sehen hier anders und mehr, als ein gewöhnliches Stadtkind von heute. Darum erregte eine Malerei des bedeutenden norwegischen Malers Edvard Munch meine höchste Teilnahme: ein Bild der Sonne (Abb. 177, Taf. XIX). Erstaunlich wie dieser Künstler, der von der Bronzezeit der Germanen wohl keine besondere Kenntnis besitzen dürfte, die nordische Sonne genau so gesehen hat, wie unsere alten skandinavischen Dörpäter. aus der Bronzezeit: in der Mitte eine kleine gleichmäßig leuch-



Abb. 172. Trundholm, Seeland. Sonnenscheibe, nicht vergoldete Seite.

tende Scheibe, um sie herum in immer weiteren Abständen die breiten leuchtenden Kreisbänder, die aussehen, wie die Ringe des Saturn, endlich vom Mittelpunkte radial ausgehend nach allen Seiten eine Fülle von Strahlen, unter denen sich aber deutlich abheben die vier besonders breiten Speichen des Radkreuzes.

Ich habe in einer anderen Schrift gezeigt, daß in diesen Anschauungskreis auch die großen und dabei so schönen Holzschalen gehören, die in Schleswig-Holstein und dem angrenzenden Jütland in Männergräbern aus der Mitte unserer Periode II gefunden werden (Abb. 178, Taf. XX). Ebenso ist dies der Fall mit dem ältesten getriebenen Bronzegefäß Europas, das eine den Holzschalen nachgebildete Bronzetaße ist, deren einheimisch-germanische Arbeit für mich außer Zweifel steht (Abb. 179, Taf. XX). An beiden Gefäßarten, den aus Holz, wie den aus Bronze, zeigt der Boden den achtstrahligen Stern, bei der Holzschale in einer ganz neuzeitlich anmutenden Technik, nämlich durch Einbrennen hergestellt, außerdem an den Rändern mit feinen Zinnstiftchen beschlagen, wie auch die eingebrannten Querbänder der Wandung, die Henkelränder und der Schalenrand mit Zinnstiften eingefäumt sind. — Auch in der jüngeren Bronzezeit zeigt der Boden der kleinen goldenen dem Sonnendienste geweihten Schöpfschälchen dasselbe achtstrahlige Sternmuster (Abb. 180, Taf. XX).

Diese prachtvollen goldbelegten Sonnenscheiben sind auf germanischem Gebiete von einzigartiger Größe, denn sie erreichen einen Durchmesser von 35 cm: dies ist das Maß der in Textabb. 171 wiedergegebenen Scheibe. Auch in dem goldreichen Irland tritt der Goldbelag der bronzenen Sonnenscheiben nicht selten auf; doch ist die ornamentale Ausstattung dieser Scheiben weit dürftiger und eintöniger und dann überschreitet sie niemals einen Durchmesser von 7 cm. Zu dieser ungermanischen Gruppe gehören zwei Goldscheiben irischer Art aus dem damals keltischen Gebiete Westdeutschlands; sie kamen in einem Wormser Mannes-Grabe zum Vorschein und besitzen nur einen Durchmesser von 6 cm (Abb. 174, Taf. XVIII).

Während nun diese Wormser Sonnenscheibe für jede ihrer beiden Seiten einen besonderen Goldbelag und zwar beidemale genau den gleichen besitzt, zeigt die Sonnenscheibe aus Trundholm (Taf. XVIII), die aus zwei gegeneinander leicht gewölbten Bronzeplatten zusammengesetzt ist, nur auf einer Seite den Goldbelag, der den Sonnenglanz andeutet, wogegen die andere Seite unbelegt geblieben ist und auch eine abweichende Ornamentgestaltung (Textabb. 172) trägt. Da es sich hier um das vollendetste Kunstwerk der älteren Bronzezeit, ja man kann sagen der gesamten Bronzezeit Europas handelt, so ist das Fehlen des Goldbelags auf der anderen Seite der Scheibe nicht auf Goldarmut oder auf Sparsamkeit zurückzuführen, sondern hatte seinen bestimmten Zweck. Aber welchen? Nach der neuerdings ausgesprochenen Meinung des norwegischen Gelehrten Just Bing stellt die

unbelegte Seite der Scheibe den Mond dar. Indes bliebe dann unerklärt, daß auch auf der „Mond“seite sich der ringförmige Kupferdraht befindet, der auf der „Sonnen“seite dazu bestimmt ist, den Goldbelag an seiner Kante in eine Ritze unter den besonders gegossenen, erhabenen Bronzering einzu-
zwängen, der die verzierte Bronzescheibe umgibt. Dieser Bronzering ist selbst wieder der innere Rand eines breiten Bronzbandes, das als äußerster Umlauf die beiden verzierten Innenplatten zusammenhält und zu einer doppelseitigen Scheibe vereinigt.

Außerdem sehen wir hier ein Pferd, das weitaus beste Tierbildwerk der Bronzezeit, dem selbst die mykenische Kultur nichts Besseres, kaum etwas Gleiches in Tierplastik und in figürlicher Rundplastik überhaupt gegenüberstellen kann. Wenigstens auf dem griechischen Festlande nicht; für Kreta wäre allerdings auf die noch um einige Jahrhunderte älteren, noch vollendeteren Fayenzen der Kamareszeit, wie die säugende Ziege, zu verweisen. Doch steht ja die kretische Kultur in Europa ganz fremdartig da. Bedauerlich ist, daß der Einsatz des küllenförmig gestalteten Schwanzstumpfes verloren ist, der gewiß aus natürlichem Pferdehaar bestand. Die Vorderbeine sind etwas kürzer, als die Hinterbeine gebildet, der Rücken hierdurch annähernd wagerecht geworden. Zu bemängeln ist, daß die Beine zu rund, zu steif und darum ohne jede Bewegung, ohne Leben gehalten sind und daß der Kopf durch die überwuchernde Ornamentik der Sonnensymbolik an Natürlichkeit stark eingebüßt hat, obwohl selbst die Nüstern nicht vergessen worden sind. Ich habe den Eindruck, daß dies Kunstwerk bereits in den Übergang von Periode II zu Periode III gehört: der stark stilisierte Kopf läuft nämlich nach dem Maule hin bereits so spitz zu, wie es im besten Teil derjenigen Periode, die ich II c nenne, noch nicht der Fall war. Das zeigen die Pferdekopfsgriffe der Rasiermesser dieser Zeit (Abb. 175, 176, Taf. XVIII).

Das Pferd ist mit der Sonnenscheibe durch eine Leine verbunden, die in einer jetzt durchgebrochenen Öse am Halse des Pferdes und einer zweiten am Vorderrande der Sonnenscheibe befindlichen, gleichfalls jetzt durchgebrochenen Öse befestigt war. Es ist keine Frage, wie ich gegen Bings Ansicht bemerkte, daß das Pferd, wenn auch sein am Halse dargestelltes Riemenzeug mit der Halsöse und der Leine in keiner Verbindung steht, dennoch die Sonne zieht, genau so wie im Rigveda das Sonnenpferd Etāca die helle Sonnenscheibe zieht, und wie es, was noch weit näher liegt, auf westschwedischen Sessenzzeichnungen der nämlichen Zeit, aus der das Trundholmer Heiligtum stammt, zweimal dargestellt wird (Textabb. 181). Das Rädergestell, worauf Sonnenscheibe und Roß gesetzt sind, hat allerdings nicht das mindeste mit dem Sonnenwagen zu tun, der die Sonne über das Himmelszelt führt. Der Sonnenwagen des Helios, Apollo und Phaëton ist eine griechische Darstel-



Abb. 181.
Kalleby, Tanum,
Bohuslän.



Abb. 182. Norra Trättelanda, Tanum.
Der Sonnengott und sein Begleiter
mit Radkreuz.

lung, die erst im 7.—6. Jahrhundert vor Chr. aufkam, während wir uns mit den goldenen Sonnenscheiben und dem Trundholmer Heiligtum im 15. Jahrhundert vor Chr. befinden. Vielmehr liegt in Trundholm ein einfacher Prozessionswagen vor, dessen berühmtestes Beispiel der im Frühling umziehende Wagen der Fruchtbarkeitsgöttin Nerthus ist.

Wie die auf dem Trundholmer Wagen befindlichen Gottheiten in Menschengestalt aussehen, darüber haben uns erst neuerdings die Forschungen des schon genannten Norwegers Just Bing bestimmtere Aufklärung gebracht. Und zwar aus den Felsenzeichnungen



Abb. 183. Aspeberg, Tegneby, Tanum (Ausschnitt): (oben links) der Sonnengott und sein einarmiger Begleiter mit Radkreuz vor Schiffen, Pferden, Rindern, Hirsch, Viehhirt, Pflüger, Bogenschützen. — Unten links: Der Gott mit den großen Händen und mit einem Pferdekopf auf dem Phallus vor einer Reihe Schiffe.

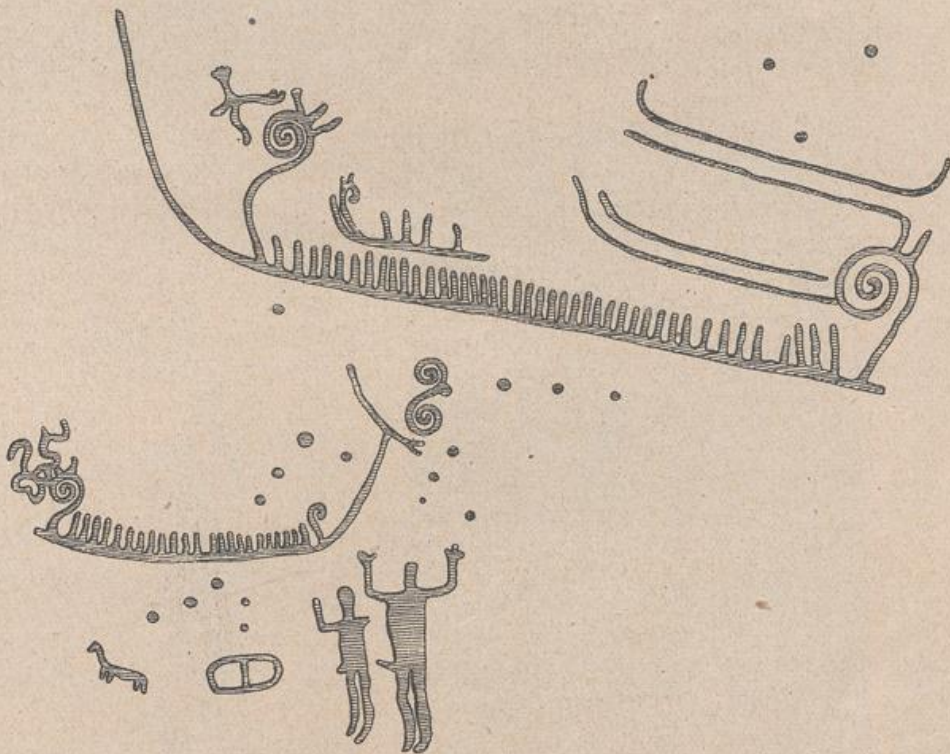


Abb. 184. Bada, Brastad: Pferd, Schuhsole, der Sonnengott und sein einarmiger Begleiter unter Doppelspirale und Schiffen.



Abb. 185. Bada, Brastad (Ausschnitt: vgl. Abb. 209). Links: der Sonnengott, der auf 2 Stangen das von einem Ringe umgebene Radkreuz trägt; neben ihm sein Begleiter (Mondgott). — Rechts: der Pferdsgott mit Ring und Spirale (Morgenröte); darunter eine Schuhsole und ein Gott, dessen beide Arme in Pferde auslaufen (Altis).



Abb. 186. Brede, Brastad (Ausschnitt): Der Sonnengott mit seinem einarmigen Begleiter und der Gott mit den großen Händen, jeder an seinem Schiffsstevan.

im Küstengebiet der westschwedischen Provinz Bohuslän, nördlich von Göteborg, etwa von Uddevalla bis nahe an die norwegische Grenze bei der Festung Frederikshall. Die Hauptrolle in diesen Felsenzeichnungen spielen



Abb. 187. Litsleby, Tanum. Der „Riese“ mit dem Speer; links vor seinem Knie ein Ring mit einem kleinen Pferd.



Abb. 188. Bada, Braästad. Der „Schuhmacher“ (Artgott).



Abb. 189. Kinnefulle, Västergötland. Artgott mit großer Hand neben Ring und Sonnenrad.

religiöse Darstellungen, die vielleicht eher zauberischen Zwecken dienten, als daß sie ein Epos in Bildern sein sollten. Diese zu Tausenden an den Granitwänden des südlichen und mittleren Skandinaviens entdeckten Zeichnungen sind tatsächlich in recht unvollkommener Technik, nämlich durch allmähliches

Abklopfen der Oberfläche des harten Gesteins hergestellte eingetiefte Dollbilder (also nicht bloße Umrißlinien) von menschlichen Gestalten, Tieren und heiligen Zeichen. Das Pferd von Trundholm beweist, daß die Tierbilderei damals auf hoher Stufe stand. Die Selsenzeichnungen dagegen sind jedes künstlerischen Wertes bar, sondern rein handwerksmäßige Erzeugnisse — was sich schon wegen ihrer Massenhaftigkeit und ihrer gleichmäßigen Verbreitung über so gewaltige Landesstrecken von selbst versteht. Dennoch erregen sie inhaltlich unsere höchste Teilnahme, zumal sie, zum Teil wenigstens, unserer berühmten Periode II der Bronzezeit angehören (was neben manchem anderem durch die Form der Ortbänder bewiesen wird; vgl. Textabb. 157 und 114, Nr. 26).



Abb. 190. Hvitlycke, Tanum (Ausschnitt). Die „Hochzeit“ (dabei der einsegnende Artgott).

Unter den Göttergestalten fällt besonders auf der große Sonnengott mit seinem Radkreuz oder seiner Spirale, zuweilen auch mit dem Blitzhammer ausgestattet, und neben ihm sein kleiner, meist einarmig dargestellter Begleiter, der Mondgott (Textabb. 182—185, 193). Zu beiden gesellt sich ein Gott,



Abb. 191. Kaukasus: Bronzefigurchen (G. Wille: Kulturbeziehungen Abb. 214b).

der teils durch ein bloßes Pferd (Textabb. 184) oder eine Menschengestalt mit Pferd und oft auch mit Ring (Textabb. 185), teils durch eine Menschengestalt mit hochgehobenen Händen, deren Finger weit gespreizt sind (Textabb. 186), teils als Speergott (Textabb. 187, 193), teils als Artgott (Textabb. 188—190) wiedergegeben wird. Dieser dritte Gott ist sowohl Windgott (Pferd), als Feuergott (Handgott), in beiden Eigenschaften Gott der Morgenröte. Es ist eine dem Altertum geläufige Vorstellung, die Windes-

eile durch das schnelle Pferd und ebenso das in Garben und Strahlen emporflammende Feuer durch die fünf oder auch nur drei gespreizten, oft flammend geschlängelten Finger der Hand des Himmels-, Blitz- oder Feuergottes darzustellen (Textabb. 191). Sonne, Mond und Morgenröte sind innigst gesellt beim Sonnenaufgang: sobald die Sonne aufgehen will, verblaßt der Mond (kleinerer Begleitgott), die rosenfingerige Morgenröte schießt ihre rote Lohe empor (Handgott), und wenn dann die Strahlen der Sonne über dem Horizont in die Höhe schießen, erhebt sich der Morgenwind (Pferdegott). Somit ist es in den Naturerscheinungen durchaus begründet, wenn das Pferd (die Morgenröte) die Goldscheibe (Sonne) nach sich zieht. Aber eben nur



Abb. 193. Kalleby, Tanum. Götterdreiheit: Speergott (Morgenröte), Sonnengott mit Blitzhammer und sein Begleiter (Mondgott), von dem nur die untere Hälfte ausgeführt worden ist.

die Morgenröte ist der Vorspann der Sonne! Daß die Sonne den ganzen Tag über von einem Gespann über die Himmelskuppel fortgezogen wird oder gar von einem durch einen Gott in Menschengestalt geleiteten Viergespann, das ist eine Vorstellung, die der Bronzezeit fern liegt und zu der sich die Germanen niemals bekant haben. Doch begreifen wir es nun, wie die Griechen bei allmählicher völliger Verdunkelung der ursprünglichen selbständigen Gottesnatur des der Sonne gesellten Pferdes den Gedanken des von Rossen über das Himmelszelt gezogenen, vom Sonnengott gelenkten Sonnenwagens ausbilden konnten. Die aus der älteren Bronzezeit für die Germanen bezugten Vorstellungen über die Sonnengötterdreiheit müssen also Gemeingut aller Indogermanen, zum mindesten aller Nordindogermanen gewesen sein.

Der durch das Pferd dargestellte Windgott, der zugleich Speergott ist, stellt eine offenkundige Vorstufe des späteren Wodan dar, dessen Name noch auf die ursprüngliche Eigenschaft seines Trägers als Windgott hinweist, dessen Roßnatur in seinem achtbeinigen Roß Sleipner fortlebt und dessen verhängnisvoller Speer aus der Siegfriedsage und sonst bekant genug ist. Die andere Seite des alten Pferdegottes, seine Eigenschaft als Gott der Morgenröte, als Feuergott, zugleich auch Fruchtbarkeitsgott, scheint in dem späteren Freyr fortzuleben: beiden Göttern ist die Führung der Art gemeinsam. Ja das Sinnbild der Art ist bei Freyr so unzertrennlich von seiner Gottheit geworden, daß der hlg. Olaf, der christliche Nachfolger des Freyr in Schweden, noch lange Zeit mit einer langgeschäfteten Art abgebildet wurde. Und ebenso hat sich der Sonnen- und Blitzgott allmählich zu Thonar weiterentwickelt. Sein Hammer, das Sinnbild des Blitzes, erscheint schon auf den Selsenzeich-

nungen (Textabb. 193) und das ihm gehörige Bodsgespann ist nichts als ein Nachklang seiner eigenen ursprünglichen Bodsgestalt, die mit seiner Eigenschaft als Blizgott zusammenhängen muß und auf den Selsenzeichnungen teils in voller realistischen Treue, teils wenigstens durch ein deutliches Bodshaupt des sonst schon menschlich gestalteten Gottes (Textabb. 194 bis 196) gekennzeichnet wird. Und der dritte Gott, der Mondgott, weist durch seine Einarmigkeit auf den späteren Tyr (Tius), dessen Hauptberuf das Walten als unsichtbarer Leiter des Thingses oder Dinges war, jener Volksversammlung, die die Germanen noch zu Tacitus Zeiten nur bei Vollmond oder bei Neumond abhielten. Daher wird der ihm heilige Tag (engl. Tuesday = Tag des Tius), den wir in Wortentstellung jetzt Dienstag nennen, in manchen Gegenden noch richtig „Dingstag“ genannt.

Aber noch ein Götterpaar erscheint häufig auf den Selsenzeichnungen, dessen Verehrung nicht mit dem Wechsel von Tag und Nacht, sondern mit dem



Abb. 194. Löfåsen, Tanum. Abb. 195. Tufvåne, Tanum. Abb. 196. Tospa, Tanum.
Abb. 194—196. Der Bodsgott mit Blizhammer (Thor), in Abb. 196 mit dem Sonnenzeichen.

Wechsel von Sommer und Winter zusammenhängt. Es ist das Brüderpaar der reitenden Dioskuren oder besser der wandalischen Alkis, jener beiden Wechselgötter, die auf den Selsenzeichnungen in Gestalt von zwei Pferden öfters wiederkehren (Textabb. 185).

Schon vor neunzehn Jahren konnte ich als eines der noch weit früher von mir errungenen Ergebnisse meiner siedlungsarchäologischen Forschung die Erkenntnis mitteilen, daß die eigentlich germanischen Stämme erst in der älteren Bronzezeit, genauer seit Beginn der Periode I und besonders während der Periode II, also seit etwa 1800 vor Chr., aus Südschweden, Dänemark und Schleswig-Holstein in das damals entvölkerte Nordwestdeutschland eingezogen sind. Es war eine merkwürdige, mir nicht unwillkommene, weitere Bestätigung meiner Erkenntnis, als im Herbst 1907 in einem Hügel bei Anderlingen, Kreis Bremervörde, Provinz Hannover, eine Steingruft aus der Zeit um 1600 vor Chr. (Bronzezeitperiode II b) gefunden wurde, deren südlicher, besonders sorgfältig abgespaltener und ein-

gefügter Tragstein auf der Innenwand drei ganz in skandinavischer Technik eingemeißelte menschliche Gestalten aufwies (Abb. 197, Taf. XXI). Zu ihrer Erklärung zog ich damals sogleich die skandinavischen Felsenzeichnungen als Parallele heran. Die beiden größeren, links befindlichen Männer liegen etwa 2—3 mm tief in der Wandfläche und haben eine Höhe von 50 cm, die



Abb. 198. ²/₃. Jütland: Rasiermesser (G. Wille: Kulturbeziehungen Abb. 112).

rechte Figur ist etwas weniger tief hineingearbeitet und kleiner. Wir erkennen in der ersten Gestalt links sofort den Feuergott und Gott der Morgenröte an seinen großen Händen mit den gespreizten Fingern (Freyr), ebenso in der Mitte einen Gott mit hoch erhobener Waffe, der schwerlich der Art-



Abb. 199 (Nr. 4).

Kivik, Skonen.
1,20 m hoch.



Abb. 200 (Nr. 3).

gott sein kann, da dieser ja Eins und dasselbe ist mit dem Gott mit den großen Händen; eher der Hammergott, also der Blitz- und Sonnengott (Thonar). In der rechts stehenden kleineren, leider recht undeutlichen Figur würde man zunächst den einarmigen Begleiter des Sonnengottes vermuten. Hähne meint indes, sie scheine ein langes Gewand zu tragen. Sollte diese Deutung richtig sein, so käme der Gedanke zur Erwägung, ob wir hier eine solche Figur vor uns haben, wie sie auf zwei Steintafeln des berühmten Kivik-Grabes

mehrfach zu sehen sind: Priester in weiblicher Tracht. Einen solchen Priester erwähnt Tacitus als Pfleger des wandalischen Kultes eines göttlichen Brüderpaares, Alkis mit Namen, das er den griechischen Dioskuren gleichsetzt, weil es wie die Dioskuren jugendliche Reiter, Lichtgötter und Schützer der Schifffahrt waren. Von den Alkis kannten wir bisher nur eine Darstellung auf einem Rasiermesser der jüngeren Bronzezeit, wo sie mit erhobenen Armen und Strahlenfranz um das Haupt in einem heiligen Schiffe sitzen (Textabb. 198).

Nunmehr kennen wir durch Bing auch Darstellungen dieses göttlichen Reiterpaares, wie sie in der älteren Bronzezeit üblich waren. Einmal von den



Abb. 201 (Nr. 6).

Kivik, Schonen.
1,20 m hoch.



Abb. 202 (Nr. 7).

Felszeichnungen her und dann von den Zeichnungen der Innenwände der Steinplatten der genannten Grabkammer aus einem Hügel zu Kivik bei Cimbrishamn an der Ostküste von Schonen. Außer zwei Steintafeln mit Sonnenrädern und Mondsiceln (Textabb. 199, 201) sehen wir eine Tafel mit doppelter Darstellung eines Paares von Rossen (Textabb. 200), die in der oberen Reihe in derselben Richtung hintereinanderher sich bewegen, in der unteren Reihe aber gegeneinander gefehrt sind. Dieses Rossespaar sind die göttlichen Reiter selbst in der Vertretung durch ihre Tiere, wie das eine Pferd (Sleipner) den Sturmgott (Wodan) vertritt und der Bock den Blizgott (Thonar). Das Alkispaar sind Wechselgötter und bald ein eng verbundenenes, bald ein feindliches Brüderpaar: eine Spiegelung des Wechsels

der beiden großen Jahreszeiten im nordischen Naturleben, des Sommers und des Winters. In der späteren Sage fällt der eine der Brüder in ihrem Zweikampfe, der andere heiratet des Gefallenen Witwe, beider Sohn erhält wiederum des Gefallenen Namen und verdrängt nun seinen Vater, so daß der ewige Kreislauf der Lebenserneuerung damit geschlossen ist.

Während eine Steintafel des Kivikgrabes (Textabb. 202) das Rossebrüderpaar im Zwiegespann zeigt, auf dessen Wagen ein Lenker sich be-

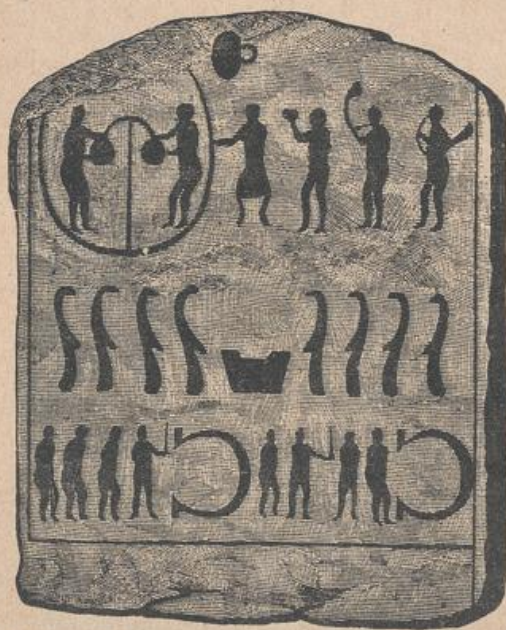


Abb. 203 (Nr. 8; zerstört; teilweise wieder aufgefunden).



Kivik, Schonen. Abb. 204 (Nr. 1; verloren).
1,20 m hoch.

findet, zeigt das Bild der Steinplatte aus dem Dillfarahügel genau dasselbe Zwiegespann, aber ohne Lenker (Textabb. 205), ein Beweis, daß wir es hier nicht mit einem gewöhnlichen Zwiegespann, sondern eben mit einem göttlichen Pferdepaar zu tun haben. Die verhüllten Gestalten der Priester der unteren Reihe der Textabb. 202 kehren wieder auf der Steinplatte Textabb. 203. Die Platte der Textabb. 204 zeigt zwei große Ärte, wie sie der Pferddegott der vorher behandelten Götterdreiheit der Sonnenverehrung in seiner Gestalt als Artgott (Sreyr) zuweilen trägt. Eine Felsenzeichnung von Ryland (Textabb. 206), bei der sowohl die Sonnengötterdreiheit, und zwar durch eine Doppelspirale (Sonne und Mond) und ein Pferd (Handgott), als auch die beiden Alfis-Brüder dargestellt sind, und

zwar so, daß der eine nach oben, der andere nach unten gefehrt ist, und sie mit den Köpfen gegensätzlich aufeinanderstoßen, ist ein deutliches Abbild

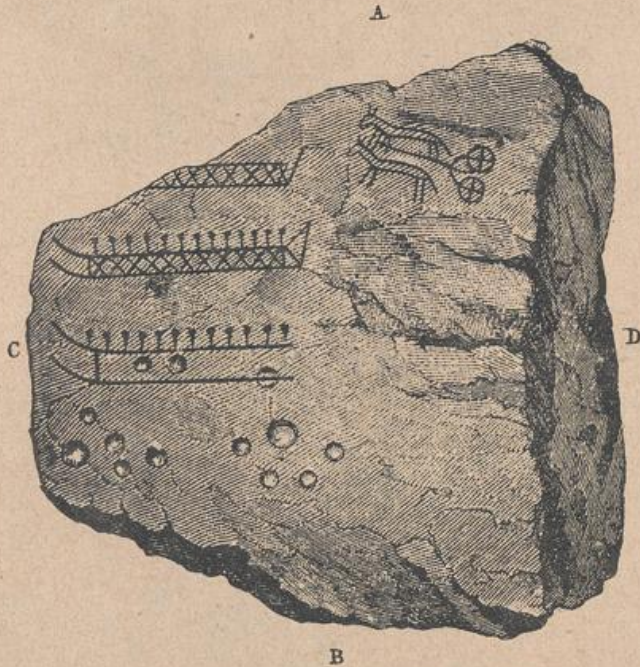


Abb. 205. Etwa 1 m breit. Dillfara, Schonen.
Neuere Untersuchung des Bildes hat auch hier den früher nicht bemerkten Wagenlenker des Mythos vom Sommer- und Wintergrafen: der eine von ihnen weilt in der Unterwelt, so lange der andere die Herrschaft auf der Oberwelt ausübt.

Indes, Sonne und Jahreszeiten sind zwei Naturdinge, die im Denken des nordischen Menschen einander nicht unnahbar fern, sondern im Gegenteil recht nahe stehen und daher auch ineinander fließen und schließlich verschmelzen können. Das zeigt sich auch im Gottesdienste: die Götterdreiheit der Sonnenverehrung verbindet sich mit dem Götterpaar, das als Maigraf und Wintergraf auftritt. Die Felsenzeichnungen zeigen verschiedene Stufen der Verschmelzung dieser beiden Kulte, zuerst eine mehr äußerliche, dann eine auch innerlich geistige des Kults und der dahinter liegenden religiösen Anschauung.



Abb. 206. Ryland, Tanum, Bohuslän (nach Almgren).



Abb. 208. Badå, Brajståd, Bohuslån.

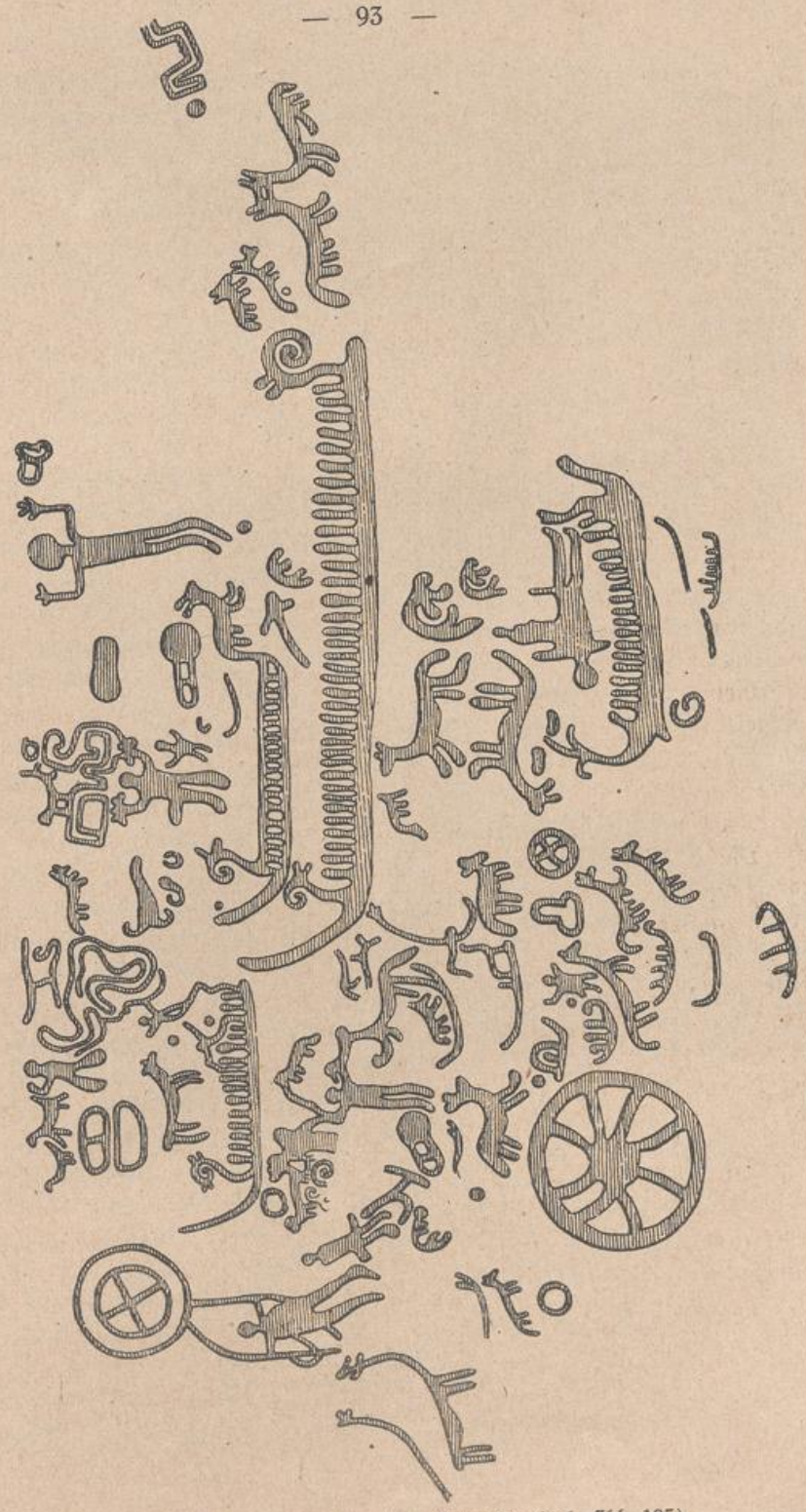


Abb. 209. Bada, Braſtad, Bohuſlän (vgl. Abb. 185).

Dies tritt schon in der eben beschriebenen Zeichnung von Ryland (Textabb. 206), dann auch in einer Zeichnung von Björneröd zutage, wo ein Wagen (= Pferddegötterpaar) von einem Boð (Sonnengott, Thor) und einem Pferd (Pferdegott, Wodan) gezogen wird (Abb. 207, Taf. XXII). Deutlicher noch in einer Felsenzeichnung von Baða (Textabb. 208), wo sich eine Anzahl von Zwiegespannen befindet, deren Pferde jedesmal als Gegenfüßler dargestellt sind, also das göttliche Pferdepaar bedeuten: zu unterst ein Gespann, neben dem zwei menschliche Gestalten in langen Röden, also wohl Alkis-Priester, stehen, weiter Gespanne, wo dem göttlichen Pferdepaar am Wagen sich einmal ein drittes Pferd (Pferdegott, Wodan), ein andermal (oben) eine dreifingerige große Hand (Handgott, Freyr) gesellt.

Und eine richtige Verschmelzung der Götterdreiheit mit dem göttlichen Brüderpaar erkennen wir in einem anderen Bilde von Baða (Textabb. 209). Dort finden wir in der Mitte mehrere Schiffe, davon eines besonders groß ist, über diesem großen Schiff ein kleines und darüber den Handgott, der eine verwickelte Seilschlingung mit den Händen stützt. Die Riesengestalt rechts davon kann nur der Sonnengott sein und der einarmige kleinere Mondgott befindet sich an einer zweiten Seilschlingung, die links von der vorhergenannten sich befindet. Wir treffen den Mondgott (Tius) hier also in seinem eigensten Berufe tätig, eine durch Seilschranken gegen die unheilige Außenwelt geschützte und eingefriedete Versammlung zu überwachen (Thingus). Die Teilnehmer dieser Versammlung sind aber die Glieder der Götterdreiheit, sowie das göttliche Alkispaar, denn rechts vom großen Schiffe sehen wir zwei Pferde sich begegnen, aber in freundlicher Art, denn sie küssen sich. Die Versammlung ist also ein Götter-Thingfest zur Zeit, da der Maigraf seine Herrschaft antreten will, also eine hochheilige Feierlichkeit. Auf der linken Seite wird die bei dieser Feier sich vollziehende Verschmelzung der beiden Kulte der Sonnengötterdreiheit und des Alkispaares in anderer Weise dargestellt: wir haben diesen Teil der Felsenzeichnung schon oben in einem Ausschnitt (Textabb. 185) gesondert betrachtet (S. 83 ff.). Da befindet sich ganz links die Götterdreiheit: der große Sonnengott hält auf zwei Stangen einen Ring, der das Sonnenrad umschließt und neben ihm steht der kleine einarmige Mondgott. Der große Ring ist ja, wie wir wissen, der Vertreter des Pferddegottes, das Sonnenrad aber das Zeichen für den Sonnen- und den Mondgott. Die Vereinigung dieser beiden Sinnbilder ist also an sich schon das Sinnbild der gesamten Sonnengötter-Dreiheit. Rechts neben dem kleinen Mondgott, unter dem kleinen Schiffe, befindet sich eine Göttergestalt, deren beide Arme in Pferde auslaufen. Da es nur eine Gestalt ist, kann es nur der Pferddegott sein, der hier gemeint ist; da er aber mit einem Pferdepaare verbunden ist, so liegt hier eine Erweiterung des Pferddegottes durch das Pferddegötterpaar vor: eine Verschmelzung, die zu einer Vergrößerung geführt hat. Aber der

Darsteller konnte sich gar nicht genug tun. Denn gleich unter dem großen Schiffe finden wir nochmals ein Bild des Alkispaares und nun in Gestalt eines freien Pferdepaares, das wiederum gegenfüßlerisch dargestellt ist, ähnlich wie wir es bei den beiden menschlichen Gestalten in der Zeichnung von Ryland (Tertabb. 206) kennen gelernt hatten. Wenn das eine der beiden Wesen auf die Oberwelt kommt, muß das andere zur Hel hinabsteigen; also wiederum die Betonung der Eigenschaft als Wechselgötter, als Verkörperung von Sommer und Winter. Und zu guter Letzt dasselbe nochmals in einem Sinnbilde: rechts neben dem Pferdepaar eine liegende Menschengestalt, ein Verstorbener, aus dessen Brust ein kleines Menschenkind sich erporringt. Es ist der junge Frühling, der von dem erschlagenen Winter sich loslöst, jenes wunderbare Sinnbild der ewigen Verjüngung und Erneuerung allen Erdenlebens, dessen ergreifendste Wiedergabe heutige Künstler (wie man es 1914 auf der Darmstädter Ausstellung sehen konnte) in der Fassung geben, daß ein Neugeborenes auf dem Schoße der sterbenden Mutter — mit einem Apfel spielt: Werden und Vergehen.

Bing, dem wir die Deutung der Zeichnung von Backa in der Hauptsache verdanken, möchte im Anschluß an meine Erkenntnis des allerdings nur teilweisen Ursprungs der Wechsel-Germanen (Ostgermanen) aus Südschweden her [um 700 vor Chr.] schon eine weit ältere Scheidung der südschwedischen Germanen in eine Ostgruppe (in Schonen und an der Ostküste) und eine Westgruppe (an der Nordwestküste, besonders in Bohuslän) annehmen und gibt den Ostschweden (Kivik, Villsfara) den Kult der Dioskuren, den Westschweden (Bohuslän) den der Sonnengötter-Dreierheit zu eigen. Indes vermag ich bis jetzt keine archäologische Unterlage für eine solche Stammescheidung in Schweden selbst zu erkennen, wenn man eben von diesen beiden Kulturen abzieht, für die ja erst bewiesen werden soll, daß jeder sein besonderes Ursprungs- und Verbreitungsgebiet in Südschweden hatte. Und dann sind diese beiden Kulte nicht solche, die einander vertreten können, sondern solche, die sich ergänzen und die meines Erachtens beide als allgemein germanisch angesprochen werden müssen. Daß sie in Bohuslän in der jüngeren Bronzezeit die Neigung zur Verschmelzung zeigen, hat nicht zur Folge, daß sie nun überall verschmelzen, und noch weniger, daß sie dauernd verschmelzen. Vielmehr steht der Alkiskult bei den wandalischen Naharvalen in Schlesien noch im ersten Jahrhundert nach Chr. in voller Reinheit da und in der Harlungensage lebt er weiter bis tief ins Mittelalter hinein.

Wir sahen, wie lebendig hinter den persönlichen Gestalten der germanischen Götter noch die Naturmächte stehen, aus denen sie erwachsen sind. Das bezeugen ihre Sinnbilder, die teils noch rein ornamental, teils als Tiere gestaltet sind. So laufen diese drei Stufen der Anschauung nebeneinander her: ornamentale, tierische, menschliche Gestaltung. Und nicht anders spiegelt es sich noch in den Berichten der Römer über die germanische Götterwelt.

Cäsar spricht von der Sonnengötter-Dreierheit und ebenso Tacitus, allein jener faßt sie als Naturmächte: Sonne (Thonar), Mond (Tius) und Feuer (Freyr = Wodan), dieser als rein persönliche Gottheiten: Hercules (Thonar), Mars (Tius) und Merkur (Wodan).

Und wenn die Germanen von Alters her eine fünftägige Woche hatten — lange vor dem spätrömischen Einfluß, der ihnen die siebentägige Woche aufdrängte —, so kann es nach den späteren Namen nicht zweifelhaft sein, daß die alte Götterdreierheit dreien dieser Tage den Namen geliehen hat und der vierte von der alten Fruchtbarkeitsgöttin Frija (= Venus) herrührt. Nur der fünfte Name der alten, wohl schon altbronzezeitlichen Woche fehlt uns. War dieser Name vielleicht schon vor der Zeit des römischen Einflusses außer Brauch gekommen, weil der Gott allmählich einen den andern Göttern und den Menschen zu feindlichen Charakter angenommen hatte? Verbirgt sich hinter Saturn (engl. Saturday) etwa der germanische Loki als jener fünfte Gott? Oder hatte das göttliche Brüderpaar, die Alkis, diesem Tage einst seinen Namen gegeben? Das sind Fragen, aber die Sprachforscher, die sich mit den volkstümlichen Namen der Wochentage schon so viel beschäftigt haben, betrachten sie gewiß gern einmal auch unter dem Gesichtspunkt einer uralten vorgeschichtlichen Entstehung. Bisher freilich haben die ausschließlich philologisch geschulten Erforscher der germanischen Mythologie die Denkmälerkunde in einer Weise vernachlässigt, wie sie der Mangel an archäologischer Erziehung allein noch nicht zu entschuldigen vermag.

Es ist hier der Ort, auf eine Erinnerung aus der Zeit hinzuweisen, als ich meine Universitätsstudien abschloß. Damals, es war im Jahre 1879, machten zwei norwegische Gelehrte den Versuch, mit dem Aufwande schwerster Gelehrsamkeit eine durch Neuheit und Eigenart vielerorts bestehende, trügerische Ansicht über die Entstehung der nordischen Göttersage zu begründen. Diese neue Ansicht richtete sich gegen die Edda als selbstwachsenes Eigentum der Nordgermanen, sah insonderheit in der *Völuspá*, jenem rein heidnischen Gedichte, das die letzte uns verbliebene, höchste Blüte der ganzen altgermanischen religiösen Weltanschauung bedeutet, nichts als eine Nachbildung der griechischen sibyllinischen Dichtungen, die durch Vermittlung der keltischen Iren in der Wikingerzeit dem skandinavischen Norden bekannt geworden sein sollen. Sie richtete sich demnach gegen die Echtheit der ganzen germanischen Mythologie und macht sie zu bloßer Entlehnung und Überarbeitung griechisch-römischer und orientalischesemitischer Mythen und Legenden; sie legte die Art an den Riesenbaum urzeitlich gemeingermanischer Mythe, von dem uns leider einige herrliche Blüten nur erhalten, hauptsächlich aus den im nordischen Boden wurzelnden Trieben ersprossen. Die Edda ist als Gedicht eine norwegische Schöpfung und es ist bezeichnend für germanisches Wesen, daß gerade zwei Norweger es waren, Bang und Bugge, die ihrer Heimat das angestammte Kleinod rauben

wollten. Ebenso bezeichnend aber ist es, daß es ein Deutscher war, der — nicht den Norwegern zwar, noch den Scandinaviern nur, sondern der Gesamtheit der germanischen Welt den gemeingermanischen Urzeitbesitz religiöser Weltanschauung zurückerwarb und für alle Zeiten sicherte: mein unvergeßlicher Lehrer Karl Müllenhoff. Mit einer Art Scham und Inarimm zugleich gedenke ich noch heute des offen bekannnten innern Jubels oder wenigstens Behagens, mit dem Vertreter der klassischen Geschichte in Deutschland vor diesem nur zu bald gestürzten Altar südeuropäischer und orientalischer Anbetung ihr Knie bogen. Wie sollte im Hirn der „rohen Germanen“ überhaupt so etwas wie religiöse Mythen, Göttergestalten, Weltanschauung von selbst entstehen? Was wir davon bei Tacitus lesen, beruhe auf nichts anderem als auf Entlehnung aus der römischen Kulturwelt. Schon was Cäsar über germanische Religion berichtet, zeige, daß die Germanen seinerzeit erst am allerersten Anfange der Bildung religiöser Vorstellungen ständen. So oder ähnlich äußerten sich damals die Herren Klassiker, vorsichtigerweise aber nur in Gesprächen; heute möchten die noch Überlebenden unter ihnen wohl nicht ganz gerne daran erinnert sein.

Freilich es gilt ja bei den heutigen Germanen, nicht bloß bei den Deutschen, sondern ganz ebenso bei den Scandinaviern, stets für ein besonderer Held der Wissenschaft und kann stets auf offene Ohren, ja auf begeisterte Zustimmung rechnen, wer mit der scheinbar schärfsten Lauge kritischer Begabung dem Wahn, daß unser Volk alte Kulturwerte besessen und geschaffen hat, zu Leibe geht. Es hat sich dann freilich meistens, früher oder später, herausgestellt, daß die überkritischen Zweifler einen zu kleinen Horizont gehabt haben, daß sie über dem Haften am Einzelnen den weiten Blick für das große Ganze verloren oder nie besessen hatten, mit einem Worte, daß sie im Grunde nichts weniger als Genies, sondern kleine, kurzsichtige Geister waren. Aufzubauen, diese Gabe war ihnen versagt, und im Niederreißen, wozu sie Begabung zeigten, war ihnen der nie welkende Lorbeer andauernden Erfolges nicht beschieden. Aber sie empfanden den Kitzel, als Apostel der „vorurteilslosen“ Wahrheit zu gelten, denen es nicht verschlägt, das eigene Volkstum zu opfern, wenn nur das Quentchen der Ergrübelungen ihres unbestechlichen wahrheitsuchenden Scharffinnes in hellem Glanze erstrahlt und von allen denen bewundert wird, die an dem nämlichen germanischen Eitelkeitskitzel leiden.

Die „Klassiker“, die sich zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts über das wieder einmal wissenschaftlich erwiesene Nichts des altgermanischen Eigens nur so kurze Zeit freuen durften; sie mögen sich trösten. Denn sie werden in deutschen Landen nicht kinderlos aussterben, sondern bald Nachfolger finden oder haben sie längst gefunden. Wie sie nicht die letzten ihres Stammes bleiben werden, so waren sie auch bei weitem nicht die ersten. In der Einleitung habe ich geschildert, wie die Hasser und Verächter unseres

germanischen Altertums in den letzten Jahrhunderten ständig wiederkehren. Und die Norweger Bang und Bugge brachten grundsätzlich auch keine neue Ansicht vor; sondern nur eine von neuem versuchte, andersartige Begründung. Ein halbes Jahrhundert vor Bang und Bugge hat sich der Kampf um das Dasein einer germanischen Mythologie schon in ganz ähnlicher Weise abgespielt. Ich kann mir nicht versagen, dies mit den Worten unseres Altmeisters Jacob Grimm zu schildern, wie er sie im April 1844 zu Berlin niedergeschrieben hat.

„Durch eines Römers unsterbliche Schrift war ein Morgenrot in die Geschichte Deutschlands gestellt worden, um das uns andere Völker zu beneiden haben Die unseren Vorfahren darin beigelegten Götter wurden aus aufgedrungenen römischen Vorstellungen hergeleitet. Statt den Gehalt so kostbarer Angaben mit den sonst zerstreuten Überbleibseln unseres Heidentums emsig zu vergleichen, hatte man nichts Angelegeneres, als auch den Wert dieser wenigen Trümmer zu schmälern und sie für erfunden, erborgt und abgeschmact zu erklären. Was von besonderen Göttern unangetastet blieb, pflegte man, um ihrer bald los zu werden, als gallische oder slawische zu betrachten, wie Landstreicher auf Schub weiter geschickt werden, mag der Nachbar zusehen, was er mit dem Gefindel anfange. Die nordische Edda, deren Anlage, Gestalt und Gehalt entlegenste Vorzeit atmet, deren Lieder ganz anders an unser Herz greifen, als die im Überschwang bewunderte ossianische Dichtung, brachte man auf christlichen und angelsächsischen Einfluß zurück, übersah blind oder geflüßentlich ihren Zusammenhang mit den Spuren des innern deutschen Altertums. In solcher Weise wäre die gesamte deutsche Mythologie auf römische zurückzubringen und es bliebe uns nichts Eigentümliches als der kahle Boden, der die fremde Lehre in sich empfangt. Wozu den Frevel und die Launen dieser Kritik verschweigen? Sie haben dafür Rache genommen, die Nornen Mir widersteht die hoffärtige Ansicht, das Leben ganzer Jahrhunderte (unseres Altertums) sei durchdrungen gewesen von dumpfer, unerfreuender Barbarei.“

So Jakob Grimm in seiner herrlichen „Deutschen Mythologie“.

Etwas weiter sind wir in dem siegreichen Aufbau unserer altgermanischen Kultur heute doch gekommen. Es reden keine Inschriften und keine Papyri und Pergamente zu uns von vorgeschichtlichem germanischen Götterglauben. Aber wenn Menschen schweigen, werden Steine reden: dies gilt auch hier. Und diese Steine sind unsere skandinavischen Felsen und ihre Rede sind die Felsenzeichnungen. Sie erzählen uns, daß, was die Edda im 9. Jahrhundert nach Chr. aus Norwegen und Island uns berichtet, ein Spiegel dessen ist, was die Germanen der alten Bronzezeit um 1600 vor Chr. dachten. Was haben einer solchen Überlieferung Griechen und Römer gegenüberzustellen?

Alles in allem: Unerföpflich scheint der Born der Germanenkunde in den Denkmälern ihrer älteren Bronzezeit zu fließen; und weiter lehrt uns diese Bronzezeit die Wahrheit eines Goeth'schen Wortes über unser Volk auch in ihrer Anwendung auf unsere germanischen Ahnen. ‚Es ist‘, sagt der alte Goethe 1829, ‚vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln, als die deutsche‘.

Aber er schiebt voraus die so notwendige, treffende Warnung: ‚Der Deutsche läuft keine größere Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern‘. Und auch dieser Ausspruch bleibt wahr, wenn wir ihn auf die Germanen der Bronzezeit anwenden. Denn diese waren in Vorzügen und

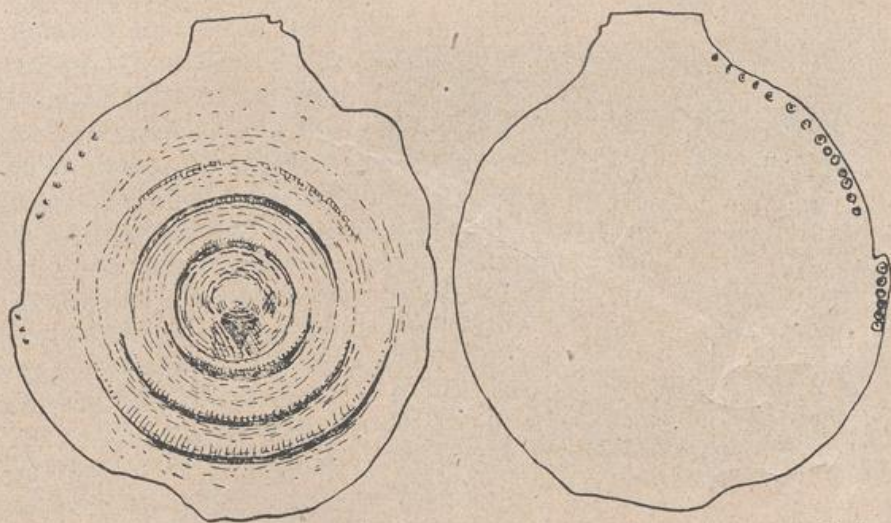


Abb. 211. $\frac{1}{2}$. Lüneburger Gegend. Gegossene Hänge Scheibe (Hänge tulus), Vorder- und Rückseite (Lienau: Mannus V, S. 202).

Mängeln dieselben, wie wir heute. Wie wir heute nur zu gern das bewährte eigene Kulturgut unüberlegt fahren lassen, um ein minderwertiges fremdes, das für uns nur den Reiz der Neuheit hat, dafür einzutauschen, so gaben auch die Germanen, die in der frühen Bronzezeit, wie wir schon gehört haben (S. 44), aus Jütland und Schleswig-Holstein nach Hannover einrückten, dort manche der herrlichsten Formen der überlegenen echt nordisch-germanischen Bronzezeit auf, um weniger schöner Ware willen, die ihnen der Bernsteinvertrieb nach den keltischen Gebieten West- und Süddeutschlands als Tauschware in die Heimat brachte und die sie dann lieber nachahmten, als daß sie der angestammten Kunstübung und dem eingeborenen Geschmaack weiter gefolgt wären. Als solche fremde Typen, die bezeichnenderweise fast ausschließlich in das Bereich des weiblichen Schmuckes fallen, wo ja möglichst fremde Neuheiten stets bei uns besonders begehrt waren, wie sie

leider heute wieder besonders begehrt sind, erscheinen Gewandnadeln mit Radnadelkopf, (Abb. 210, Taf. XXIII), die wir bereits in dem keltischen Frauengrabe aus Meiningen, sowie aus Mittelfranken kennen lernten (S. 58 und Abb. 116, Taf. XII; Textabb. 118, Nr. 2), und Gewandnadeln mit geschwollenem Halse, wie aus Süddeutschland Textabb. 118, Nr. 6; Textabb. 119, Nr. 1, 2; Textabb. 120, Nr. 1, 6; Abb. 121, Taf. XIII ganz links; vom Armschmuck längsgerippte Armbänder mit breiteren Stollenenden, wie aus Schwaben Textabb. 119, Nr. 12; ähnliche, weit breitere Armbänder mit stark verjüngten Enden; Armbänder und Armringe mit eingeschlagenem Spitzovalmuster (ähnlich Textabb. 118, Nr. 7); konzentrisch gerippte „Hängetutuli“ wie Textabb. 211, 212 und aus Schwaben Text-

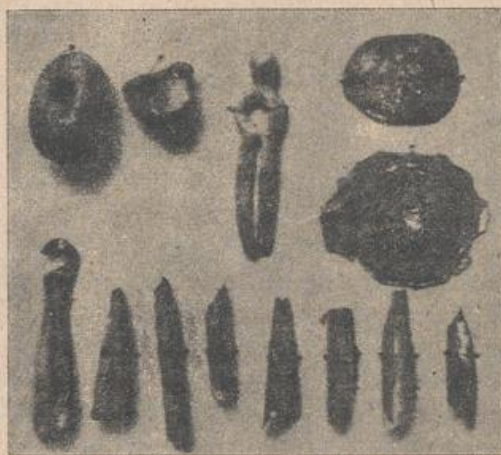


Abb. 212. ^{2/3}s. Hügelgrab Kollhagen, Landkr. Lüneburg (Cienau: Mannus V, Taf. XIV).

abb. 120, Nr. 13; tüpfelförmige Spitzhütchen mit doppelter unterer Durchbohrung, wie Abb. 210, Taf. XXIII und Textabb. 212, untere Reihe. Auch ein landschaftlich so eng begrenzter Typus wie die „hannoversche“ Fibel mit ihren beiderseits herabhängenden Spiralscheiben weist durch ihre Entstehung aus den großen Brillenspiralen, wie sie Abb. 116, Taf. XII in vierfacher Zahl bietet, auf keltischen Einfluß hin. Diesem so mannigfachen fremden Schmuck steht unter den Waffen als ausländische Ware nur

eine einzige Art gegenüber, das bayrische Bronzeschwert mit achtkantigem Griff, wie Textabb. 114, Nr. 23, das allerdings bis in den Mittelpunkt des damaligen Germanenbereichs, nach Dänemark, stärkstens eingeführt wurde und sogar noch in Schweden zum Vorschein gekommen ist.

Dafür ging dann auch manch schöne Bronzewaffe, namentlich vom Typus der Griffzungenschwerte, und mancher germanische gerippte Bronzehalstragen (Abb. 210, Taf. XXIII) ins keltische Gebiet nach Süden, doch selten gelang es einem germanischen Schwerte, bis über die Mainlinie vorzudringen, und die Halstragen kamen nicht über Kurhessen und Thüringen hinaus.

Und ebenso gestalten sich die Dinge bei jenen Germanen, die von Schleswig-Holstein aus das ostelbische Land besiedelten. Nur daß diese Gruppe vielmehr dem fremdvölkischen Einfluß jener schlesisch-posenscher hinter-

pommerischen Bronzekultur sich willig erschloß, die entstand mit der Herausbildung der illyrischen Stämme von Westungarn her bis nach Ostdeutschland während der ältesten Bronzezeit, also gleichzeitig mit dem Einrücken der Germanen in das nordwestlichere Nachbargebiet (s. oben S. 62).

Von den illyrischen Typen erscheinen bei den Germanen in Vorpommern, in der Udermark, in Mecklenburg-Strelitz und im angrenzenden Ostteil von Mecklenburg-Schwerin (bei Waren, Plau, Teterow, Gnoien) häufigst die bandförmigen großen Beinspiralen mit Mittelgrat (Textabb. 132a und Abb. 134, Taf. XV), die „Hängetutuli“ (Textabb. 127, Nr. 5, 6), die Blechgürtel (Textabb. 141, 142), selten die Spitzhütchen (Textabb. 132f, Textabb. 126, Nr. 13 und Textabb. 127, Nr. 13), herzförmige Anhänger (Textabb. 127, Nr. 8) und lange Gewandnadeln, während die „Fußbergen“ und die „Singerbergen“ (Textabb. 128, Nr. 7) zwar besonders stark sich einbürgern, in der Hauptsache jedoch erst in der nächsten Periode der Bronzezeit, Periode III, und nicht nur, wie der andere Schmuck, in den eben genannten germanischen Grenzländern, sondern noch viel weiter westwärts und südwärts durch ganz Mecklenburg, Nordwestbrandenburg und die Altmark. Von hier strömen sie in naherwandter Abart sogar in das thüringisch-feltische Gebiet ein (Abb. 117, Taf. XII unten). Sie fehlen jedoch in dem westlichen germanischen Gebiete von Hannover, Oldenburg, Schleswig-Holstein, sowie im ganzen skandinavischen Germanengebiete. — Es ist bei alledem keine Frage, daß dieser den Germanen ursprünglich fremde Schmucktypus auf germanischem Gebiete, soweit er dort Eingang findet, seine schönste, prächtigste Gestaltung erfahren hat (Abb. 213, Taf. XXIII).

Hingegen übernimmt das ostdeutsch-illyrische Gebiet von den Germanen nur die schönen Formen der Scheiben- und Spiralkopfnadeln (Textabb. 214), die sich dann dort weiterentwickeln, sowie die kleidsamen und prächtigen längsgerippten Halskragen wie Textabb. 114, Nr. 34; Abb. 210, Taf. XXIII und Textabb. 132b, die ebenso wie zu den Kelten Kurhessens und Thüringens, so auch zu den Illyriern Hinterpommerns vordringen, doch nur bis an die Persante, also etwa bis zu der Linie, die in der folgenden Periode (Bronzezeit III) die dem Vorstoß ihrer Kunstschöpfungen nacheilende Germanenbevölkerung selbst zu ihrer Ostgrenze macht.



Abb. 214; etwa $\frac{1}{2}$.
Große Gewandnadel mit
gebuckeltem Scheibenkopf.
Angermünde, Udermark;
Mus. in Prenzlau.

Seit der Sieg in der Frage der Bronzezeit und der nordischen Bronze-
kultur durch die norddeutsch-standinavische Archäologengruppe errungen worden
war, hat sich das Blatt vielfach gewendet: zwar nicht die norddeutsche, aber
die standinavische und noch viel mehr die dänische Prähistorikerschule fing nun
ihrerseits an, allenthalben südliche Einflüsse an der nordischen Bronzezeit
und nordische Nachahmungen als Folge südlicher Einfuhr aufzuspüren. Es
handelt sich hier nicht nur um solche seltenen Waren, wie Glasperlen oder
getriebene Bronzegefäße, die allgemein als teils aus Italien stammend, teils
von noch weiter her über Italien zu uns gekommen angesehen werden,
sondern um Formen und Zierweisen, die geradezu den nordischen Stil selbst
ausmachen.



Abb. 215. Spiralmuster in Griechenland (nach Montelius).
1—3. Mykenische Bronzezeit; 4—5. Spätere Zeit; 6. Etrurien.

Da steht in erster Linie das Ziermotiv der Spirale. Lange hat man ihren
Ursprung in Ägypten gesucht, bis es klar wurde, daß die mittelosteuropäische
Spiralverzierung der steinzeitlichen Donaukultur, die wir ja vorher in aus-
giebiger Weise gesehen haben (S. 37 ff. nebst Taf. VIII—X), nicht nur an
sich weit älter ist, als die ägyptische, sondern auch auf ihrem Gange nach
Süden über die Balkanhalbinsel bis nach Kreta stationenweise verfolgt werden
kann. Ihren End- und Höhepunkt findet sie dort in der bronzezeitlichen
mykenischen Kultur, welche die S-förmigen Verschlingungen und die brillen-
förmigen Doppelhängespiralen auf Gold und Stein in reichster Weise ein-
gräbt oder plastisch gestaltet, sowie mit dem Pinsel auf die Wand der Ton-
gefäße setzt.

In der Textabbildung 215 zeigen Nr. 1—3 die Formen der echten
mykenischen Spirale, die wie die nordische stets aus mehreren, miteinander
verbundenen Spiralscheiben besteht, deren jede für sich wieder aus zwei

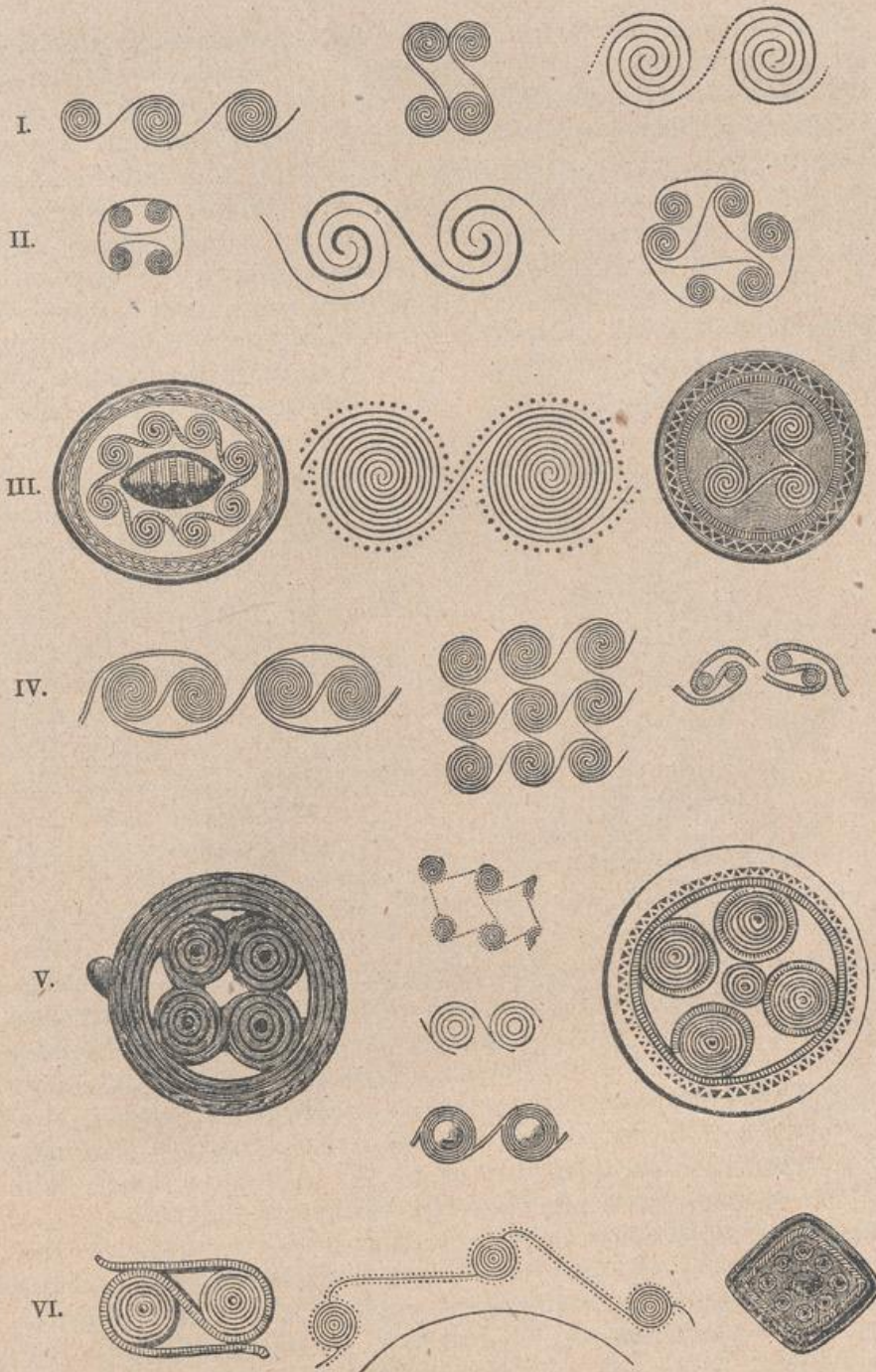


Abb. 216.
Spiralmuster der germanischen Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien (nach Montelius).

Linien sich zusammensetzt; in Mykenä sind diese beiden Linien an den Enden, die im Mittelpunkte der Spiralscheibe liegen, stets verbunden, im Norden aber bleiben sie meist unverbunden (Textabb. 216). Erst viel später wurde die griechische Spirale teils in den Mäander, teils in die Welle, den sog. laufenden Hund, umgewandelt (Textabb. 215, Nr. 4—6). Ebenso erscheint die Abart der „falschen“ Spirale — das sind Scheiben aus konzentrischen Kreisen, die durch Tangentenbänder vereinigt sind — auf griechischem Boden erst in der Eisenzeit, so in der älteren Schicht von Olympia (Abb. 218, 1).

Die nordischen Spiralmuster, die zuerst in kleineren und feineren Formen auftreten, bald jedoch in der großzügigen üppigen Weise der mykenischen Art, zeigen gleich der letzteren eine große Mannigfaltigkeit und eine selbständige Entwicklung (Textabb. 216). Die Spiralscheiben sind entweder

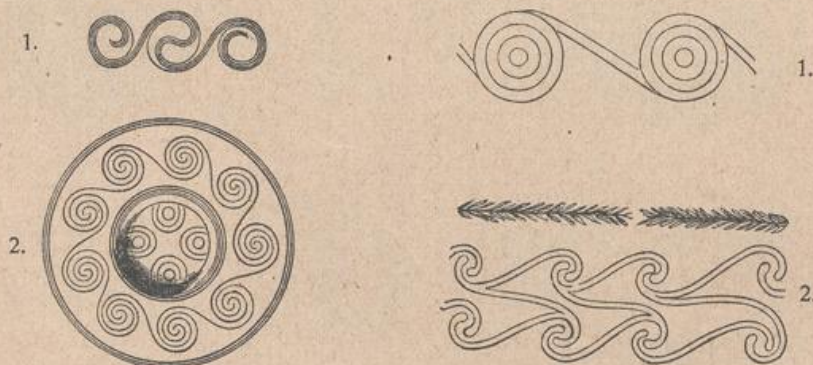


Abb. 217. Spiralmuster auf
Bronzeschwertern aus Ungarn.
1. Ältere Bronzezeit.
2. Jüngere Bronzezeit.

Abb. 218. Spiralmuster der
Eisenzeit.
1. Olympia.
2. Italien.

durch eine doppelte oder eine einfache Linie verbunden. Die einfache Linie ist zuweilen mit Punktreihen umsäumt, ebenso wie die Spiralscheibe selbst (Reihe III, 2). Ein Zeichen beginnender Auflösung der alten Spiralverzierung ist es, wenn in Norddeutschland in etwas jüngerer Zeit (Periode III) die Verbindungslinie nur noch punktiert wird (Reihe I, 3). Muster III, 1 gibt die Aufsicht des Knaufes des öländischen Dolches Textabb. 160 wieder. Sehr häufig ist die Vierergruppe (Reihe III, 3), seltener sind überschlagende Verbindungslinien (Reihe II, 3; IV, 1). Gleichzeitig mit den echten erscheinen „falsche“ Spiralen (Reihe IV, 3; Reihe V und VI), zuerst mit, dann auch ohne Verbindung. Das Muster VI, 1 ist die Griffverzierung an dem Dolche aus Vestergötland Textabb. 159. Muster VI, 3 gehört der Periode III, Muster VI, 2 sogar erst der Periode IV der Bronzezeit an.

Früher leitete man diese germanischen Spiralen kurzweg aus Einwirkungen der mykenischen Kultur her. Als man aber sah, daß die nordischen

Spiralen mindestens ebenso früh einsetzen wie die frühmykenische Kultur, sagte man statt mykenisch „prämykenisch“; man meinte die der mykenischen vorausliegende sogenannte Inselkultur der Cykladen, deren jüngerer Abschnitt die Spirale allerdings schon enthält. Befremden muß hierbei jedoch, daß die an der Donau belegenden Haltepunkte der angeblichen Rückwanderung

der Spirale vom ägäischen Meere nach der Ostsee, nämlich Ungarn und Bayern, dieses Motiv erst später aufweisen, als der Norden, nämlich hauptsächlich in der dritten Periode der Bronzezeit, der Norden dagegen bereits zu Beginn der zweiten Periode. Zudem erscheinen diese in der Gestaltung höchstens ähnlichen oder verwandten Spiralmuster Ungarns häufiger nur als plastische Bildungen zur Ausschmückung der Wände von Tongefäßen innerhalb der bekannten Buckelkeramik der mittleren bis jüngeren Bronzezeit, wogegen sie auf Bronzen nur zuweilen, fast nur an den Schwertgriffen eines bekannten, im ganzen Donaugebiet verbreiteten Typus der Periode III, äußerst selten einmal an solchen der Periode IIc eingepunzt wurden (Textabb. 217, 1). In Bayern tritt aber selbst diese spärliche Auswahl der Spiralverzierung auf Bronzen nur ganz vereinzelt auf; zwar tragen die S. 100 erwähnten bayrischen Schwerter mit achtkantigem Griff der Periode IIc zuweilen an diesem Griff ein Spiralmuster, doch ist es stets von sehr einfacher Gestaltung, ungleich den nordischen Formen. Diese Erscheinungen an der Donau lassen sich also nicht entfernt vergleichen mit dem Reichtum der Spiralverzierung in der germanischen Bronzekultur. Selbst Sophus Müller, der von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr geradezu den Sport treibt, alles Nordische als verballhorntes Südliches oder Orientalisches „auszugeben“ — so muß man es nennen, denn von Beweisen oder nur von Wahrscheinlichkeiten ist dabei nicht entfernt die Rede — selbst S. Müller, sage ich, muß hier dieser Sucht entsagen und verzichtet darauf, Mykenä als Lehrmeisterin der Spirale für den Norden anzusehen.

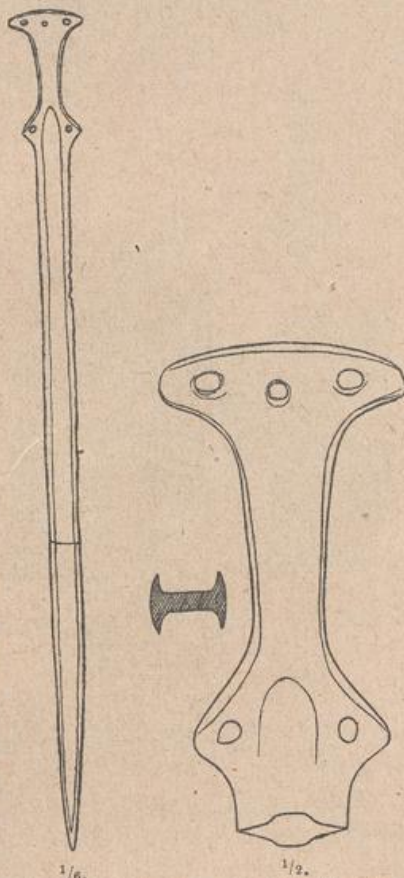


Abb. 219. Hammer bei Nürnberg.
(Kosfinna: Mannus IV, S. 285, Abb. 30.)

Denn es gibt auf dem ganzen Gebiet germanischer Kultur aus der ersten Hälfte unserer Periode II nicht ein einziges und sei es noch so winziges Stückchen eines Gerätes oder Schmuckes oder was es auch sei, das aus dem östlichen Mittelmeer-Kulturreise stammt. Aus ganz Mittel- und Nordeuropa sind überhaupt nur zwei gänzlich schmucklose Bronzeschwerter bekannt, die dem jüngeren mykenischen Kulturreise entstammen, vielleicht aber aus Italien über die Alpen gekommen sind. Sie gehören ganz an das Ende der 2. Periode: das eine ist in Hammer bei Nürnberg (Textabb. 219), das andere in Dänemark gefunden worden (Mém. des antiqu. du Nord 1908—09, S. 127, Fig. 116). Außerdem ist noch ein Bronzedolch spätmykenischer Zeit, entsprechend unserer Periode III, aus dem Komitat Neutra, Nordwestungarn, bekannt (Hampel, Bronzfor II, 151, 25). Wie sollte aber ein Ornament wandern können ohne Gegenstände, die es tragen? Um dieser Enge sich zu entwinden, richtet S. Müller seine Blicke in gewohnter Weise nach Italien



Abb. 220. $\frac{1}{2}$. Castions di Strada, Udine (nach Pellegrini).

und ruft einige Grabsteine aus dem Gebiete der Adria zu Hilfe, die als Unita tatsächlich Spiralen, also Spiralen auf Stein, nicht auf Bronze, aufweisen (Textabb. 218, Nr. 2). Aber einmal weichen sie nicht unerheblich von den nordischen ab und sind besonders weit einfacher gestaltet, dann aber fallen sie in weit spätere Zeit, in die Eisenzeit, und nicht einmal in die früheste, sondern höchstens um die Zeit des 8. Jahrhunderts vor Chr.

Diese sollen ihm also vorläufig helfen, können es aber doch nicht: Italien kennt eben keine Spiralen in der Bronzezeit, wie wir aus der Textabb. 143 gesehen haben.

Nun, allerneuestens — später als S. Müllers letzte Äußerung über diesen Gegenstand — ist ein winziges Bronzezierblech mit echtem Spiralmuster der Bronzezeit als erstes Zeugnis dieser Art in einem Schatzfund Oberitaliens zum Vorschein gekommen (Textabb. 220). Mit der Mitteilung dieses neuen Fundes hoffe ich S. Müller eine besondere Freude zu machen. In unserer Frage ändert sich indes die Sachlage nunmehr in nichts. Denn dieser Schatzfund stammt doch nur aus einer Zeit, die der germanischen Periode III, nicht der gewünschten Periode II oder besser IIa parallel läuft. Zudem liegt der Fundort dieses Bronzeschatzes in der Provinz Udine, also allernächstens der österreichischen Grenze. Wie so vieles in der Bronzezeit dieser Gegend westungarischer Herkunft ist, z. B. ein eigener Typus der Griffzungenschwerter mit besonders reich eingepunzter Verzierung des Oberteiles, von dem neuerdings wieder ein Exemplar ganz in der Nähe jenes eben erwähnten Schatz-

fundes zum Vorschein gekommen ist (Textabb. 221, 222), so stammt sicher auch dieses Bronzeblättchen aus dem südwestungarischen Gebiete der illyrischen Kultur, wo, wie wir soeben sahen, zuweilen eine derartige Zierweise um diese späte Zeit auftritt.

Die Spirale der europäischen Bronzezeit war ebenso wie das Muster der konzentrischen Kreise ein Abkömmling der Scheibe oder des Rades, ein Symbol der Sonne, und als solch heiliges Zeichen im Volke beständig fortlebend, solange der Sonnenkult bestand, auch wenn es nicht gerade Mode war,



Abb. 221. $\frac{1}{2}$. Castions di Strada, Udine (nach Pellegrini).



Abb. 222. Ungarn.
(Kossinna: Mannus IV, S. 281, Abb. 23).

im Kunsthandwerk sie zu verwenden. So müssen wir sie auch dem germanischen Gebiete als Erbe und Eigen zusprechen, um so mehr, da hier die fortlaufenden Spiralen stets Hand in Hand gehen mit den sogenannten falschen Spiralen, die keineswegs, wie man gemeint hat, erst spät aus den echten Spiralen entwickelt sind, sondern gleichwertig und gleichzeitig jenen zur Seite stehen. Denn wie die Spirale der europäischen Steinzeit bekanntlich, nach Georg Wilkes klaren Erweisen, aus dem Muster der konzentrischen Kreise hervorgegangen ist, so sind die „falschen“ Spiralen nichts anderes als das Urmotiv der konzentrischen Kreise, bereichert durch Tangentenverbindungen nach Art der „echten“ Spiralen. Beide Motive treten im Norden gleichzeitig auf,

Mykenä kennt aber nur die „echten“ Spiralen: auch das ein Beweis der vollen Unabhängigkeit des Nordens.

Und das ist nur ein Beispiel für die Art der Beweisführung, mit der Müller italische Einfuhr und italischen Einfluß im Norden zeigen will. Auf dieselbe bequeme Art erklärt er die Beile und mit Vorliebe gerade die köstlichsten, echt nordischen Stücke wie z. B. Textabb. 146 und 147⁵⁾, ebenso die Lanzenspitzen, vor allem die herrlichen Schwerter des Nordens, sowohl die Vollgriffschwerter als die Griffzungenschwerter, deren früheste Formen ausschließlich in Mitteleuropa und zwar äußerst zahlreich auf germanischem Gebiete, in auffallend viel geringerem Maße auf dem illyrischen Gebiete Ostdeutschlands und Österreich-Ungarns, sehr selten auf dem keltischen Gebiete in West- und Süddeutschland nebst der Schweiz vorkommen, dann auch die Sicherheitsnadeln teils als südliche Einfuhrstücke, teils als Abkömmlinge solcher südlichen Einfuhrstücke, die in Italien und in ganz Südeuropa zwar überhaupt nicht nachzuweisen sind, einstens aber dort nach Müllers Überzeugung noch gefunden werden sollen.

Ich gehe aber hiervon genauer nur noch auf die germanische Sicherheitsnadel oder Sibel ein, weil die älteste Geschichte dieses wichtigsten aller Schmuckstücke auch von andern nordischen Forschern mißverstanden worden ist, während die deutsche Forschung hier stets auf dem richtigen Wege war und in den letzten Jahren durch meine Ergebnisse zu einem befriedigenden Abschluß gelangt ist.

Die germanische Sicherheitsnadel ist lange Zeit für eine bloße Verballhornung der italischen gehalten worden.

Von der italischen Sicherheitsnadel sagte man bisher, sie sei in folgender Weise entstanden: man habe eine aus einfachem Draht hergestellte Nadel genau in der Mitte des Schaftes derart umgebogen, daß hier eine Spirale von einmaliger Windung entsteht und daß das spitze Nadelende an dem Nadelkopf angelegt wird, um dort seinen Halt und seine „Rast“ zu finden. Um diese Rast bilden zu können, wurde hier der Draht des Nadelkopfes entweder in seiner ursprünglichen Rundung belassen, zu einer Schleife hin und hergebogen und am Abschluß zu einer kleinen Spiralscheibe zusammengerollt (Textabb. 223) oder er mußte hier breit ausgeklopft und zu einer Rinne aufgebogen werden (Textabb. 224).

Zweiterlei konnte von mir gegen diese Auffassung eingewendet werden. Einmal die Tatsache, daß der ganze obere Teil der so entstandenen Sicherheitsnadel, den wir den Bügel nennen, bei den ältesten Formen stets schnurartig gedreht ist. Die Urnadel, aus der die Sicherheitsnadel entstanden sein soll, müßte also in der oberen Hälfte des Schaftes aus gedrehtem Bronzedraht bestanden haben. Solche Nadeln sind aber aus Italien nicht bekannt. Aus dem mittleren Mitteleuropa, also aus ungermanischem Gebiete, sind sie

⁵⁾ Siehe hierzu den Anhang „Anmerkungen“ S. 242.

in Periode II allerdings bekannt, doch mehr erst gegen das Ende dieser Periode hin, und zudem gehören sie einem Typus mit großer, flacher, horizontaler Kopfscheibe und Halsöse an, der nichts mit der Gestalt jener Nadeln zu tun hat, die als italische Urfibeln angenommen werden. Die zweite Schwierigkeit ist die Frage, welche Gestalt dann der Kopf der Urnadel gehabt haben soll. Bei der Abart der Sicherheitsnadel mit Rinne als Nadelkraft wäre es überhaupt nicht mehr möglich, über das ursprüngliche Aussehen des Nadelkopfes irgend etwas auszusagen, da er durch die Bearbeitung stets verschwunden sein müßte. Bei der anderen Abart

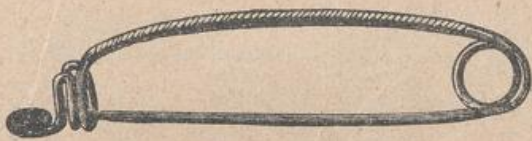


Abb. 223. $\frac{2}{3}$. Servirola.
Urform.

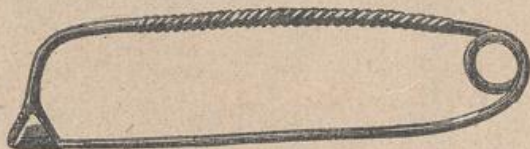


Abb. 224. $\frac{1}{1}$. Peschiera am Gardasee.
Nebenform.



Abb. 225. $\frac{2}{3}$. Peschiera.
Zweite Stufe.

Abb. 223—225. Früheste italische Sicherheitsnadeln.

mit Schleifenkraft und Abschluß in Gestalt einer kleinen Spiralscheibe, die sich als allerälteste, also als Urtypus der italischen Sicherheitsnadel herausgestellt hat, haben die Verteidiger der oben geschilderten Entstehungsweise der italischen Sicherheitsnadel neuestens ihre Zuflucht zu folgender Aufstellung genommen: die Urnadel sei eine Nadel, deren Kopf eine aus Draht gerollte Spiralscheibe gewesen wäre. Solche Nadeln kommen nun freilich im östlichen Oberitalien wo die italische Sicherheitsnadel zuerst auftritt, vereinzelt vor, jedoch nur in dem Pfahlbau Peschiera am Gardasee, der ganz überwiegend mitteleuropäische Kultur aufweist, dabei in so spärlicher Anzahl, daß schon deswegen jene Aufstellung wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat. Auch ist diese so seltene Spiralscheibe als Nadelkopf weit größer gebildet, als das kleine Abschlußscheibchen

der ältesten Sicherheitsnadel. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Sitte, die Drahtenden des Bronzeschmucks in Spiralscheibchen zu rollen in Italien sonst unbekannt geblieben ist, dagegen in Mittel- und Nordeuropa nicht nur außerordentlich beliebt war sondern auch erheblich früher einsetzte, als der Ursprung der italischen Sicherheitsnadel fällt.

Wir sind also bei der bisher üblichen Erklärung dieses Ursprungs auf zwei Schwierigkeiten gestoßen, die von solcher Tragweite sind, daß keine Erklärung unmöglich das richtige treffen kann: die gedrehte Form des ältesten Bügeldrahts und die Spiralrolle des ältesten Nadelhalters.

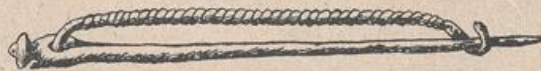


Abb. 226. $\frac{1}{2}$. Bollersleben, Kr. Apenrade, Schleswig-Holstein (nach Boye).



Abb. 227. $\frac{1}{2}$. Kantow, Kr. Ruppin, Prov. Brandenburg (Mannus II, Taf. XV).
Der Bügel ist hier gewaltsam aus dem Nadelloch gerissen worden.



Abb. 228; etwa $\frac{2}{3}$. Sylt, Schleswig-Holstein (nach J. Meißner).

Noch mehr Schwierigkeiten werden wir antreffen, wenn wir der bisher üblichen Auffassung von der Entstehung der germanischen Sicherheitsnadel näher zu Leibe gehen.

Die germanische Sicherheitsnadel ist nämlich nicht nur keineswegs so einfach gestaltet, wie die italische, sondern auch lange nicht so praktisch wie jene. Trotzdem soll sie nun aus der italischen entstanden sein. Schon dies muß uns stutzig machen. Denn in technischen Dingen waren die Leute der Vorzeit durchweg — also auch die Germanen und diese ganz besonders — so geschickt und von so praktischem Sinne, daß eine solche „Verballhornung“, wie man das in gewissen Archäologenkreisen mit wohlgefällig überlegenem Lächeln

zu nennen beliebt, — daß eine solche Verballhornung der so einfachen italischen Sicherheitsnadel zur komplizierteren germanischen völlig undenkbar ist.

Die germanische Sicherheitsnadel besteht nämlich aus zwei Teilen, aus der geraden Nadel mit knopfförmigem Kopfe und durchlochtem Halse und aus dem Bügel, der an beiden Enden hakenförmige Ausbiegungen besitzt. Der Bügel hat entweder die Gestalt einer Schnur (Textabb. 226) oder die eines Bandes, sei es mit parallel laufenden Rändern (Textabb. 227), sei es in spitzovalem Umriß (Textabb. 228). Beide Teile, Nadel und Bügel, sind in der Weise verbunden, daß die Nadel in ihrer Durchlochung an einem der beiden Endhaken des Bügels hängt. So ist die Nadel zwar beweglich, weil sie an der Spitze frei bleibt, hängt aber, durch den Kopfhaken des Bügels festgehalten, untrennbar mit dem Bügel zusammen. Der aufmerksame Beobachter erkennt bald, daß dieser Bügel nichts ist als eine in Bronze gegossene

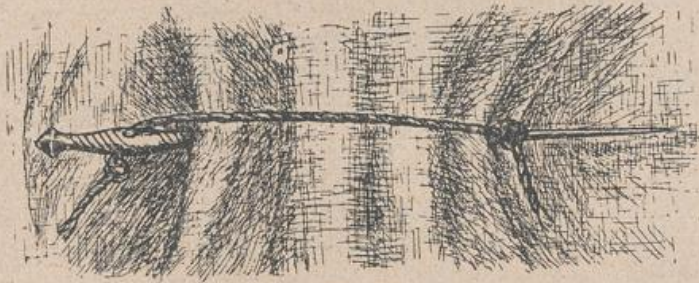


Abb. 229; etwa $\frac{3}{4}$.

Nadel aus weiblichem Grabe, Kreis Rendsburg, Schleswig-Holstein; mittels Schnur als Gewandfibel verwandt. Nach Angaben des Verfassers gezeichnet von Walthar Schulz.

Nachahmung einer ursprünglichen Schnur oder eines Bandes aus vergänglichem Stoff, womit die durchlochte Gewandnadel umwickelt wurde. Bestätigt wird eine solche, an sich schon einleuchtende Auffassung dadurch, daß man in Süddeutschland, aber auch in Südeuropa, an einfachen Gewandnadeln mit durchlochtem Halse, denen der germanische Bronzebügel natürlich fehlt, noch Reste eines Fadens in der Durchlochung angetroffen hat. Der Faden würde an der Kopfseite der Nadel durch eine geknüpftete Verdickung unterhalb der Durchlochung festgehalten, das andere lose Ende des Fadens aber an der Nadelspitze bei jedem neuen Gebrauch von neuem fest herumgewickelt und verknotet. Hierdurch wurde ein Herausgleiten der Nadel aus der Einstichstelle unmöglich gemacht und die Gewandränder waren unbeweglich übereinander befestigt. Da nun solche einfachen durchlochenden Gewandnadeln ohne Bronzebügel auch im Norden vorkommen (Textabb. 229), so leidet es keinen Zweifel, daß die germanische Sicherheitsnadel tatsächlich in der soeben angegebenen Weise entstanden ist. Ebenso ist aber hierdurch der Gedanke, die so entstandene kom-

plizierte germanische Sibel sei eine Nachahmung der ursprünglich ganz einfach gebogenen italischen Sicherheitsnadel, völlig ausgeschlossen. Ausgeschlossen ist dieser Gedanke auch durch die Tatsache, daß bei den germanischen Sicherheitsnadeln ältester Stufe die Hakenenden des Bügels glatt abgeschnitten wurden. Diese Urform erscheint bald nach Beginn der Periode II der Bronzezeit, nämlich in ihrem zweiten Abschnitt (IIb), d. h. im 17. Jahrhundert vor Chr. Kopf und Hals der Nadel zeigen hier, entsprechend der Entstehung aus der einfachen Gewandnadel, auf der Ober- und auf der Unterseite stets noch einen vollkommen runden Körper; der Nadelkopf ist ein-, zwei- oder dreifnöpfig gestaltet (Textabb. 226, 230, 231).

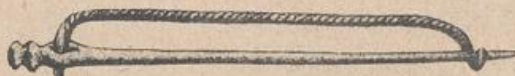


Abb. 230. $\frac{1}{4}$. Guldhöi, Jütland.



Abb. 231. $\frac{1}{4}$. Borum Esbøi, Jütland.



Abb. 232; etwa $\frac{1}{2}$. Sylt, Schleswig-Holstein (nach Handelsmann).

Im letzten Abschnitt der zweiten Periode — ich nenne ihn IIc — d. h. im 15. Jahrhundert erfährt nun die germanische Sicherheitsnadel eine zweifache Abänderung: die Nadel wird in ihrem oberhalb der Halsdurchlochung gelegenen Teile jetzt nicht mehr rundstabi gebildet, sondern, um besser auf der flachen Gewandunterlage aufzuliegen, auf der Unterseite gleichfalls flach gestaltet, gewissermaßen der Länge nach halbiert, so daß die untere Hälfte fortfällt. Und weiter wachsen nun an den beiden Endhaken des Bügels kleine, aus dem verlängerten Drahtende gewickelte Spiralscheibchen heraus (Textabb. 232).

Das angebliche Vorbild der germanischen Urfibula, die italische, trägt aber sogleich von Beginn an ein Spiralscheibchen an der Nadelkraft. Da nun die Verfechter der italischen Sicherheitsnadel auch dieses eine italische Spiralscheibchen als Vorbild der beiden germanischen Spiralscheibchen erklärten, so müßten demnach die Germanen ihr italisches Vorbild zuerst ohne Spiral-

scheibchen, dann nach einiger Zeit noch einmal und nun mit Spiralscheibchen entlehnt haben. Da ein solcher Entwicklungsgang wenig innere Wahrscheinlichkeit besitzt, so sagt man auf der Gegenseite in der Verlegenheit jetzt: die Germanen waren bei Übernahme der italischen Sicherheitsnadel noch nicht gewohnt, den Enddraht der Schmuckstücke in einer Spirale endigen zu lassen; erst später hätten sie es gelernt. Von wem denn? frage ich da. Von Italien doch sicher nicht, denn von dort hätten sie es ja sofort lernen können. Also auch meine Gegner müßten folgerichtig eine von Italien unabhängige Entwicklung oder Einwirkung bei den Germanen annehmen. Da nun aber diese Spiralscheibenverzierung, abgesehen von den Sibelu, in Italien ganz und gar nicht beliebt war, denn sie kommt sonst dort nicht vor, so war Italien gewiß nicht das Kulturgebiet, das in diesem an sich unwichtigen Merkmal auf die Germanen eingewirkt hat. — Wir sahen bereits, daß das gesamte mitteleuropäische Donaugebiet und das anschließende Mitteldeutschland, das feltische wie das illyrische, zur Zeit der Periode II der Bronzezeit geradezu das Urgebiet der Spiralscheibenenden waren und daß von hier aus dieses Motiv auch ins Germanische stark eingedrungen ist. Es war das vielfach bereits der Fall, als die germanische Urfibeln entstand. Von einer Abneigung der Germanen gegen die Endspirale kann also sogar für den Abschnitt IIb nicht die Rede sein. Eine germanische Verschmähung der italischen Spiralscheibe, wenn sie wirklich an dem angeblichen italischen Vorbild zur Urform der germanischen Sicherheitsnadel vorhanden gewesen wäre, würde also unerklärlich bleiben.

Wirklich stark trat die Endspirale bei den Germanen aber erst in dem Abschnitt IIc auf: an allerhand Finger-, Arm-, Bein- und Halsringen. Und von diesem Überschwang der Endspirale in IIc überträgt sie sich auch auf die germanischen Sicherheitsnadeln dieses Zeitabschnittes, d. h. auf die zweite Stufe in ihrer Entwicklung. Und zwar nimmt die Sicherheitsnadel diesen immer mehr um sich greifenden Zierat in regelrechter Symmetrie an beiden Enden ihres Bügels an: in dieser Gestalt kam sie nach Italien und darum zeigen bereits die ältesten dortigen Nachahmungen der germanischen Sicherheitsnadel diese in Italien sonst ganz unbekanntes Verzierung. Bei der indes nur äußerlich ähnlichen Nachahmung, innerlich aber abweichenden, verbesserten Konstruktion der italischen Sicherheitsnadel gegenüber ihrem germanischen Vorbilde konnten die germanischen Spiralscheibchen bei ihr nur an einer Seite, bei der Nadelraße, angebracht werden.

Wir haben bisher stets nur innere Gründe kennen gelernt, die uns hinderten, anzunehmen, daß die italische Sicherheitsnadel in ganz freier Erfindung aus einer einfach umgebogenen Nadel entstanden wäre, und ebenso daß die germanische Sicherheitsnadel einer über alle Maßen unbeholfenen Nachbildung der italischen ihren Ursprung verdanken könnte. Jeder dieser zahlreichen Gründe für sich wäre schon genügend, um die bisherige nur durch das Trugbild des Südens hervorgerufene Ansicht zu widerlegen.

Vielleicht noch schlagender wird die Hinfälligkeit dieser Ansicht erwiesen durch eine Reihe äußerer Gründe. Sie stützen sich auf das örtliche und das zeitliche Auftreten der germanischen wie der italischen Urformen.

Betrachten wir zuerst die Frage der örtlichen Verbreitung und alles, was hiemit im Zusammenhang steht.

Da läßt sich zunächst feststellen: Niemals ist nördlich der Alpen eine italische Sicherheitsnadel der frühesten Zeit und Form im deutschen Reiche oder in Osterreich gefunden worden; auf norddeutsch-standinavischem Gebiete aber, das hier schließlich allein in Betracht kommt, überhaupt keine innerhalb der gesamten Bronzezeit. Daß dies kein Zufall sein kann, wird jeder Sachmann ohne weiteres zugestehen. Bei der Fülle der Spenden aus der Bronzezeit, mit der gerade der germanische Boden uns überschüttet hat, wäre es undenkbar, daß die Spuren solcher italischen Stücke nicht längst ans Tageslicht gekommen sein sollten — falls sie nur jemals nach dem Norden gelangt wären. Hat er doch sogar die kleinen getriebenen Bronzeblechtäfelchen italischer Herkunft trotz ihres so gebrechlichen Körpers in größerer Anzahl, zum

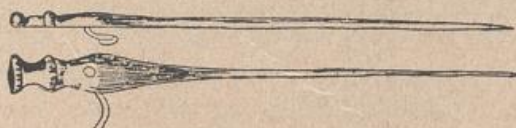


Abb. 233. ²/₃. Serviola, Oberitalien (nach Undset).

Teil vortrefflich, erhalten und damit Kulturerzeugnisse aufbewahrt, für die wir im Süden nun so lange schon vergeblich auf Zeugnisse warten, so daß die Frage der Herkunft dieser Stücke noch nicht endgiltig entschieden ist.

Ehe nicht auf germanischem Boden eine italische Sicherheitsnadel gefunden wird, — und zwar eine solche, die offenkundig aus älterer Zeit stammt, als die germanische Urform, also aus dem Abschnitt IIa, oder mindestens aus der Zeit des ersten Aufkommens der germanischen Urfibeln, d. h. ganz aus dem Beginn von IIb — mögen die Gegner ihre Zeit abwarten. Einen solchen Fund werden wir schwerlich je erleben.

Tatsache dagegen ist und bleibt, daß ich Funde von Sicherheitsnadeln der frühesten germanischen Stufen aus den Abschnitten IIb und IIc auf dem Wege von der östlichsten Germanengrenze in Norddeutschland durch das große Illyriergebiet von Ostdeutschland und Osterreich bis nach dem nordöstlichen Oberitalien, dem engsten Heimatgebiet der Urform der italischen Sicherheitsnadel, der sog. Peschierafibeln (Gardasee), feststellen konnte. Es sind vorläufig nur ihrer drei. Aber die Zahl genügt, zumal eine derselben, die in der Terramare von Serviola in der Provinz Reggio, also schon südlich des Po, zum Vorschein gekommen ist (Textabb. 233), einer Sicherheits-

nadel von der italischen Urform gesellt ist, die wir vorher als typischen Vertreter dieser Urform abbilden konnten (Textabb. 223).

Dieses germanische, leider zerbrochene, Stück aus Serviola (Textabb. 233) ist aber nicht eines der allerältesten Stufe der germanischen Sicherheitsnadeln, sondern ein solches der zweiten Stufe, bei der bereits die Spiralscheibchen an den Bügelenden entwickelt worden sind. Klarer kann kaum durch einen Fund dargetan werden, daß eben erst diese zweite Stufe germanischer Sicherheitsnadeln mit bereits entwickelten Spiralscheibchen es gewesen ist, deren Einfuhr nach Italien die oberitalische Bevölkerung zur Nachahmung und Umbildung reizte und somit naturgemäß bewog, auch ihrer frühesten Sicherheitsnadel sowohl die Endspirale mitzugeben, als auch den Bügel in Schnurform zu bilden. Beides dieses ist aber unvereinbar mit dem Gedanken, die italische Sicherheitsnadel sei vollkommen frei erfunden worden allein durch



Abb. 234. $\frac{1}{2}$. Südtirol. Museum Trient. Rest einer germanischen Urfibel. Der Bügelrest unten besonders abgebildet.

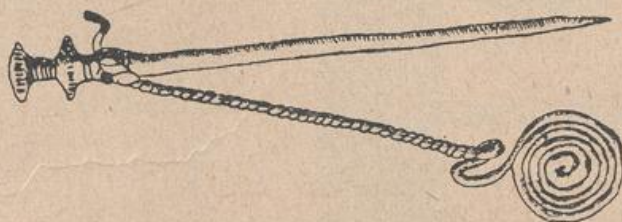


Abb. 235. $\frac{3}{4}$. Wellersdorf. Kr. Sorau, Niederlausitz.

Umbiegung einer einfachen glatten Nadel. Vielmehr haben die Italiker, die es in der Technik des Bronzegusses nicht zu der glänzenden Meisterschaft der Germanen gebracht hatten, im ganzen nur danach gestrebt, die äußere Gesamterscheinung der germanischen Sicherheitsnadel wiederzugeben, dies aber mehr durch Hämmern des Bronzedrahtes, als durch Guß bewerkstelligt. Und aus dieser veränderten Technik ergab sich ihnen auch die veränderte Konstruktion der Sicherheitsnadel, ohne daß das Gesamtbild des Gerätes zunächst stärker verändert wurde. Bei den Germanen dagegen beschränkte sich nach dem Guß der beiden Teile des Gerätes, der Nadel und des Bügels, das Hämmern darauf, bei der Nadel die Spitze anzuschärfen und beim Bügel die beiden Enden zuzurichten, d. h. das linke Ende, das durch den Nadelhals gesteckt worden war, zu einer Spiralscheibe aufzurollen und das rechte Ende zu der Schleife der Nadelraße umzubiegen und dahinter ebenfalls zu einer Spiralscheibe aufzurollen.

Der zweite Fund einer germanischen Sicherheitsnadel südlich der Alpen wurde in Südtirol gemacht und stellt sogar ein Stück vom Urtypus der Periode

IIb dar (Textabb. 234), also aus einer Zeit, die noch etwas vor der Entstehung der italischen Sicherheitsnadel liegt.

Nördlich der Alpen haben wir aus dem großen Illyriergebiet, und zwar aus dem nordostdeutschen Anteil dieses Gebietes gleichfalls einen Fund zu verzeichnen, die Sicherheitsnadel von Wellersdorf (Textabb. 235), an der niederlausitz-schlesischen Grenze, die dem Übergange von Periode IIc zu Periode III angehört.

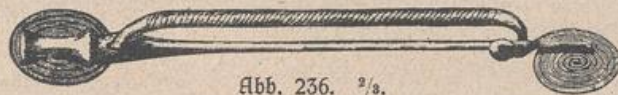


Abb. 236. $\frac{2}{3}$.



Abb. 237. $\frac{1}{1}$. (Zu Abb. 236 gehörig.)



Abb. 238. $\frac{1}{1}$.



Abb. 239. $\frac{1}{1}$.



Abb. 240. $\frac{1}{1}$. Hofby, Schonen.

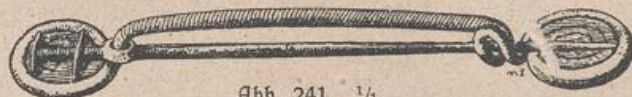


Abb. 241. $\frac{1}{1}$.

Abb. 237—241. Entwicklung des Nadelkopfes der germanischen Sicherheitsnadel während der Periode IIc.

Überblicken wir die Entwicklung, welche die Sicherheitsnadel in der Periode IIc durchläuft, so sehen wir, daß die ursprünglichste Gestalt des Nadelkopfes, diejenige mit einem einzigen Knopfe (Textabb. 226—228) verschwunden ist und in IIc nur noch der zwei- und dreiknöpfige Kopf weiterlebt. Als wirklich lebensfähig erweist sich weiterhin aber nur der zweiknöpfige Kopf, wie die von mir aufgestellte Entwicklungsreihe es zeigt (Textabb. 237 bis 241), die bei der Entstehung des Doppelkreuzes zu Beginn der Periode III abbricht. Die germanische Nadel von Serviola (Textabb. 233) bildet eine

Übergangsstufe zwischen den Stücken in Textabb. 237 und 238, die Nadel von Wellersdorf ebenso zwischen den Stücken in Textabb. 239 und 240.

Der dreiknöpfige Nadelkopf aus IIb (Textabb. 231) erscheint zwar auch noch in dem Abschnitt IIc (Textabb. 232), macht dann aber eine Entwicklung durch (Textabb. 242), die in dieselbe Sanduhrform ausmündet, die dem zweiknöpfigen Nadelkopfe eigentümlich ist (Textabb. 239). Wenn wir auf norddeutschem Germanengebiete in Periode III Nadelköpfe mit dreifachem Kreuze finden, so ist diese Form nicht aus dem dreiknöpfigen Nadelkopfe der Periode II entstanden, sondern erst aus dem Doppelkreuzkopf (Textabb. 241) der Periode IIIa. Ein herrliches, außergenöhnlich großes Stück dieser Art, mit prachtvoller Malachitpatina bedeckt, ist das altmärkische von Textabb. 243, das zu der Reihe der Sicherheitsnadeln gehört, deren handförmiger Bügel parallel laufende Ränder aufweist und deren Urtypus die Textabb. 227 wiedergibt.

Erörtern wir nun das zeitliche Auftreten der Urformen der germanischen und der italischen Sicherheitsnadel.

Wir wissen aus dem vorhergehenden, daß die germanische Nadel in Periode IIb erfunden und in ihrer zweiten Stufe aus Periode IIc, nunmehr mit Spiralscheibchen an den Bügelenden ausgestattet, im östlichen Ober-



Abb. 243. Etwa 1/2. Stappenberg, Kr. Salzwehel.



Abb. 242. 1/2.

italien nachgebildet wird und die Entstehung der italischen Sicherheitsnadel veranlaßt.

Montelius, der die italische Bronzezeit in fünf Perioden eingeteilt hat, bezeichnet diejenige Periode, wo die italische Sicherheitsnadel zuerst erscheint, als dritte. Und zwar entsteht die italische Sicherheitsnadel in der Mitte seiner italischen Periode III und Stücke der zweiten italischen Stufe, solche mit zwei Knöpfen am Bügel, wie Textabb. 225 sie zeigt, gehören bereits an das Ende der italischen Periode III. Den vielen schwerwiegenden Gründen, die ich gegen die bisherige falsche Auffassung des Verhältnisses zwischen italischer und germanischer Sicherheitsnadel ins Feld führen konnte, weiß Montelius nicht anders zu begegnen, als daß er auf seine alte Meinung hinweist: die italische Periode III ist in ihrer absoluten Zeitstellung nach bestimmten Jahrhundertzahlen gleichzusetzen mit der germanischen Periode II. Dieser Satz hat freilich der absoluten Zeitbestimmung, wie sie Montelius bisher gegeben hat, zugrunde gelegen, aber ganz mit Unrecht. Montelius setzt die beiden genannten Perioden gleichmäßig in die Zeit von 1500—1300. Daß eine Reihe von Irrtümern ihn zu dieser Meinung gebracht haben, zeigte schon der eine oben berührte Punkt, daß er der germanischen Periode II eine Form des Griffzungenschwerts zuteilt (Textabb. 114, Nr. 22), die auch in Italien und Griechenland auftritt und der italischen Periode III angehört. Und zwar tut Montelius dies noch im Jahre 1908, obwohl die deutsche Forschung bereits 1900 gezeigt hatte, daß die Griffzungenschwörter der germanischen Periode II anders aussehen, als die der italischen Periode III, und daß letztere innerhalb der germanischen Bronzekultur nicht der germanischen Periode II, sondern ebenfalls der Periode III angehören. Für denjenigen Forscher aber, der nicht nur die skandinavische und italische Bronzezeit beherrscht, sondern gleichzeitig auch diejenige des mittleren und südlichen Mitteleuropa, vor allem Süddeutschlands und Österreich-Ungarns, ist es nicht schwer zu zeigen, daß die italische Periode III in der inhaltlichen Zusammenfassung, wie sie Montelius ihr gibt, durchaus nicht der nordischen Periode II (IIa—c) entspricht, sondern in ihrem älteren Teile (IIIa) mit nord- und mitteleuropäisch IIc zusammenfällt, in ihrem jüngeren Teile (IIIb) aber mit nord- und mitteleuropäisch IIIa.

Hier ist natürlich nicht der Ort, diese meine Überzeugung ausführlich darzutun. Aber ich will wenigstens auf ein paar Funde hinweisen, die leicht beschrieben werden können.

• Die Sicherheitsnadel aus dem Grabe von Hofby in Schonen (Textabb. 240) hat mit einem Griffzungen-Dolche italischer Form zusammengelegen, wie er häufig auch im südlichen Mitteleuropa erscheint (Textabb. 249, S. 124). Diese Sicherheitsnadel gehört ganz in den Beginn der germanischen Periode III oder in den Übergang von germanisch IIc zu IIIa; der Dolch aber ist von einem Typus, der in die italische Periode III gehört, sehr selten

in italisch IIIa, meist in IIIb. Ergebnis: italische Periode IIIb = germanische Periode IIIa. Diese Griffzungendolche erweisen durch die Übernahme der Zungenform des Griffes von den Griffzungen-Schwertern her einen mindestens mittelbaren germanischen oder mitteleuropäischen Einfluß. Solche Dolche kommen, wie eben bemerkt, zahlreich auch in Österreich und in Süddeutschland vor, darunter einige Male in reichhaltigen und daher zeitlich gut bestimmten Gräbern, und zwar in Böhmen (Repec), in Oberösterreich (Nöfing), und in Oberbayern (Peiting, St. Andrä, Untersöchering). Durchweg erscheinen die Dolche hier in einer Begleitung, die ausgesprochen der mitteleuropäischen Periode III angehört. Weitere schlagende Beweise, daß die mittel- und nordeuropäische Periode III zum größeren Teile mit der italischen Periode III von Montelius zeitlich zusammenfällt, werden wir sogleich kennen lernen, wenn wir uns zum letzten Punkte unseres Kapitels wenden, zu den Griffzungenschwertern.

Es ist eine für die Forschung günstige Erscheinung, daß in den älteren Perioden der italischen Bronzezeit Oberitalien einen so starken Einfluß vom südlichen Mitteleuropa her erfährt. Dadurch können wir erkennen, daß auch der von Montelius zu seiner italischen Periode II zusammengefaßte Kultur- und Zeitabschnitt im wesentlichen der mittel- und nordeuropäischen Periode II entspricht, d. h. italisch II entspricht mittel- und nordeuropäisch IIIa + IIIb. Keines von den in Textabb. 143 wiedergegebenen Stücken der italischen Periode II und keiner von den sonstigen zahlreichen Typen dieser Periode ist so geartet, daß sie, wenn auf mittel- oder nordeuropäischem Boden gefunden, etwa noch in Periode I zu setzen wären, sondern sie gehören meist in Periode IIa und IIb, manche, wie die Kugelskopfnadel mit geschwollenein durchbohrtem Halse von Povegliano (Textabb. 143), sogar in den mittel- und nordeuropäischen Abschnitt IIc, der im allgemeinen freilich dem italischen Abschnitt IIIa entspricht. Auch ein Griffzungenschwert von Povegliano, das in die Textabb. 143 nicht mit aufgenommen worden ist, ferner ein Schwert aus Treviso nördlich von Venedig, welche beide Montelius seiner Periode II zuweist, können für Mitteleuropa nur noch ganz an den Schluß der Periode II, also nur in IIc gesetzt werden. Und dasselbe ist der Fall bei dem oben abgebildeten neugefundenen Schwerte aus der Provinz Udine (Textabb. 221), das dem Schwerte von Treviso nahe verwandt ist.

Kurz und gut, um in dieser volkstümlichen Darstellung für diesen einen, allerdings außerordentlich wichtigen, weil typischen Punkt nicht zu ausführlich zu werden: die Gleichstellung von Periode II in Mittel- und Nordeuropa mit Periode III in Italien — selbst oder auch gerade, wenn wir ihre inhaltliche Ausfüllung, wie sie Montelius vorgenommen hat, in allem gut heißen — ist unrichtig. Wir sahen vielmehr auch ohne Rücksicht auf die Ergebnisse der Untersuchung der Sicherheitsnadel, daß die italische Periode IIIa, an deren Ende nach Montelius die italische Sicherheitsnadel entsteht, der

nordischen Periode IIc entspricht. Ebenso, daß die nordische Periode IIb der italischen Periode II entspricht und unter keinen Umständen der italischen Periode III gleichgesetzt werden kann. Also kann die germanische Urform der Sicherheitsnadel aus der Periode IIb schon aus rein zeitlichen Gründen unmöglich eine Nachahmung der erst später entstandenen italischen Urform der Sicherheitsnadel sein. Vielmehr haben wir in der Terramare von Servitola in Oberitalien, wenn auch die Fundumstände der dort zutage gekommenen Bronzen, also die Schichtenfolge und die Einschlüsse der Schichten, s. 3. leider nicht wissenschaftlich festgestellt worden sind, ein richtiges Abbild des tatsächlichen Verhältnisses der beiden Arten von Nadeln zueinander: mit der zweiten Stufe der germanischen Nadel aus IIc (Textabb. 233) geht zeitlich zusammen die italische Urform (Textabb. 223). Und so haben wir von seiten der reinen Zeitbestimmung eine Bestätigung dessen, was ich vorher durch typologische Erwägungen erwiesen habe, daß nämlich die italische Urform aus der zweiten Stufe der germanischen Nadel hervorgegangen ist.

Indes, Montelius versucht noch weitere Hilfstruppen heranzuziehen, um die verlorene Festung seiner Ansicht über die italische und germanische Sicherheitsnadel gegen den schon siegreichen Ansturm zu halten. Leider sind diese letzten seiner Mannschaften keine Kerntruppen, sondern unausgebildete Rekruten, die jedem ernstern Widerstande sofort das Feld räumen.

Eine Stütze für die Annahme, die germanische Sicherheitsnadel stamme von der italischen her, will Montelius in der Beobachtung sehen, daß auch weiterhin in den jüngeren Stufen ihrer Entwicklung die italische Sicherheitsnadel fortgesetzt ihren mütterlichen Einfluß auf die zu ewiger Unselbständigkeit verdamnte germanische Tochter ausübe. Allein, selbst zugegeben, daß die Weiterentwicklung der italischen und der germanischen Sicherheitsnadel in manchen Stücken ähnlich verlaufen sei, so wäre damit doch über den Ausgangspunkt der Einzelheiten dieser Weiterentwicklung oder gar über den Ursprung der Sicherheitsnadel selbst nicht das mindeste ermittelt.

Nun sind aber diese vermeintlichen gemeinsamen Züge solche, wie sie sich notwendig einstellen mußten, weil sie in der Natur der Sache liegen, auch ohne jede gegenseitige Beeinflussung der beiden Nadelarten. So klug war der Germane doch auch, ohne daß er den Italiker erst befragen mußte, um zu erkennen, daß eine dickere Kleiderfalte einen geräumigeren Bügel erforderte, daß es also vorteilhaft war, wenn der bisher niedrig verlaufende Bügel nun mehr oder weniger in die Höhe gewölbt wurde, zumal wenn er, wie es zuweilen der Fall ist, kürzer wurde.

Und weiter soll es keine zufällige Übereinstimmung in der Entwicklung sein, wenn die Spiraldrahtscheiben der Sicherheitsnadel in Italien wie in Nord- und Mitteleuropa schließlich in gegossene Platten sich wandeln.

Aber das ist doch ein Zug, der sich des öfteren, zu verschiedensten Zeiten und an verschiedensten Orten, gerade auch bei Sicherheitsnadeln wiederholt:

ich erinnere nur an die aus der Hallstätter Doppelspiralfibel entstandenen späteren Formen Mitteleuropas, wie des Nordens. Da ist von italiischer Einwirkung keine Rede.

Zum dritten, wenn wir sehen, daß der Bügel der kurzen, dicken germanischen Sicherheitsnadeln vom Ende der Periode III statt der leichten Riefelung starke Quersfurchung und Querrippung der Oberseite erhält, so ist das ein Zug, der gerade zu dieser Zeit in Mitteleuropa, auch im germanischen Norddeutschland beim Schmuß allgemein auftritt, so bei den quengerippten Nadeln, quengerippten Messergriffen, namentlich aber bei den quengerippten Armbändern. Wozu also in die Ferne schweifen, wenn das Gute so nahe liegt? Das Nahe ist hier tatsächlich das allein Gute, denn eine Rippung nur auf der Oberfläche, wie bei den Bügeln der Sicherheitsnadeln und den Armbändern Norddeutschlands kommt in Italien gar nicht vor. In Italien findet sich nur eine Knotung oder ein Querscheibenbesatz des Bügels. Es fehlt hier also geradezu die angeblich so deutliche Gleichheit oder auch nur Ähnlichkeit der Fortbildung bei den beiden Arten der Sicherheitsnadeln.

Man kann, ja man muß hier wieder einmal den Spieß umdrehen und eine längere Beeinflussung der italiischen Sicherheitsnadel durch die germanische feststellen. Oder wie will Montelius es erklären, daß die Bügel der italiischen Nadel zwar noch nicht in der Urform, aber schon in der zweiten Stufe statt des schnurförmigen oder glatten Drahtes oft ein bandförmiges Mittelstück aufweist und zwar genau, wie schon bei der germanischen Urform (Textabb. 228 u. 231), ein spitzovales Band (Textabb. 225)? Wäre der Bügel aus der oberen Hälfte einer einfachen Nadel entstanden, so müßte man in dieser spitzovalen Gestalt eine ganz unorganische Umformung oder Entartung sehen. Sehr natürlich erscheint diese Bildung aber, wenn man sie, wie es uns notwendig dünkt und wie es allein in die übrigen hier vorliegenden Erscheinungen sich ungezwungen und gut einpassen würde, als Entlehnung aus der organisch erwachsenen Gestalt des Bügels der germanischen Nadel auffaßt.

Die Entscheidung über das Verhältnis zwischen germanischer und italiischer Sicherheitsnadel ist nun nicht bloß von ausschlaggebender Bedeutung für die Gleichsetzung der Perioden der Bronzezeit in ganz Europa, also für die sog. relative Zeitbestimmung, sondern, was von noch größerer Wichtigkeit ist, für die absolute Zeitbestimmung, für die Einsetzung fester Jahrhundertzahlen in das Fachwerk der Periodenteilung. Um die Tragweite der Entscheidung hier zu erkennen, müssen wir uns wieder einmal mit dem Orient beschäftigen. Wir holen dorthier das 'Licht', diesmal ausnahmsweise mit gutem Grunde und mit gutem Erfolge für Europa, zugleich mit Befriedigung, da wir bei dieser Gelegenheit einen über allen Zweifel erhabenen Einfluß Europas auf die Welt der ägäischen Kultur festzustellen vermögen.

Einige, freilich ganz wenige Stücke der Urform von italiischen Sicherheitsnadeln sind nämlich auch nach dem griechischen Festlande, zu-

meist nach der Ostküste, nach Mykenä, gekommen, eine auch nach dem mittleren Kreta. Die Sicherheitsnadel ist eine germanische Erfindung und sie hat sich von den Germanen frühzeitig zu der Mehrzahl der Nordindogermanen verbreitet, Illyriern, Italiern, Griechen, nicht aber darüber hinaus; selbst die doch auch nordindogermanischen Kelten nahmen sie erst in der späteren Bronzezeit an, und auch dann nur recht spärlich.

Für den Unbefangenen bedarf es keiner langen Erörterung, daß die Sicherheitsnadel nach Griechenland nur von Oberitalien her, wohl eher zu



Abb. 244. Etwa $\frac{1}{4}$. Mykenä.

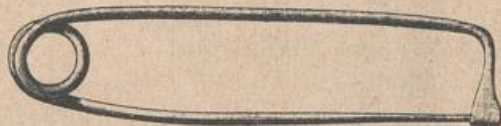


Abb. 245. $\frac{2}{3}$. Mykenä.



Abb. 246. $\frac{1}{3}$. Mykenä.



Abb. 247. Assarlik, Karien, Kleinasien.

Abb. 244—247. Italisch-griechische Sicherheitsnadeln.

Wasser als über das Festland hin gelangt sein kann. Von der italischen Urform mit Spirale ist in Griechenland nur ein einziges Exemplar zum Vorschein gekommen, aus einem Kammergrabe der Unterstadt von Mykenä (Textabb. 244), worin zugleich ein Exemplar der Nebenform mit rinnenförmigem Nadelhalter sich befand (Textabb. 245). Und ein dem letzteren gleichendes Stück wurde in der Zeushöhle (Psychrò) des Berges Dikte auf Kreta entdeckt. Von der Nebenform mit spitzovalem Bügel, doch ohne die beiden Bügelknöpfe, wurden zwei Exemplare gefunden, das eine in Mykenä (Textabb. 246), das andere, dem vorigen gleich, in einem Sessengrabe zu Delphi.

Diese fünf Exemplare bilden den ganzen Bestand von Sicherheitsnadeln auf griechischem Boden aus einer Zeit, die der italischen Periode III (um 1400 herum) entspricht. Man halte dagegen die Fülle dieser ältesten Nadeln in Italien, wo sie namentlich in Oberitalien stark vertreten sind, duzendweise. Besonders bezeichnend ist das nur einmalige Erscheinen einer Sicherheitsnadel mit Spiralscheibchen am Nadelhalter in Gesamt-Griechenland, und überhaupt im ganzen Osten; gegenüber ihrem bedeutenden Hervortreten in Oberitalien. Trotz alledem finden sich heute noch in Südeuropa Prähistoriker und natürlich auch klassische Archäologen, diese letzteren gewiß noch viel mehr bei uns, die ohne nähere Kenntnis des Stoffes, aus bloßem Vorurteil, den Griechen die Erfindung der „Sibel“ zuschreiben. Es lohnt nicht, solche Leute bekehren zu wollen; da muß man, wie oft in der Wissenschaft, sobald grundstürzende neue Wahrheiten erkannt werden, auf das Heranwachsen eines neuen, von den alten Vorurteilen noch nicht in dem Maße beherrschten Geschlechtes warten: dann sinken die alten Vorurteile einer „voraussetzungslosen“ Wissenschaft kampflös ins Schattenreich hinab.

Zahlreicher werden die griechischen Sicherheitsnadeln erst, nachdem die dorische Wanderung das Festland und Kreta mit neuen Scharen noch weniger durch nicht indogermanische Beimischung verunreinigter Nordindogermanen erfüllt hat, d. h. als im 12. Jahrhundert die Zeit des geometrischen Stils eintrat. Hierhin gehören die schönen an den Bügelenden

mit je einem Knoten versehenen Bogennadeln, die auf dem Nadelhalter Tierzeichnungen im Dipylonstil aufweisen. Aber noch in spätmykenischer Zeit gehen Sicherheitsnadeln älterer Stufen dieser Art nach Kleinasien hinüber, wie die in Textabb. 247 dargestellte, die in einem Grabe lag, das außerdem noch eine der spätmykenischen Bügelfannen beherbergte.

Diese Bügelfannen (Textabb. 248), die in drei sich ablösenden Gestalten das ganze weitgedehnte Gebiet der spätmykenischen Welt beherrschen, zuerst in langgestreckter, dann in kugelförmiger, zuletzt in niedriger, gedrückter Form, sind nun durch ägyptische Fundorte, wo sie in ihren älteren Formen als Einfuhrstücke neben ägyptischen, zeitlich scharf bestimmten Gegenständen auftreten, wie zu Tell el Amarna und zu Gurob bei Kahun, selbst zeitlich genau festgelegt. Und zwar sind sie dorthin zur Zeit der Könige Amenhotep III. und seines Sohnes Amenhotep IV. gekommen, also rund um 1400 vor Chr.



Abb. 248. Ägypten (nach Flinders Petrie).

Auch die den oben erwähnten Kammergräbern der mykenischen Unterstadt benachbarten und mit ihnen gleichzeitigen anderen Gräber dieser Bauart enthielten die besprochene Art der Bügelfannen.

Schon dieser Umstand zeigt, daß die oberitalischen Sicherheitsnadeln vom Peschieratypus um 1400 nach Griechenland gekommen sind, also im 15. Jahrhundert in Oberitalien entstanden sein müssen.

Die zweite Stufe der italischen Nadeln, die Knotennadeln, die ans Ende der italischen Periode III gehören, übrigens auch noch die folgende Periode erfüllen, müssen also im 14. Jahrhundert aufgetreten sein. Sie sind gleichzeitig, wie wir oben gesehen haben, mit einer bestimmten Art von Griffzungendolchen (Textabb. 249), die auch im Donaugebiet häufig ist und einmal sogar in Schweden erscheint. Sie sind ferner gleichzeitig mit einer Anzahl weiterer italischer Dolche, namentlich solcher, die ich Dolche vom „Peschieratypus“ (Textabb. 250) nennen möchte, die sich von dem vorher besprochenen nur durch die eingeschweifte und mit Längsfurchen versehene Klinge unterscheiden. Die Gleichzeitigkeit dieser Typen beweisen die Funde aus der Terramare von Tarent (Taranto). Weiter fanden sich solche „Peschiera“-Dolche in der erwähnten Zeushöhle auf Kreta und, was für die Zeitbestimmung noch wichtiger ist, auch in dem Kammergrab 96 auf dem Hügel Zafar Papoura bei Knossos auf Kreta. Wenn dieses Grab leider auch fast ganz ausgeplündert

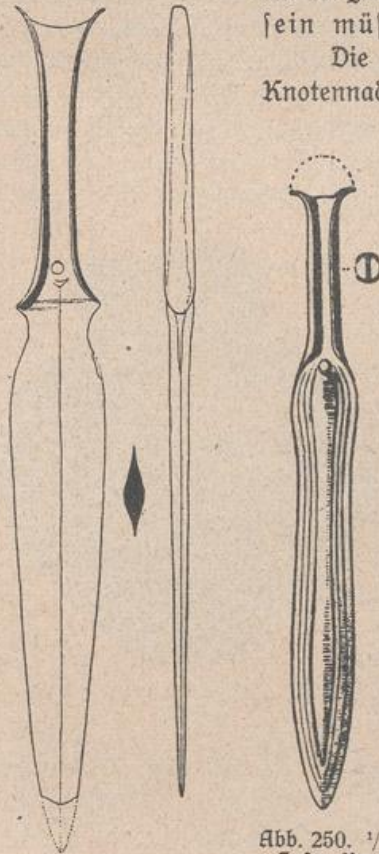


Abb. 249. $\frac{1}{2}$. Höhentwiel, Württemberg.

Abb. 250. $\frac{1}{3}$. Zafar Papoura, Kreta (nach Evans).

vorgefunden wurde, so zeigt doch der Inhalt des gesamten großen Gräberfeldes, dem es angehört, daß wir hier wiederum die Zeit der italischen Periode III vor uns haben, denn es erscheinen auch hier die bewußten spätmykenischen Bügelfannen alter Form.

Ein weiterer zeitbestimmender Gegenstand, den wir nun zum Schluß ausführlicher behandeln wollen, sind die Griffzungen-Schwerter, die unsere besondere Teilnahme darum erwecken, weil sie ebenso wie die Sicher-

heitsnadeln und die Griffzungen-Dolche als europäische Einfuhr in Griechenland auftreten, ja noch mehr, weil sie ebenso wie die Sicherheitsnadeln und mittelbar auch die Griffzungen-Dolche auf nordisch-germanische Formen zurückgehen. Ja, diese Griffzungen-schwerter sind als Beweise für den germanischen



Abb. 251. $\frac{1}{6}$.
Dahmsdorf, Kr.
Breslau, Schlesien.

Periode II b



Abb. 252. $\frac{1}{2}$.
Kom. Bétés, Ungarn.



Abb. 253.
Templin, Mark
Brandenburg.
Periode II c



Abb. 254. $\frac{1}{6}$.
Mytenä.

Periode III a

Einfluß auf Italien und durch dessen Vermittlung auch auf Griechenland, ja selbst auf Ägypten, insofern vielleicht noch wichtiger, als sie im Gegensatz zu den Sicherheitsnadeln ihre mannigfachen germanischen Formen im Süden unverändert beibehalten.

Wir lernten schon aus der Textabb. 114, der Gesamtübersicht über die hauptsächlichsten Bronzetypen der germanischen Kultur der Periode II

der Bronzezeit, das allgemeine Aussehen dieser Griffzungenschwerver kennen. Leider gehört, wie vorher schon bemerkt wurde (S. 118), das dort von Montelius gewählte Stück nicht zu den alten Typen der Periode II, sondern ist ein solches aus der Periode III (Textabb. 256). Die germanischen Griffzungenschwerver erscheinen zum ersten Male in der germanischen Periode IIb und zeigen, daß damals der heute regelmäßig längst vergangene Belag der flachen Griffzunge, der aus Holz, Horn, Knochen oder einem andern vergänglichen Stoff gearbeitet war, am halbkreisförmig erweiterten Hestansatz beiderseits nur mit je zwei Nieten befestigt wurde, während die Griffzunge selbst von Nieten frei blieb (Textabb. 251, 252).

In der germanischen Periode IIc erhält der Hestansatz bereits je drei Nieten an jeder Seite (Textabb. 253). Zuweilen kommt jetzt auch nur je ein Niet vor oder noch nach der früheren Weise je zwei Nieten; dafür erhält dann aber auch die Griffzunge ein oder zwei Nieten.

Erst die Periode III bringt solche Griffzungen, bei denen die untere Hest-erweiterung mit je drei, seltener nur zwei Nieten zu beiden Seiten und zugleich die Griffzunge selbst mit drei oder vier Nieten durchlocht ist, wie es das in Textabb. 114 Nr. 22 dargestellte Stück zeigt, das einem jütländischen Mannesgrab entstammt.

Auf die zahlreichen feineren Unterschiede, an denen der Kenner weitere Merkmale zur sicheren Scheidung der Typen und zugehörigen Perioden dieser Schwerver findet, wie Art der Schweifung der Ränder der Griffzunge und der Hesterweiterung, Höhe der Ränder, Kittbelag der Griffzunge, Übergang der Hesterweiterung zur Klinge, Umriß der Klinge, Gestalt der Mittelrippe der Klinge, gehe ich hier nicht ein.

Gegenüber der schon zurückgewiesenen Meinung S. Müllers, daß auch diese Schwerver italischen Ursprunges seien, will ich aus meinen Untersuchungen nur mitteilen, daß von dem Urtypus der Periode IIb aus germanischem Gebiete etwa 45 Exemplare bekannt sind, aus keltischem Gebiete nur 5, und zwar alle aus dem an das germanische Gebiet anstoßenden nördlichen Teile des keltischen Gebietes, und aus dem großen illyrischen Gebiete von Stettin bis nach Serajewo auch nur 7, darunter die beiden in Abb. 251 und 252 wiedergegebenen, endlich aus Italien — nicht ein einziges.

Von den sehr vielgestaltigen Erscheinungen dieser Schwervertypen aus dem folgenden Zeitabschnitt, der Periode IIc, erscheinen auf dem norddeutschen Anteil des Germanengebietes (ohne Schleswig-Holstein), das gegenüber dem dänisch-schleswig-holsteinischen Anteile an Schwervern verhältnismäßig arm ist, allein 17 Stück, im gesamten illyrischen Gebiete, wenn wir alle Lokaltypen mitrechnen, wie z. B. den neuerdings auch in Italien einmal vertretenen reichverzierten Typus von Textabb. 221, im Ganzen gleichfalls 17, in Italien — ganze 2, im übrigen Südeuropa noch keines.

Eines weiteren Beweises dafür, daß der Typus der Griffzungenschwerter ursprünglich ein rein germanischer war, bedarf es nach dieser Statistik nicht mehr.

Erst in der germanisch-italischen Periode III werden diese Schwerter auch in Italien ein wenig häufiger, natürlich nur in der nunmehr in Nord- und Mitteleuropa erreichten Fortentwicklung der Formen. Und wie die vom germanischen Norden empfangenen Sicherheitsnadeln gibt Italien nunmehr sofort auch die germanischen Griffzungenschwerter der Periode III nach Griechenland weiter, wie das altbekannte von Schliemann aus den Trümmern eines auf der Burg von Mykenä gelegenen Hauses hervorgezogene (Textabb. 254) beweist, das ebenso gut in Dorpommern oder Holstein könnte gefunden worden sein. Oder jenes andere gleiche, das später auch zu Mykenä aus einem im Erdboden geborgenen Schatzfunde mit anderen Bronzen mykenischer Zeit zutage trat. Endlich ist von diesem Typus ein Stück auch im östlichen Kreta entdeckt worden, in einem Grabe zu Muliana, das noch ein anderes Griffzungenschwert von einem besonderen Typus enthielt, auf den wir gleich noch zu sprechen kommen.

Vorerst sei nur noch erwähnt, daß von den Griffzungenschwerten nunmehr zwei Exemplare sogar in Ägypten zum Vorschein gekommen sind, beide leider gerade an der Griffzunge verstümmelt und daher zeitlich nicht genau festzulegen; beide jetzt im Berliner Museum befindlich. Da Ägypten keine Bronzeschwerter kennt, so müssen beide Exemplare eingeführt worden sein, möglicherweise von den während des 13. Jahrhunderts von den Inseln des ägäischen Meeres und der Westküste Kleinasiens und Syriens her über Ägypten wiederholt hereinbrechenden kriegerischen Scharen des „Nordens“.

Das erwähnte zweite Schwert aus dem Grabe von Muliana auf Kreta (Textabb. 263) war nun ein solches, das zum Typus der Griffzungenschwerter mit oberem Zungenfortsatz gehört, innerhalb dessen es eine Stufe bereits weit vorgeschrittener Entwicklung darstellt, die wir nach mitteleuropäischer Zeitbestimmung schon in die zweite Hälfte der dritten Periode setzen müssen (IIIb). Denn der Fund eines noch weiter entwickelten derartigen Schwertes in dem „Fürstengrabe“ von Wollmesheim in der Rheinpfalz zeigt neben anderen gleichartigen Einzelfunden solcher Schwerter, daß unser Schwerttypus sogar noch bis in den Anfang der mitteleuropäischen Periode IV hineinreicht. Auch für diese Abart der Griffzungenschwerter hat S. Müller italische Herkunft behauptet, weil — in Dänemark nur ein einziges Stück dieses Typus gefunden worden sei (Textabb. 265). Demgegenüber konnte ich ebenso, wie für die Hauptklasse der Griffzungenschwerter den allgemein und rein germanischen, so für diese Nebenklasse wenigstens den norddeutsch-germanischen Ursprung aufdecken. Vertreter der früheren Stufen dieses Typus gibt es nur in Norddeutschland und einmal auch in Schweden (Textabb. 257—259), während die späteren Stufen (Textabb. 260—265) sowohl

hier, wie besonders im südlichen Mitteleuropa und in Italien erscheinen, ein paar Mal sogar in Griechenland und auf Kreta (Textabb. 263. 264).

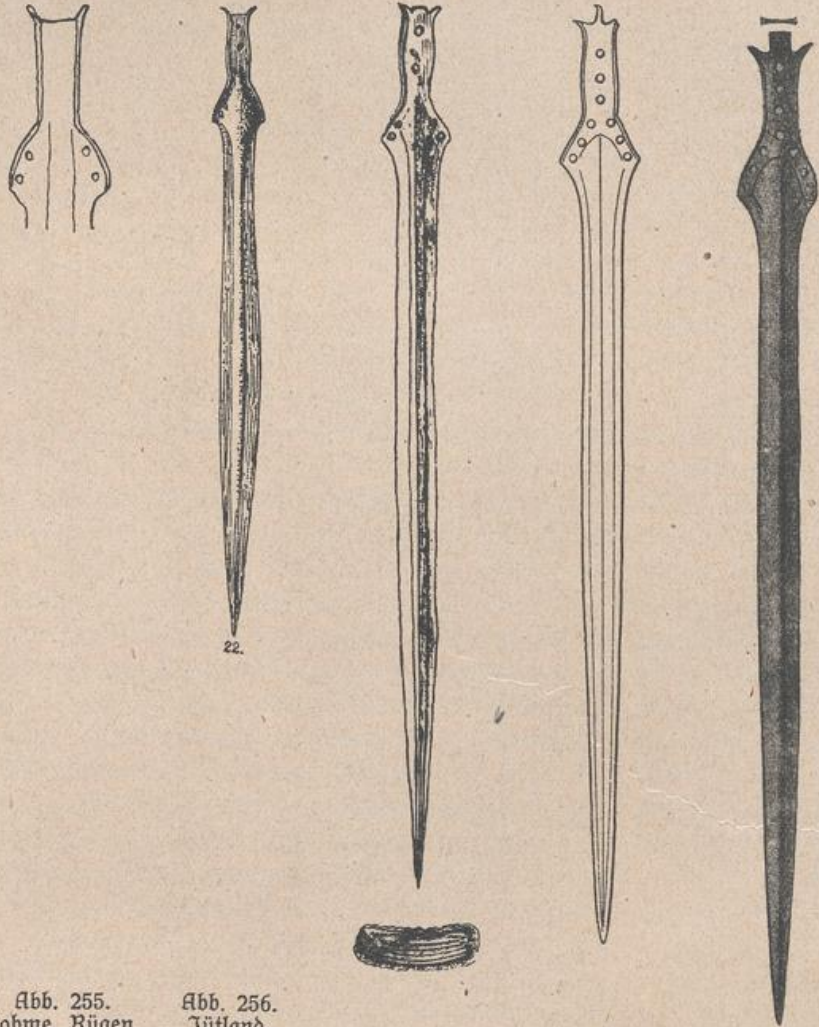


Abb. 255. Lohme, Rügen. Periode II. Hauptklasse der Griffzungen[s]wörter.
Abb. 256. Jütland. Periode IIIa.
Abb. 257. ^{1/6}. Siems bei Lübed.
Abb. 258. ^{1/6}. Spandau.
Abb. 259. ^{1/6}. Nerike, Schweden.
Entwicklung des Griffzungen[s]wertes mit oberem Zungenfortsatz. I

Kommen wir zum Schlusse noch einmal auf die chronologische Frage zurück, so haben die Funde aus dem ägäischen Kulturkreise meine Ansicht über das Verhältnis der Perioden II und III in Mittel- und Nordeuropa einerseits, in Italien andererseits durchaus bestätigt. Der Fund aus der Ter-

ramare von Tarent (S. 124) im Vergleich mit zahlreichen anderen Sunden verweist die zweite Stufe der italischen Sicherheitsnadel (Knotennadel) nebst dem Typus des Peschieradolches und damit die italische Periode IIIb und ebenso die germanische Periode IIIa ins 14. Jahrhundert vor Chr. Andere Sunde



Abb. 260. $\frac{2}{3}$.
Sucinèr See,
Prov. Aquila,
Mittelitalien.



Abb. 261. $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{4}$.
Goplofee, Prov. Polen.

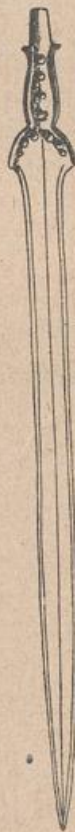


Abb. 262.
 $\frac{1}{8}$. Donau
bei Ofen.



Abb. 263.
Mulliana,
Kreta.



Abb. 264.
Mykenä.



Abb. 265. $\frac{1}{4}$.
Dänemark.

Entwicklung des Griffzungenwertes mit oberem Zungenfortsatz. II.
Koslinna, Deutsche Vorgeschichte. 3. Aufl.

ermöglichen uns, die Entstehung der italischen Sicherheitsnadel dem 15. Jahrhundert vor Chr. zuzuweisen (italisch III a), eben dahin also auch den Zeitabschnitt, worin die zweite Stufe der germanischen Sicherheitsnadel sich entwickelt (germanisch II c). Demnach kann die noch vorausliegende Urstufe der germanischen Sicherheitsnadel und die ihr gleichzeitige germanische Periode II b nur ins 17. Jahrhundert gehören.

Um die Unterschiede ganz klar hervortreten zu lassen, die zwischen Montelius und mir obwalten in der Beurteilung sowohl der relativen wie der absoluten Zeitbestimmung innerhalb der mittel- und nordeuropäischen Bronzezeit und der italischen Bronzezeit, lasse ich hier eine Übersicht über die Periodenteilung und die Jahrhundertbestimmung der Bronzezeit folgen, wie sie von Montelius und wie sie von mir vorgenommen worden sind.

I. Nach Montelius.

Germanische Bronzezeit	Italische Bronzezeit
Periode I. 1800—1500	I. 1850—1625
„ II. 1500—1300	II. 1625—1500
„ III. 1300—1100	III. 1500—1325
„ IV. 1100—1000	IV. 1325—1225
„ V. 1000—750	V. 1225—1125
	} Früheste Eisenzeit

II. Nach Kossinna.

Mittel- und Nordeuropa	Oberitalien
Periode I. 2300—1750	I. 2300—1750
„ IIa und IIb. 1750—1550	II. 1750—1550
„ IIc. 1550—1400	
„ IIIa. 1400—1300	III. 1550—1300
„ IIIb. 1300—1150	IV. 1300—1100
„ IV. 1150—1000	V. 1100—1000
„ V. 1000—750	
Früheste Eisenzeit: seit 750	} Früheste Eisenzeit: seit 1000

Mit einigem Stolze kann die Wissenschaft der europäischen Vorgeschichte die Höhe und Güte ihrer Ergebnisse auf dem Gebiete der Zeitbestimmung betrachten und wir, die Angehörigen der germanischen Völkergruppe, insbesondere, denn es sind und waren ausschließlich germanische Forscher, die den jetzigen hohen Standpunkt des Wissens erreicht haben. Die Palme gebührt hier ohne Widerrede dem Schweden Oscar Montelius. Die vorstehenden Erörterungen haben zwar gezeigt, daß wir noch nicht ganz an dem Ziele einer für alle Länder Europas giltigen, einer endgiltigen Zeitbestimmung der letzten beiden Jahrtausende vor Chr. angelangt sind. Allein was noch dazu fehlt, was noch nicht ganz übereinstimmend beurteilt wird in dem hier zum Urteile berufenen, leider noch verschwindend kleinen Kollegium, das ist gering gegenüber dem, was die letzten Jahrzehnte errungen haben.

Wie war es denn vor jenen noch nicht achtzig Jahren, als das Dreiperiodensystem der wissenschaftlichen Welt als wissenschaftliche Erkenntnis zuerst dargereicht wurde? Da wagte man noch nicht, die germanische Bronzezeit über die Epoche der geschichtlichen Überlieferung hinaus in eine zunächst nebelhafte Vorzeit zu verlegen, sondern setzte sie mit dem ersten halben Jahrtausend nach Chr. gleich (oben S. 45). Dieser erste Mißgriff, mit dem die ernste Forschung in Schwerin wie in Kopenhagen einsetzte, wurde alsbald zu einer schweren Schädigung des fortschreitenden Erkennens, namentlich in Deutschland, denn der deutschen Geschichtsforschung war es doch bekannt genug, daß die Germanen der augusteischen, ja schon der cäsarischen Zeit nicht mehr auf der Stufe einer Bronzezeit standen. Und so wurde die zu späte Ansetzung des Bronzealters der erste Anlaß, daß die Lehre des Dreiperiodensystems in Deutschland jahrzehntelang aufs heftigste bekämpft wurde. In Dänemark hielt man nur aus dem Grunde, daß dort die Hinterlassenschaft des Bronzezeitalters in ihrer Gesamtmasse ein erdrückendes Übergewicht besaß gegenüber der Hinterlassenschaft aus der frühen Eisenzeit, an der verkehrten Ansetzung der Bronzezeit noch jahrzehntelang fest, als die deutsche Vorgeschichtsforschung längst zu verbesserten Ansichten durchgedrungen war. Dehnte doch Worsaae, der Vorgänger S. Müllers als Direktor des dänischen Nationalmuseums, im Jahre 1843 die Dauer der dänischen Bronzezeit gar bis ins 9. Jahrhundert nach Chr. aus! Und noch im Jahre 1865 war er mit dem Ende der Bronzezeit erst bis ins 3. Jahrhundert nach Chr. zurückgegangen. Ja, der Erforscher der berühmten großen Moorfunde der frühen Völkerwanderungszeit in Schleswig und Sünen, der Däne Engelhardt, hatte noch 1878 dieselbe Meinung über das absolute Alter der Bronzezeit und hielt hieran bis zu seinem Tode fest (1881).

Wie anders demgegenüber unser trefflicher Lisch in Schwerin. Mit einer Art seherischer Schauenskraft sprach er schon 1863 auf einer Versammlung von Altertumsforschern seine Meinung dahin aus, daß ein mecklenburgisches

Hügelgrab der mittleren Bronzezeit — es war das von Pedatel bei Penzlin — wegen der meerblauen Glasperlen, die es enthielt, in die Zeit um 1000 vor Chr. zu verlegen sei. Es handelte sich um ein Grab der Periode III und somit hat Tisch hier, vor mehr als einem halben Jahrhundert schon, nur um 300 Jahrhunderte zu niedrig gegriffen, genau so wie es Montelius in seinem epochemachenden Werke über die „Zeitbestimmung innerhalb des Bronzealters“ 1885 auch noch tat.

Epochemachend war dieses Werk von Montelius für alle Zeiten durch die Mitteilung der einzigen und zugleich unfehlbaren Methode, wie man für die vorgeschichtlichen Zeiten zu einer relativen und weiter zu einer absoluten Zeitbestimmung kommen kann. Außerdem aber durch den Beweis, den es dafür gab, daß sowohl der Beginn der Bronzezeit, wie die einzelnen Perioden, wenigstens der älteren und der mittleren Bronzezeit, in Gesamt-Europa ziemlich gleichzeitig eingetreten und verlaufen sein müssen. Den schlagendsten Punkt dieses Beweises bilden die wenn auch seltenen, doch immerhin für unsere Erkenntnis in genügender Zahl auftretenden Einfuhrstücke aus fremden Kulturgebieten, etwa italische in Skandinavien, norddeutsch-germanische in Frankreich oder in der Schweiz, ungarische in Norddeutschland usw. Stets erscheinen solche Fremdkörper im Auslande in genau derselben Periode, in der ihre brüderlichen Verwandten, die daheim geblieben waren, festgestellt werden konnten.

Nunmehr war der Forschung Weg und Ziel gewiesen, und es bedurfte nur noch des eindringendsten Fleißes im Studium der Kulturen aller Länder nach dem Vorbilde, das Montelius für Skandinavien gegeben hatte, um zu immer umfassenderen, immer genaueren und immer mehr übereinstimmenden Ergebnissen zu kommen, wie wir dies vorher kennen gelernt haben.

Mit Bedacht sagte ich soeben, daß die Perioden der älteren und mittleren Bronzezeit in annähernder Übereinstimmung für ganz Europa, immer abgesehen von Griechenland, verlaufen wären. Anders steht es dagegen, wie auch aus der Übersicht der bronzealterlichen Zeitbestimmung (S. 130) zu ersehen ist, mit dem Ausgang der Bronzezeit. Dieser Ausgang der Bronzezeit ist gleichbedeutend mit dem Einsetzen der frühesten Eisenzeit. So werden wir mit der Erörterung dieser Frage passend das nächste Kapitel beginnen.

Ich glaub, der Deutsch' erfreut sich einer größern
Anlage; der Italier doch hat seine mindre
In diesem Augenblicke mehr entwickelt.
Hermann, in H. v. Kleists Hermannschlacht (1808).

4. Eisenzeit.

Die Zeit des Aufkommens der Eisentechnik in Europa; früher für Südeuropa weit überschätzt, nunmehr dort als nicht viel älter festgestellt, denn in Mitteleuropa und bei den Germanen. — Die Sicherheitsnadeln oder „Sibeln“ der Germanen der römischen Kaiserzeit sind durchaus einheimisch germanische Schöpfungen; West- und Ostgermanen; Klimasturz in der frühen Eisenzeit und Auswanderung der Nordgermanen; Wandalen, Burgunden, Goten; die Gruppen der Sibeln; die sich ablösenden Stilrichtungen. — Germanischer Schmuck zur römischen Kaiserzeit; germanische Tierköpfe der Völkerwanderungszeit; Eroberung Englands. — Germanische Keramik vom Ende der vorrömischen Zeit (Latène-Zeit); Entwicklung des Mäanders. — Germanische Keramik zur römischen Kaiserzeit; Fortbildung des Mäanders bei West- und Ostgermanen. — Germanische Waffen der vorrömischen Zeit und der römischen Kaiserzeit. Vollendete Schmiedekunst der Ostgermanen, besonders der Burgunden (Provinz Posen); verzierte Waffen; Reitkunst; Trinkhorn. — Die Germanen im Urteil anderer Völker. — Germanen auf Bildwerken des Altertums; das Denkmal bei Adamklissi. — Darstellungen anderer Völker auf Bildwerken des Altertums; Adamklissi, klassische Archäologen und Vorgeschichtsforschung.

Jahrzehntelang hatte man in Nordostdeutschland, wo allein man während des größten Teils des 19. Jahrhunderts allen vor- und frühgeschichtlichen Epochen des Landes mit gleicher Liebe und gleichem Ernste ein eindringendes Studium widmete, die großen Urnen-Gräberfelder der Eisenzeit als Hinterlassenschaft der frühmittelalterlichen Wenden aufgefaßt. Es war das ja auch natürlich, solange man die Bronzezeit, die man schon damals richtig, freilich nur zufällig richtig, als germanisch auffaßte, in das erste Halbjahrtausend n. a. Chr. versetzte. Wiederum war es Lisch, der hier dem eingewurzelten und von ihm selbst nur zu lange gehegten Vorurteile entgegentrat. Im Jahre 1865 erkannte er, daß die vermeintlichen Wendengräber mit der bekannten „Wenden-

fibel" (Textabb. 279, 280) tatsächlich germanische Friedhöfe aus der früh-römischen Zeit des ersten und zweiten Jahrhunderts nach Chr. seien.

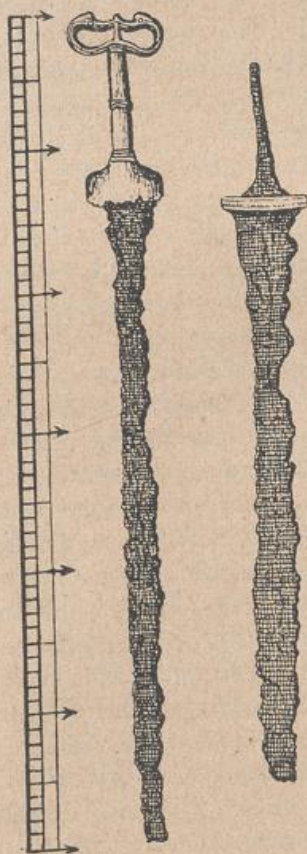
Damit mußte die Bronzezeit in ihrer Gesamtheit, also auch mit ihrem Ende, in die Zeit vor Chr. verlegt werden. Diesem Vorgange von Tischschlossen sich im Jahre 1870 Montelius und auch Worsaae an. Der Norweger Undset hat dann 1880 in seinem weit mehr noch Norddeutschland als Skandinavien gewidmeten Werke über „das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa“ den weiteren Schritt getan, die von Hans Hildebrand zuerst erkannte und mit dem Namen des Fundortes Latène bezeichnete vorrömische Eisenkultur in die letzten beiden Jahrhunderte vor Chr. zu stellen. Und unser unvergeßlicher Otto Tischler (Taf. XXIV, Abb. 266), der durch seine Reise Studien in ganz Europa die gesamteuropäische Vorgeschichte beherrschte, worin er in Deutschland einzig dastand, erkannte 1881, daß diese Latènekultur nicht nur die beiden letzten, sondern die vier letzten Jahrhunderte vor Chr. umfaßte, daß demgemäß die Schlußperiode der germanischen Bronzezeit mit der österreichisch-süddeutschen Hallstattperiode zusammen fallen müsse. Diesem Vorgange Tischlers schloß sich Montelius in seinem epochemachenden Werke von 1885 (S. 132) wiederum an. Seine letzte Periode der germanischen Bronzezeit, die sechste, ließ er nun um 400 vor Chr. endigen. Dem gegenüber stellte Kossinna 1902 fest, daß diese Schlußperiode VI germanischer Bronzezeit vielmehr schon eine offenkundige Eisenzeit sei, zum mindesten in Norddeutschland, und rückte gleichzeitig den Beginn dieser Eisenzeit, im Einklang mit den neueren Ergebnissen der Zeitbestimmung im übrigen Mitteleuropa und in Gesamteuropa, bis in den Anfang des 8. Jahrhunderts vor Chr. hinauf. Neuerdings hat sich auch Montelius, wenigstens was die relative Zeiteinteilung angeht, dieser letzten Ansicht angeschlossen.

Allein trotz alledem wäre nach der bis vor kurzem herrschenden Anschauung für die Germanen und für ganz Mitteleuropa in ihrem Verhältnis zu Südeuropa ein großer Kulturunterschied festzustellen gewesen zwischen dem Beginn der Bronzezeit und dem Beginn der Eisenzeit. Die Bronzezeit zwar setzte, wie man sah, in Mitteleuropa und Südeuropa annähernd zu gleicher Zeit ein; der Beginn einer Eisentechnik und einer darauf gegründeten Kultur sollte dagegen in Südeuropa, zumal im Küstengebiet des östlichen Mittelmeeres, um viele Jahrhunderte früher einsetzen als in Mitteleuropa. Ja für Ägypten sollte der Unterschied gar Jahrtausende betragen, da man nicht glauben wollte, daß die Pyramiden, deren Entstehung um 2800 vor Chr. beginnt, mit Arbeitsgeräten aus bloßem Stein und weichem Kupfer zustande gebracht wären, zumal auch ein paar verdächtig alte Sunde von Eisenstücken, jedoch nicht von eisernen Arbeitsgeräten, in den Pyramiden und anderwärts gemacht worden sein sollten.

Auch diese wissenschaftliche Frage hat sich seitdem bedeutend zugunsten Europas und also auch zugunsten der Germanen verschoben.

Gegenwärtig ist der Stand unserer Kenntnisse folgender:

Wir wissen heute, daß bearbeitetes Eisen auch in Ägypten nicht vor 1500 vor Chr. nachweisbar ist, Eisenwaffen sogar erst seit 1200 vor Chr. dort in Gebrauch kamen. Für Griechenland und Süditalien gilt ungefähr



Ctm.

Abb. 267. Billerbeck, Kr. Pyriß, hinterpommern.

2 Eisenschwerter, das linke mit Bronzegriff, Knauf mit Dogelköpfen, das rechte mit Bronze-Scheidenmündung, wie bei den germanischen Schwertern jüngster Bronzezeit; leider durch Rost sehr zerstört. Gefunden in einem „riesenhaften Steinhügelgrabe“ neben einem Skelett (Stubenrauch: Balt. Stud. N. S. VIII, S. 121).

das nämliche: auch dort beginnt eine Eisenzeit erst ganz am Schluß der mykenischen Zeit, d. h. um 1200 herum oder am Ende des 13. Jahrhunderts. In Mittelitalien ist dies erst im 11. und in Norditalien erst im 10. Jahrhundert der Fall; in Norditalien bürgert sich aber das Eisen so langsam ein, daß dort

auch noch im 9. Jahrhundert Waffen ebenso oft aus der altgewohnten Bronze, wie aus dem neumodischen Eisen hergestellt wurden.

Nördlich der Alpen tritt das Eisen, ähnlich wie in Oberitalien, häufiger erst im 10. Jahrhundert auf, doch zunächst nur als Schmuck, dagegen als Stoff für die Waffen erst im 9. Jahrhundert.

Bei den Germanen Norddeutschlands finden wir das Eisen gleichfalls schon im 10. Jahrhundert, also seit Beginn der Bronzezeitperiode V, vielfach als Schmuck und für die Herstellung von Toilettengeräten verwendet, also für Nadeln und Messer, bei Waffen jedoch erst später. Wann das letztere geschah, ist schwer mit Sicherheit festzustellen, da der germanische Begräbnisgebrauch in diesen Jahrhunderten die Beigabe von Waffen durchaus meidet. Leider enthalten auch die Depotfunde der frühesten Eisenzeit niemals Waffen, sondern nur Schmuck und Geräte anderer Art. Wir kennen daher aus dem 8. Jahrhundert so gut wie gar keine germanischen Waffen; ein paar Eisenschwerter dieser Zeit gleichen genau den großen süddeutschen und österreichischen Eisenschwertern vom jüngsten Hallstatt-Charakter, werden also wohl aus Süddeutschland und Österreich eingeführt worden sein. Damit würde es stimmen, daß unser Wort 'Eisen', das urgermanisch *isarna — oder *isarno — gelautet haben muß, ebenso bei den Kelten vorkommt, wo es urzeitlich *isarnon gelautet haben muß. Die Sprachforschung war bis vor kurzem der Meinung, daß das germanische Wort aus dem Keltischen entlehnt sei. Da das erste Eisen bei den Germanen zur Zeit der Bronzeperiode IV—V mehr östlich, als westlich der Elbe erscheint, und die Germanen damals überhaupt weit mehr Kulturzusammenhänge mit den Illyriern Ostdeutschlands, als mit den Kelten Westdeutschlands besaßen, so möchte man daraus schließen, daß die Germanen die Kenntnis der Eisengewinnung und des Eisenschmiedens eher von den Illyriern übernommen hätten, als von den Kelten. Leider wissen wir von der Sprache der Illyrier so außerordentlich wenig. Um so eher ist es uns aber gestattet, aus den erwähnten Verhältnissen den Schluß zu ziehen, daß das Wort „Eisen“ ursprünglich ein allgemein mitteleuropäisches, den Illyriern, Kelten und Germanen gemeinsames gewesen sei. — Im 7. Jahrhundert treten dann vereinzelt einheimische germanische Eisengewaffen auf (Tertabb. 267).

Somit haben wir bei den Germanen selbst im Vergleich mit Ägypten nur einen Unterschied von vier Jahrhunderten für den Eintritt einer umfassenden Eisentechnik, mit Oberitalien aber gemessen beträgt dieser Unterschied bei den Germanen nur ein Jahrhundert.

Wenden wir uns nun zur Darstellung des Kulturinhalts der germanischen Eisenzeit, so ist dieser von einer solchen Fülle und Mannigfaltigkeit, daß wir hier noch weit weniger als bei der Bronzezeit auf eine auch nur annähernd ausreichende Schilderung auch nur einer einzigen der zahlreichen Perioden der

vorrömischen und der sog. römischen Eisenzeit, der Völkerwanderungs-Epoche und der folgenden frühgeschichtlichen Perioden uns einlassen können. Dazu kommt hier die große Mannigfaltigkeit der gleichzeitigen Schattierungen germanischer Kultur infolge der nun einsetzenden Gewinnung von ganz Mitteleuropa, später von ganz Europa und noch darüber hinaus von Nordafrika für die germanische Herrschaft, für die germanischen Siedlungen und Kulturen.

So müssen wir uns hier auf eine kleine Auswahl einiger Kulturerscheinungen beschränken, die vornehmlich dem letzten vorrömischen Jahrhundert, d. h. dem Ausklang der sog. Latène-Zeit, und dem sog. römischen Zeitraum, d. h. den ersten vier Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, entnommen werden sollen.

Beginnen wir mit der Sicherheitsnadel, deren hohe Bedeutung für die Darstellung germanischer Kulturverhältnisse wir schon in dem Kapitel „Bronzezeit“ kennen lernten.

Nicht völlig gleich, aber ganz ähnlich wie mit den germanischen Sicherheitsnadeln der Bronzezeit, steht es mit den germanischen Sicherheitsnadeln oder Sibeln der römischen Kaiserzeit. Allgemein galten sie einst, wie schon in der Einleitung ausgesprochen wurde, mit allem Hab und Gut der damaligen Germanen für römische, d. h. italisch-römische, nicht etwa provinzialrömische Arbeit. Diese Ansicht vertrat noch vor 30 Jahren der hervorragendste aller deutschen Prähistoriker des vorigen Jahrhunderts, der vorher schon genannte ausgezeichnete Gelehrte Otto Tischler in Königsberg. Später, als man sah, daß die germanischen Sibelarten in Italien vollständig fehlen, meinte man wenigstens, sie stammten von den Römern an Rhein und Donau, die ja eine besondere vom Italischen abweichende Kultur entwickelt haben. Diese provinzialrömischen Kulturen sind also durchaus keine italischen, sondern vielmehr unter römischem Einfluß erfolgte Weiterbildungen der vorrömischen, einheimischen Kulturen der keltischen, rätischen, pannonischen (illyrischen) Völkerschaften. Während nun die Sibeln dieser ungermanischen Kulturen vorrömischer Zeit vielfach auch in Germanien vorkommen, also dorthin verhandelt worden sind, hört die Übereinstimmung der beiderseitigen Sibeln gänzlich auf, sobald die Rhein- und Donaugebiete unter die Herrschaft der Römer kommen. Die Begründung der römischen Herrschaft in diesen Gegenden, durch die römisches Wesen den Germanen so nahe auf den Leib rückte, bedeutet also für die Germanen keine kulturelle Annäherung an Südeuropa oder an Rom, keine Steigerung des Einfuhrhandels von Süden nach Norden, sondern sie hat vielmehr eine Grenzscheide errichtet, an der die vorher regen Verkehrs- und Handelsverbindungen nunmehr für lange Zeit ziemlich abgeschnitten wurden. Wenigstens gilt das für das Rheingebiet seit Cäsars Auftreten, nicht sogleich für das Donaugebiet Österreichs, wo Einfluß und Macht der Römer erst mehr

als ein Jahrhundert später im Grenzgebiet zu wirklicher Herrschaft gelangten. Infolgedessen sehen wir von hier aus noch eine Zeit lang weiter einen gewissen Kulturaustausch der alteinsässigen Bevölkerung mit der germanischen, namentlich mit den Markomannen in Böhmen, obwalten.

Die römische Grenzsperrung aber war für die Entwicklung germanischer Art ein Segen. Nunmehr zeigen sich bei allen germanischen Stämmen völlig selbständige Sonderentwicklungen, die zu den schönsten Formen führen. Das Verdienst, nach vieljähriger Forschung, die er ausschließlich diesem Gegenstande zugewandt hatte, den einheimisch-germanischen Ursprung aller Sibelgruppen Germaniens für die Kaiserzeit endgiltig bewiesen zu haben, erwarb sich dann der Schwede Almgren. Keine Spur italisch-römischer Einwirkung weisen diese sauberen, zierlichen, ebenso geschmackvollen als praktischen Zierstücke auf: so lautete das Ergebnis seiner eindringenden Bemühungen.

Eine besonders scharfe Stammesgrenze der Germanen, die Scheide zwischen West- und Ostgermanen, die ungefähr dem Bette der unteren und mittleren Oder und dann der Lausitzer Neiße aufwärts folgt, prägt sich auch in den sehr scharfen allgemeinen Unterschieden aus, die in Bau und Verzierung der Sibeln dieser beiden Hauptstämme herrschen. Kossinna hatte mittlerweile in einer grundlegenden Arbeit nicht nur diese Tatsache, sondern die andauernde kulturelle Sonderstellung der seit dem 8. Jahrhundert vor Chr. nach Ostdeutschland vorgeprägten ostgermanischen Stämme nachgewiesen, denen gegenüber die seit Beginn der Bronzezeitperiode westlich der Oder eingewanderten Altgermanen nunmehr zu Westgermanen wurden. Die Herkunft der Ostgermanen aus Westoderland und Ostskandinavien und die zu verschiedenen Zeiten erfolgte Einwanderung ihrer einzelnen Stämme in Hinterpommern und ins untere linksseitige Weichselgebiet und ihre weitere südliche Ausbreitung hatte Kossinna schon ein Jahrzehnt früher aufgedeckt. Diese wissenschaftliche Errungenschaft war so folgenreich, daß zum besseren Verständnis dieses Kapitels kurz hierauf eingegangen werden muß. Und wie für Kossinnas Erkenntnis der Einwanderung der Altgermanen der alten Bronzezeit aus Südwestskandinavien und Dänemark nach Nordwestdeutschland das Anderlinger Grab als merkwürdige Bestätigung der bisherigen Beweise sich einstellte, hat sich Ähnliches auch für Kossinnas Ansicht über die früheisenzeitliche Einwanderung der Ostgermanen aus Südostskandinavien nach Nordostdeutschland neuerdings zugetragen.

Am Schluß der Periode V der Bronzezeit, also um 750 vor Chr., hatten die Altgermanen an ihrem Ostflügel in Hinterpommern gegenüber den ostdeutschen Illyriern so viel Gebiet gewonnen, daß ihre nunmehrige ostelbische Südgrenze folgendermaßen verlief: vom Einfluß der Mulde in die Elbe nahe bei Dessau in einer nordostwärts ausgehenden Linie nach Berlin, weiter über Bernau, Oderberg, von hier am rechten Oderufer ein wenig aufwärts

bis Gütstebiese, dann ostwärts nach Soldin und Arnwalde bis sie die Neze nahe bei Czarnikau in der Provinz Posen trifft, nun nordwärts nach Schneidemühl und weiter ostwärts, bis sie bei Graudenz die Weichsel überschreitet und nun nordwärts längs Nogat und Frischem Haff bis zum Samland läuft.

Nachdem so die Weichselmündung in die Hände der Altgermanen gekommen war, machten sie sie zum Stapelplatz für den samländischen Bernstein, der nach Ablauf der Frühperiode der Bronzezeit dem Welthandel entfremdet worden war. Denn seit dem Ende der Periode II der Bronzezeit wurde an der unteren Weichsel, wie im westlichen Samlande (Kr. Fischhausen) und im Küstengebiet des Kurischen Haffes durchaus der illyrische Einfluß herrschend, der zu Lande keinen weiten Weg hierher hatte, während der auf den Seeweg von Dorpommern her angewiesene germanische Einfluß weit schwächer blieb. Bei den Illyriern ist um diese Zeit der Bernsteinschmuck noch nicht (oder nicht mehr) geschätzt worden. In Periode V der Bronzezeit wird der nun von Danzig her sehr nahe gerückte altgermanische Kultur- und Bevölkerungseinstrom im westlichen Samland schon recht merkbar: der illyrische Einfluß ist von nun an hier ausgeschaltet.

Ungemein stark wird der germanische Einfluß im Küstengebiet des Frischen Haffes und des westlichen Samlandes aber erst, nachdem die in der frühesten Eisenzeit neu eingewanderten Nordgermanen Westpreußens und Hinterpommerns mit der älteren (west-)germanischen Bevölkerung dieses Gebiets zu dem einheitlich ostgermanischen Volke der Wandilier verschmolzen waren und eine in vielen Stücken für sich stehende Abart germanischer Kultur geschaffen hatten.

Die Altgermanen hatten seit dem Ausgange der Bronzezeit die von ihnen gewonnene Weichselmündung nämlich auch zum Mittelpunkt für den Verkehr nach dem östlichen Skandinavien gemacht, der bis dahin für ganz Skandinavien von der Obermündung ausging. So war der Blick der Ostskandinavier auf das Weichselgebiet gelenkt worden.

Im 8. Jahrhundert vor Chr. brachen nordgermanische Scharen in zuerst geringer, später sich verstärkender Zahl bei Danzig in das äußerste östliche Grenzgebiet der Alt- oder Westgermanen ein. Sie besetzten nicht nur den westgermanischen Osten in Westpreußen und im östlichen Hinterpommern bis zur Rega und weiter südlich bis Märk. Friedland, Deutsch-Krone, Czarnikau an der Neze, wo sie sich als Herrenschicht über die westgermanische Grundbevölkerung lagerten, sondern machten das gleiche mit der illyrischen Bevölkerung des südlichen Westpreußens, westlich der Weichsel, sowie in Nordposen bis zur Neze, später auch in Südposen, sowie in einem schmälern Strich des angrenzenden Mittel- und Niederschlesiens (Kr. Grünberg, Freistadt, Glogau, Guhrau, Militzsch, Trebnitz, Ols, Namslau), in Niederschlesien (Kr. Grünberg, Freistadt, Sprottau, Glogau, Steinau, Liegnitz) sogar noch südlich

der Oder. Ihre Westgrenze verläuft hier von Czarnikau an der Neze über Neubrück an der Warthe, Neutomischl, Grätz, Frauastadt, Grünberg, Sprottau, Glogau, Steinau, Liegnitz, Auras, Ols bis Namslau; ihre Ostgrenze fällt vom südlichsten posenschen Kreise, Kempen, nordwärts bis nahe an die Weichsel in der Hauptsache mit der alten preußisch-russischen Grenze zusammen und schwenkt nur vom Goplosee im Kreise Strelno bis an die Weichsel erheblicher nach Russisch-Polen hinein. Und diese östliche Ausbiegung setzt sich rechts der Weichsel in Ostpreußen fort, wo die Wandilier zuletzt auch das Gebiet bis Neidenburg und Osterode gewinnen, von wo ihre Ostgrenze über Liebstadt, Bartenstein nach der Pregelnmündung verläuft. Die von ihnen neu-



Abb. 268. $\frac{1}{6}$ e. Witoslaw, Kr. Wirsiß, Nordposen.

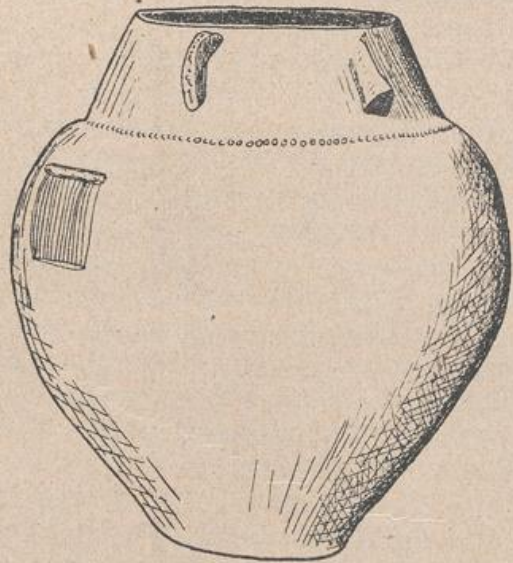


Abb. 269. $\frac{1}{6}$ e. Lindenwald (Womwelno), Kr. Wirsiß, Nordposen.

(Mannusbibl. 2, S. 55).

geschaffene ostgermanische Kultur dringt nun, wie vorher bemerkt, in starkem Maße nach den genannten Gebieten Ostpreußens hinüber. Wenigstens ist das der Fall, was die Bronzeindustrie anlangt; im westlichen Samland läßt sich aber stellenweise auch die sehr eigenartige ostgermanische Keramik der frühesten Eisenzeit nachweisen.

Die Charakterform dieser Keramik ist die Gesichtsurne (Textabb. 268, 269), die sich durch eine Reihe von Jahrhunderten als solche hält. Ich habe schon im Jahre 1900 gezeigt, daß wie im Harzgebiet Haus- und Gesichtsurnen eng verbundene Erscheinungen der frühesten Eisenzeit sind, so auch die sog. pomerellischen Gesichtsurnen in engem Zusammenhange mit den ihnen nächstgelegenen Hausurnen zu betrachten sind. Diese kennen wir aber aus

Bornholm, Schonen, Östergötland und Gotland; weiter weg sind nordische Hausurnen noch aus Jütland bekannt. Es war für mich eine Bestätigung

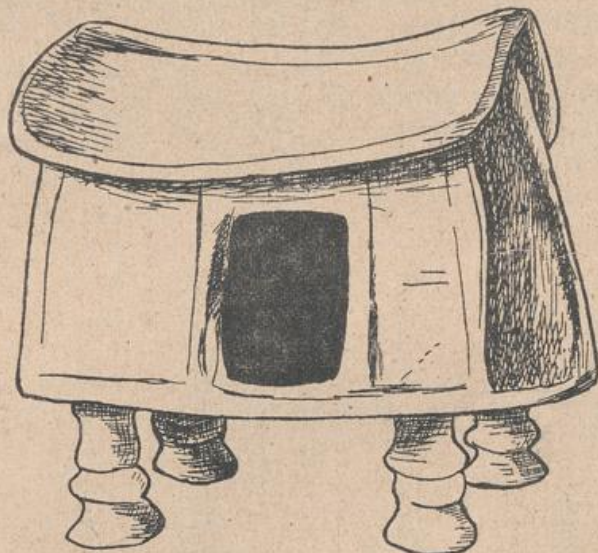


Abb. 270. $\frac{1}{2}$ s. Obliwitz, Kr. Lauenburg, Hinterpommern.



Abb. 271.

Schwedische Hausurnen aus Schonen und Kalmar.



Abb. 272.

meiner Anschauung, als neuerdings innerhalb der wandilischen Kultur mit ihren Steinplattenkisten und Gesichtsurnen im östlichsten hinterpommerschen

Kreise, Lauenburg, auch einige Hausurnen zutage kamen (Textabb. 270), allerdings mit Firstdach und nicht mit Runddach, Rauchloch und Salzdeckelverschluß, wie diejenigen nordischen Hausurnen, denen die Gesichtsurnen mit ihren Salzdeckeln so nahe stehen (Textabb. 271—275). Am nächsten kommen die Gesichtsurnen in ihrem gewöhnlichen Typus (Textabb. 268) den jütländischen Hausurnen (Textabb. 273—275), nicht bloß durch die Salzdeckel, sondern auch im Körperbau. Salz- oder Stöpseldeckel und übergreifende Mähendeckel kommen nun auch bei gewöhnlichen Urnen häufig auf Bornholm, Møen und in Jütland vor. Es gibt aber auch Hausurnen

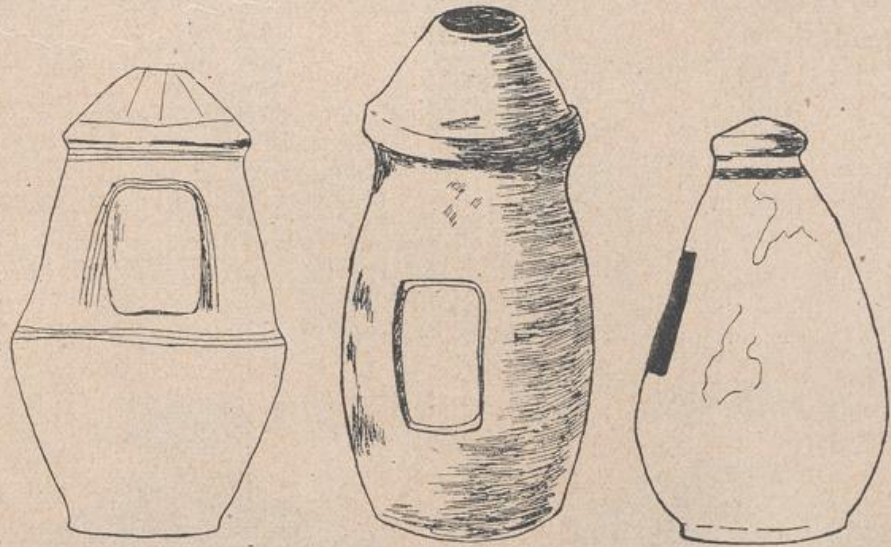


Abb. 273—275. Jütländische Hausurnen.
(Abb. 270—275, nach Schulz-Minden, das germanische Haus. Mannusbibl. 11.)

von annähernder Kugelgestalt, ähnelnd dem zweiten seltenen Typus der Gesichtsurnen (Textabb. 269).

Nun kann ja eine solche Zuwanderung, wie sie zu der Bildung der wandilischen Ostgermanen notwendig war, kaum von einem einzigen Gebiete ausgegangen sein, sondern muß wohl von mehreren mehr oder minder benachbarten und verwandten Stämmen vollzogen worden sein. Ich nannte schon das südliche und östliche Schweden, Gotland, Bornholm und Jütland. Darum werden wir auch nur schwer dazu kommen, aus den Gerätformen und dem Grabritus des von der See aus neubesiedelten großen Gebietes der Ostgermanen genauere Aufschlüsse über die Herkunft der einzelnen Teile der neuen Bevölkerung zu gewinnen, zumal es Jahrhunderte gedauert hat, bis diese Einwanderung sich vollzog und eine andauernde, enge Verschmelzung mit der Kultur der Grundbevölkerung stattfand. Leuchten doch die Spuren

westgermanischer Kultur und im Süden des Gebietes sogar illyrischer Kultur noch lange durch die neugeschaffene ostgermanische Decke hindurch.

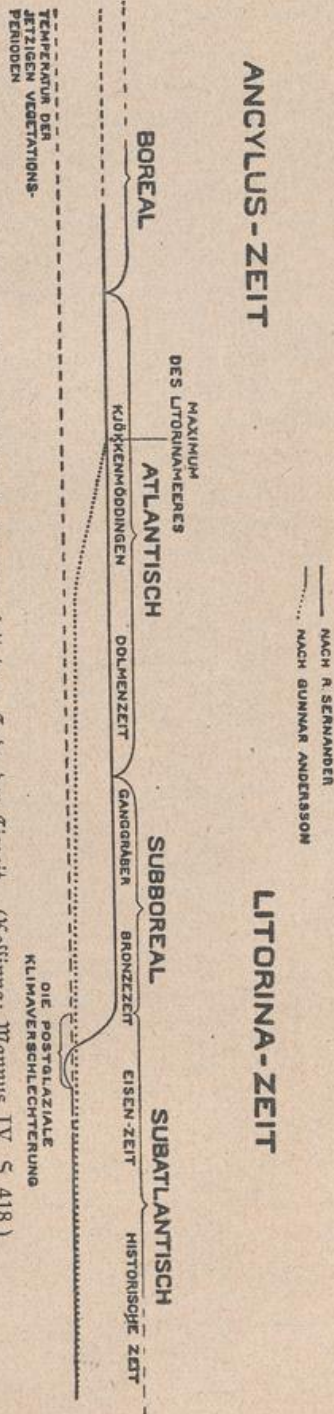
Auffällig ist aber doch, das der führende Stamm, also auch die herrschende Königsfamilie — und bei großen Eroberungsauswanderungen entsteht bei Germanen regelmäßig ein Heerkönigtum — den Namen Wandilier trägt, was an die Bewohner von Wendsyssel in Nordjütland, die in angelsächsischem Munde später Wendle genannt wurden, doch auffallend erinnert. Schon vor zwanzig Jahren habe ich diesen Einklang der Namen mit der ersten Entstehung der Ostgermanen in Verbindung gebracht, später aber diese an sich völlig gesicherte Beziehung für diese frühe Zeit fallen lassen. Diese Frage ist noch ungeklärt.

Frage wir bisher aber, was wir denn als besondere Ursache für diese auffallende Auswanderung der Nordgermanen aus Skandinavien und ihre Ausbreitung nach Ostdeutschland erkennen können, so konnten wir darauf keine Antwort geben, sondern mußten uns mit dem Hinweis auf das in längeren oder kürzeren Pausen sich ständig wiederholende Ausschwärmen des stets in Überfülle nachwachsenden jungen Lenzes der Skandinavien Genüge sein lassen.

Neuerdings hat hier aber die Geologie und die vorgeschichtliche Botanik im Verein mit der Siedlungsarchäologie die Sache geklärt und zugleich die erwünschte vollkommen unabhängig von mir gewonnene Bestätigung meiner Ansicht gebracht.

Des schwedischen Geologen Sernander Erforschung der skandinavischen und teilweise auch der norddeutschen Torfmoore hat zu dem Ergebnis geführt (Textabb. 276), daß während des Rückgangs der nacheiszeitlichen Gletscher in Schweden ein südgrönländisches Klima

Abb. 276. Klimawechsel in Nordeuropa seit dem Ende der Eiszeit. (Koslinna; Mannus IV, S. 418.)



geherrscht habe, während des nun folgenden älteren Teiles der frühneolithischen Zeit, d. h. während der sog. Ancyclus-Periode der Ostsee aber ein trocken und warmes (boreales) Klima. Mit dem jüngeren Teile der frühneolithischen Zeit, der sog. Litorina-Periode der Ostsee, etwa um 6000 vor Chr., habe eine Wärmeperiode eingesetzt, die an Stärke der Wärme stets zugenommen habe, bis zum Ausgang der Bronzezeit um 750 vor Chr. Durch zufällige Funde von Altertümern in den schwedischen Torfmooren ist eine Gleichsetzung von archäologischen Perioden mit Torfmoorschichten ermöglicht worden. Dadurch ergab sich, daß ein mildes (subatlantisches) Seeklima bis zum Ende der Dolmenzeit (vgl. oben S. 20, Tabelle 1) gedauert hat und daß von da ab durch die zweite Hälfte der spätneolithischen Zeit und durch die ganze Bronzezeit eine trockene (subboreale) Wärmezeit anhielt, die etwa dem Klima des mittellrussischen Ackergebietes entsprach, nur daß sie wohl noch wärmer war, mit etwa 2° C höherer Jahrestemperatur als heute in Schweden. Während der frühen Eisenzeit, also seit dem 7. Jahrhundert vor Chr., vollzog sich nun allmählich ein völliger Klimawechsel, der zu einem feuchten und kalten Wetter führte, einem wahren „Simbulwinter“. Die Nordgrenze der Kiefer, der Hasel und der Wassernuß rückte nun um drei Breitengrade weiter nach Süden zurück. Der bisher übliche Bau des Weizens erhielt in Schweden, wie in Finnland jetzt seinen Todesstoß; Hirse, früher weit nach Norden hin angebaut, gedieh nun nur noch an der Südspitze Schwedens, in Schonen.

Bei der Gelegenheit sei eingefügt, daß im Küstengebiet von Kolberg bis Elbing im 2. Jh. vor Chr. der Stamm der Rugier auftaucht, die nicht zu trennen sind von den Rugiern Norwegens. Ihr Name bezeichnet sie spöttisch als die „Roggenesser“; die norddeutschen Germanen müssen diese Getreideart damals also neben ihrem Weizen und ihrer Gerste noch nicht sonderlich geachtet haben. In Norwegen war man aber durch den Klimasturz gezwungen worden, zum Roggenbau überzugehen.

Solch eine Verschlechterung der Lebensbedingungen eines Ackerbauvolks, wie es die Germanen auch in Schweden von jeher waren, mußte notwendig zu Verschiebungen der Bevölkerung in südlicher Richtung führen, also nach Mitteleuropa, wo der natürlich ebenso eingetretene Klimasturz sich nicht mehr in so empfindlicher Weise bemerkbar machte, wie in der nordischen Randzone des Klimawechsels. Daher die Geneigtheit zu Auswanderungen gleich über die Breite der Ostsee hinweg nach Norddeutschland.

Wie Nordostdeutschland in der frühen Eisenzeit offenkundig überseeische, nordische Einwanderung aufweist, so zeigt umgekehrt Schweden, und in seinen bescheidenen Verhältnissen auch Finnland, stärkste Entleerung des Landes. Und zwar nimmt nach der Anzahl der Funde der verschiedenen Perioden und Jahrhunderte die Entvölkerung mit jeder folgenden Periode zu, so daß die schon so dünn gewordene Bevölkerung bald kaum noch nennenswerte Mengen an Nordostdeutschland abzugeben vermag. So ging

es, bis im 3. Jahrhundert vor Chr. wieder ein langsames Erstarren der skandinavischen Bevölkerung begann. Das Land war aber doch noch nicht fähig, die wieder anwachsende Bevölkerung festzuhalten.

Darum fanden nun bald neue Kraterausbrüche aus dem zu eng umschlossenen Bereiche statt. Während des zweiten Jahrhunderts bildet Bornholm den Brückenpfeiler, von wo aus eine große Volksmenge Scandinaviens nach dem westlichen Hinterpommern, etwa zwischen Oder und Persante, übertritt; hier war ja das Gebiet von Oder bis Rega noch westgermanisch geblieben, von Rega bis Persante aber längst wandilisch-ostgermanisch geworden. Die neuen Eindringlinge waren sicher nicht durchweg nur Bornholmer, sondern kamen auch aus dem benachbarten Schweden; allein die Bornholmer als die nächstliegende Stammesgruppe hatten die Führung und gaben dem neuen Stamme den Namen „Burgunden“. Das besonders Charakteristische ihrer Kultur, neben der Gesamtheit der Waffen- und Gerätformen, ist ihre Bestattungsart. In der Bronzezeit wurden die Knochenreste des Verbrannten vom Scheiterhaufen fein säuberlich gesammelt, gewaschen und in der Urne wohlverwahrt; seit Beginn der Eisenzeit wurden die Beigaben mit auf den Scheiterhaufen gelegt und in verschlacktem Zustande der Urne beigegeben. Nunmehr bringen die Burgunden den Brauch mit, den gesamten Rückstand des Leichenbrands, die ungereinigten Knochenreste nebst den im Feuer zerstörten Beigaben, dazu noch die Asche und die Kohlen, entweder über und um eine Urne auszuschütten, das sind die Brandschüttungsgräber — oder in einer sackartigen Umhüllung in eine Grube zu legen, das sind die Brandgrubengräber. Diese Art des Begräbnisses hatte sich im Laufe vieler Jahrhunderte aus dem südlichen Ostalpengebiet nordwärts zu den östlichen Grenzstämmen der Westgermanen verbreitet, war dann am westlichen Ufer der Oder bis zur Odermündung vorgedrungen und im dritten Jahrhundert vor Chr. nach Bornholm gekommen. Hier wurde sie vollkommen alleinherrschend, während sie bei den Wandilern Ostdeutschlands ganz unbekannt geblieben war. So sehen wir schon in dem Zuge dieses Grabbrauchs einen der vielen Beweise für die Übersiedlung der Burgunden nach Hinterpommern im 2. Jahrhundert vor Chr.

Den Burgunden folgen alsbald während des 1. Jahrhunderts vor Chr. die Goten und andere Schwedenstämme, die sich gotischer Führung anschließen. Die Goten können nicht früher als im 1. Jahrhundert vor Chr. an die Weichsel übergesiedelt sein, weil erst in dieser Zeit die in den ersten Jahrhunderten der Klimaverschlechterung völlig ausgewanderte Bevölkerung Gotlands wieder soweit erstarbt ist, daß eine nennenswerte Auswanderung möglich erscheint¹⁾. Diese Stämme besetzen das Weichselmündungsgebiet, verdrängen

¹⁾ Es ist ein wunderlicher Irrgang der Gedanken, wenn Almgren neuerdings mir entgegen diese Umsiedlung aus Gotland an die Weichsel schon früher ansetzen will, in die Mittelaltene-Zeit, also ins 3.—2. Jahrhundert vor Chr., eine Zeit, wo Gotland völlig menschenleer ist!

die Rugier von hier und aus dem östlichen Hinterpommern und dehnen sich ebenso nach dem Weichselnie aus, hier über eine vorher bereits burgundisch gewordene Unterschicht der Bevölkerung.

Mannigfache enge gegenseitige Berührungen dieses frühgotischen Gebiets, das am linken Weichselufer aufwärts bis nach Posen reicht, mit Gotland, Öland und Ostschweden überhaupt, daneben der Mangel solcher nächster Berührungen mit Bornholm und seinem ein wenig anders schattierten Formenkreis, sichern die Einwanderung von Ostschweden ins Weichselgebiet.

Als völlig selbständigen Kulturkreis, also als freies, sich selbst bestimmendes Volk erweist sich diese gotische Bevölkerung, sobald sie um Chr. Geb. herum ihren ganz selbständigen Grabritus einführt, die Körperbestattung. Sie tun das im Verein wiederum mit der gesamten süd- und ostschwedischen Bevölkerung, die ihre Toten unverbrannt in mannslangen Steinplattenkisten birgt, während die Weichselgoten statt der Steinkisten einfachere Steinsetzungen wählen. Es ist keine Frage, daß um diese Zeit starke neue Zuzüge ostschwedischer Stämme an die Weichselmündung gelangen und die in den vorangegangenen Jahrzehnten dort bereits angesammelte Gotenbevölkerung wesentlich verstärken¹⁾. Die ersten Gotenscharen im letzten vorchristlichen Jahrhundert eroberten sich die Landung an der Weichselmündung unter ihrem Könige Berich und seitdem hieß diese Stelle *Gotisk-andza*, was ursprünglich *Gutisk andja* „Gotisch End“ lautete. Der zweite Schub gotischer Ankömmlinge erhielt den Namen Gepiden. Der erste Zusammenstoß der Goten mit der ostgermanischen Vorbevölkerung hatte sich gegen die Rugen gerichtet; nun galt es,

¹⁾ Man hat neuerdings auch die Beweiskraft dieser Schlußfolgerung bestritten wollen, im Hinblick darauf, daß auch bei Westgermanen, und zwar in Böhmen, im 1. Jahrhundert nach Chr. mehrfach Körperbestattungen (freilich verschwindend an Zahl gegen die Masse der gleichzeitigen Urnengräber in Böhmen!) auftreten, und gemeint, diese Erscheinung erfordere also eine viel allgemeinere Erklärung. Wiederum ist es Almgren, der diese überkritischen, daher unmethodischen und unbrauchbaren Zweifel geäußert hat. Es handelt sich ja bei den völkischen und Siedlungsfragen in der Vorgeschichte zunächst gar nicht um eine „Erklärung“ einer Erscheinung, sondern um die Feststellung, in welchem Zusammenhange sie auftritt. Weshalb die schwedische und also auch die gotländische Bevölkerung plötzlich zur Körperbestattung übergeht, ist uns zunächst gleichgiltig. Wenn sie es aber tut und von allen Ostgermanen nur die Schweden zunächst gelegenen und nachweislich aus Schweden gekommenen Goten diese Sitte gleichzeitig mitmachen, so ist eine völkische Verbindung und ein Bevölkerungsaustausch zwischen den Goten an der Weichsel und den Goten in Gotland nebst den Gauten in Südschweden nicht zu verkennen. Was die entlegenen westgermanischen Markomannen in dieser Sache tun, gehört gar nicht zur Frage. — Ich bin die rein mechanische Auffassung und Beurteilung der Ergebnisse meiner Siedlungsforschung durch die skandinavischen Forscher ja nachgerade gewohnt. Aber sehr weitsichtig und einsichtsvoll kommen mir diese Urteile nicht vor. Wenn diese Urteile neuerdings im ganzen auch besonnener werden, so gilt es doch immer noch an das Wort Karl Lachmanns zu erinnern: „Sein Urteil befreit nur, wer sich willig ergeben hat“.

die Wandalen zurückzuschlagen, während der gepidische Teilstamm der Goten die Burgunden warf: alles geschichtliche Nachrichten des Jordanes, der selbst Gote war.

Burgunden und Goten hatten also die alte weitausgedehnte wandilische oder jetzt „wandalisch“ genannte Bevölkerung durch die Eroberung von Hinterpommern und Westpreußen derart zerteilt, daß der Hauptstamm der Wandalen seit Chr. Geb. in Schlesien und Südposen nordwärts bis zur Warthe saß, daneben ein nur noch recht schwacher Nordostflügel aus dem südöstlichen Westpreußen ostwärts ins südwestliche Ostpreußen und angrenzende Polen abgedrängt worden war. Der Druck der Burgunden hatte die Wandalen aber veranlaßt, schon um 100 vor Chr. das westliche Weichselgebiet in Russisch-Polen zu kolonisieren, aufwärts bis nach Westgalizien und ebenso am östlichen Nebenflusse San aufwärts bis nach Ostgalizien, wo die einschlägigen Funde sogar über die podolische Grenze gehen. Auch das bekannte Urnengräberfeld des letzten Jahrhunderts vor Chr. zu Sarubinez im Gouvernement Kiew hat wohl germanischen Charakter, wenn auch eine bestimmte Anknüpfung seines Kulturinhalts an einen örtlich ungrenzten Kulturreis Norddeutschlands kaum zugänglich erscheint. Für germanisch wird es um so eher anzusehen sein, als sich in der Kiewer Gegend auch einige der charakteristischen ostgermanischen kronenartigen Scharnierhalsringe gefunden haben, ein Typus, von dem wir einen Vertreter auch als östlichsten ostgermanischen Fund in Ostgalizien zu verzeichnen haben.

In Südrußland können wir die vorrömischen rein germanischen Funde kaum auf einen anderen Stamm beziehen, als auf die Basternen. Die genannten Funde aus dem letzten Jahrhundert vor Chr. genügen freilich den Wünschen des Geschichtsschreibers, zu dem der Archäologe bei Völkerfragen oft werden muß, durchaus noch nicht, denn aus den Berichten der Alten, insonderheit des römischen Geschichtsschreibers Trogus Pompejus, wissen wir, daß die Basternen bereits um 240 vor Chr. am Schwarzen Meere und an der Donaumündung die griechische Welt beunruhigten.

Wir werden uns später mit diesem geschichtlich bedeutsamen germanischen Stamme noch eingehender zu beschäftigen haben.

Für die römische Kaiserzeit, die im folgenden unsere besondere Teilnahme in Anspruch nehmen wird, war also die Verteilung der Ostgermanen in Ostdeutschland so, daß Wandalen in Schlesien und Südposen saßen, Burgunden in Nordposen, im östlichen Teile der Neumark und dem brandenburgischen Kreise Sternberg, seit Ende des 2. Jahrhunderts nach Chr. auch in der Niederlausitz und nördlich davon in ganz Brandenburg nach Westen hin bis zum Berliner Längengrad, die gotischen Stämme aber in Westpreußen, fast ganz Hinterpommern, seit dem 2. Jahrhundert nach Chr. auch im ostpreußischen Samlande und in Natangen. Diese ostpreußischen „Ost“-Goten sind es, die um 180 nach Chr. den großen Abmarsch der Ostgermanen nach

Südosteuropa eröffnen, während der gepidische Stamm, im ganzen westpreußischen Weichselgebiet angezogen, erst später nach Siebenbürgen zu folgte, nachdem er bei seinem Ausbruch durch scharfe Zusammenstöße mit den Burgunden auch diese in Bewegung gesetzt hatte. Vor den Gepiden aber waren bereits die Wandalen über das Gebirge nach Nordungarn hineingebrochen.

Alle diese Stämme der Ostgermanen haben sowohl in Grabritus, als im Formenschatz ihres Schmucks, ihrer Waffen und Geräte charakteristische Sondereigenheiten.

Ich werde nunmehr einige Gruppen von Fibeln, teils aus den beiden ersten Jahrhunderten, teils aus dem dritten und dem beginnenden vierten Jahrhundert nach Chr., vorführen.

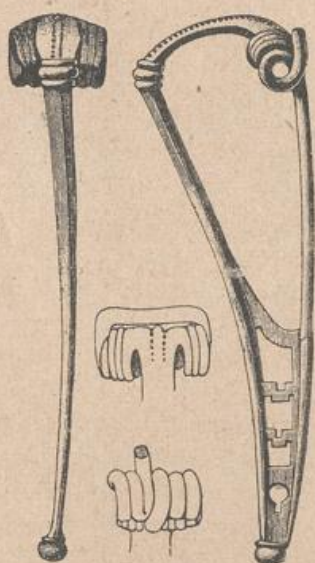


Abb. 277. 1/1. Kärnten. Vorstufe.

Man unterscheidet bei den Fibeln den eigentlichen Körper, der ein senkrecht oder annähernd senkrecht stehender, rundstabiger oder bandförmiger Bügel ist und oben seinen Kopf, unten seinen Fuß hat; ferner die aus dem Kopfe des Bügels rückwärts hervortretende und quer zu ihm, auf beiden Seiten des Kopfes (und zwar zuerst von der Mitte aus nach links, dann vom linken Außenende zum rechten Außenende überspringend und von hier aus nach innen zur Mitte zurückkehrend) laufende drahtförmige Spiralrolle, die Quelle der Federkraft für die Nadel; weiter eine vom linken Außenende der Spiralrolle quer über den Kopf zum rechten Außenende der Spiralrolle laufende Drahtfortsetzung, durch welche die beiden Hälften der Spiralrolle zusammengehalten werden, die

sog. „Sehne“; weiter den aus dem Bügelkopf nach vorn heraustretenden „Sehnenhaken“, durch den wiederum die Sehne festgehalten wird; weiter die rückwärts aus dem Spiralrollenende sich abwärts fortsetzende Nadel; endlich die am Fuße des Bügels rückwärts angebrachte Nadelkraft oder den Nadelhalter.

Wir betrachten zunächst die Gruppe der Fibeln, deren bandförmiger Bügel sich dadurch auszeichnet, daß er am Kopfe vor der Spiralrolle zu beiden Seiten in halbkreisförmig gebogene lappenartige Bleche übergeht, die wie eine Kappe an die Spiralrolle sich anlegen, um sie zu stützen. Aus der Gruppe dieser Fibeln mit „3weilappiger Rollenkappe“ zeige ich je zwei Vertreter, aus dem ersten und aus dem zweiten Jahrhundert, beidemal je ein westgermanisches (Textabb. 279, 280), und ein ostgerma-

nisches Stück (Textabb. 281, 282), teils aus Silber, teils aus Bronze. West- und ostgermanische Art sind hier dadurch unterschieden, daß bei den



Abb. 278. $\frac{1}{2}$. Píchora, Böhmen.
Beginn des 1. Jahrh. nach Chr.



Abb. 279. $\frac{1}{2}$. Jütland.
Westgermanisch.



Abb. 280. $\frac{3}{4}$. Schleswig.
Ende des 2. Jahrh. nach Chr.



Abb. 281. $\frac{1}{2}$. Westpreußen.
1. Jahrh. nach Chr.



Abb. 282. $\frac{1}{2}$. Westpreußen.
Um 200 nach Chr.



Abb. 279—283. Germanische Fibeln mit Rollentappe.
278—280 mit Sehnenhaken; 281, 282 mit Sehnenhülse; 283 mit Rollenhülse.

westgermanischen die „Sehne“ durch den am Bügelpfopf heraustretenden „Sehnenhaken“ festgehalten wird, während sie bei den ostgermanischen in

ihrer ganzen Länge von einer sie umschließenden Hülse („Sehnenhülse“) verdeckt wird. Diese an der Unterelbe entstandene und dort außerordentlich stark verbreitete Gruppe hatte anfangs noch eine nahe verwandte Spielart bei den Markomannen in Böhmen entwickelt (Textabb. 278), die keine volle Kappe, sondern nur eine Stützplatte für die Spiralrolle besitzt.

Während wir für diese erste Gruppe, die Sibeln mit Rollenkappe, als Vorstufe aus vorrömischer Zeit nur eine ihr doch ziemlich fernstehende Sibelform aus dem keltoillyrischen Ost-Alpengebiet ermitteln können (Textabb. 277), hat eine zweite Gruppe, die sog. Augensibeln, ihre Vorstufen vorrömischer Zeit ausschließlich auf germanischem Boden, ist also schon in diesen Vorstufen eine ausschließlich germanische Erfindung. Solche Vorstufen sind jene brandenburgisch-sächsischen Sibeln der spätesten Latène-Zeit, also des

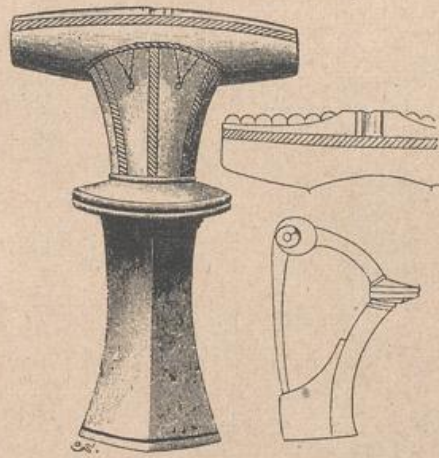


Abb. 283. $\frac{1}{4}$. Ostpreußen. 2. Jahrh.

ersten Jahrhunderts vor Chr., wie Textabb. 284, 285: ihnen fehlt noch der etwa um Chr. Geburt plötzlich auftretende und sogleich über das ganze Germanengebiet verbreitete Sehnenhaken, dessen Vorhandensein oder Fehlen die sog. römische Epoche zeitlich am schärfsten von der vorrömischen oder Latène-Zeit abscheidet. Die eigentliche Frühstufe der Augensibel (Textabb. 286) wurde dann, wie manche andere Charakterform der Kultur der gesamten Elbgermanen (Sweben), von den Markomannen in Böhmen und den angrenzenden ostthüringischen Hermunduren im Saalegebiet geschaffen. Die späteren, aber noch der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts nach Chr. angehörigen Formen der Augensibel (Textabb. 287) sind diejenige Gruppe, die in der außerordentlich rasch sich entwickelnden Folge ihrer einander ablösende Gestaltungen von den in römischem Heere dienenden germanischen Soldtruppen am allerschäufigsten in das römische Rheingebiet gebracht wird. Allein schon vor dem Ende des ersten Jahrhunderts nach Chr. hat die Entwicklung dieser Sibelgruppe bei den Westgermanen sich erschöpft und noch spätere Formen dieses Jahrhunderts (Textabb. 288) erscheinen nur bei den Goten (Gutonen) im ostpreußischen Samland und Natangen, bis die während des zweiten Jahrhunderts geradezu fabrikmäßig hergestellte, auf Massenausfuhr, auch zu den Nachbarstämmen, berechnete Schleuderware der sog. gemeinen Hakensibel (Textabb. 289) den Gipfelpunkt der Entartung und zugleich den notwendigen Abbruch der

ersten Jahrhunderts vor Chr., wie Textabb. 284, 285: ihnen fehlt noch der etwa um Chr. Geburt plötzlich auftretende und sogleich über das ganze Germanengebiet verbreitete Sehnenhaken, dessen Vorhandensein oder Fehlen die sog. römische Epoche zeitlich am schärfsten von der vorrömischen oder Latène-Zeit abscheidet. Die eigentliche Frühstufe der Augensibel (Textabb. 286) wurde dann, wie manche andere Charakterform der Kultur der gesamten Elbgermanen (Sweben), von den Markomannen in Böhmen und den angrenzenden ostthüringischen Hermunduren im Saalegebiet ge-

Sormentwicklung auch für Ostpreußen bedeutet. Ich habe längst die Ansicht ausgesprochen, daß diese Fabrikware der 'Hafenfibel', die längs der Ostseeküste über damals wesentlich ungermanische Länder bis nach Finnland



Abb. 284. $\frac{1}{1}$. Osthavelland, Brandenburg.

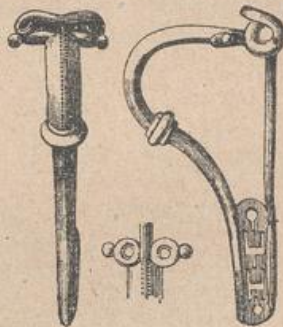


Abb. 285. $\frac{2}{3}$. Kroffen, Brandenburg.

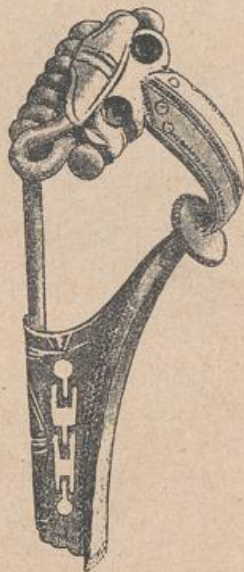


Abb. 286. $\frac{1}{1}$. Píchora, Böhmen.
Um Chr. Geburt.

Spät-Latène-Zeit.

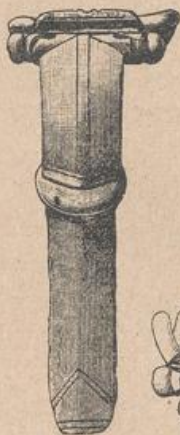


Abb. 287. $\frac{1}{1}$. Gotland, Schweden.
1. Jahrh. nach Chr.

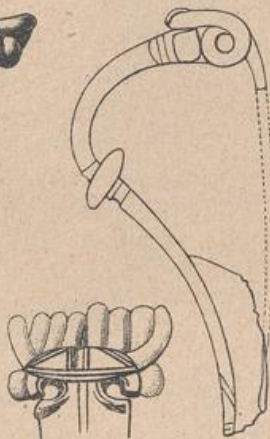


Abb. 284—289.



Abb. 288. $\frac{1}{1}$.
Um 100 nach Chr.



Abb. 289. $\frac{1}{1}$.
2. Jahrh. „Hafenfibel“.



Germanische Augenfibeln.

stark verbreitet wird, nicht von gotischen Arbeitern, sondern von Angehörigen der unter der herrschenden gotischen Oberschicht weiter lebenden ungermanischen Grundbevölkerung des Gotenlandes hergestellt und hauptsächlich an die minder begüterte Volksklasse verkauft wurde. Wie hoch nämlich gerade bei den samländischen Goten das Kunstgewerbe im Allgemeinen stand, beweist neben vielem Anderen die mit dieser entarteten Augensibel (Hakenfibel) gleichzeitige gotische Schöpfung einer besondern Spielart der ostgermanischen Klasse der zuerst beschriebenen Sibelgruppe, derjenigen mit Rollenkappe, wovon die beiden vorher wiedergegebenen Beispiele (Textabb. 281, 282) nicht dem ostpreußischen Goten-Gebiete, sondern dem Gepiden-Gebiete an der unteren Weichsel entnommen waren. Ich meine diejenige Art, bei der die ostgermanische Sehnenhülse mit der Rollenkappe zu einer vollkommenen Rollenhülse verschmolzen und erweitert wird. Nicht so sehr die gotische Erfindung der Rollenhülse, die alles Konstruktive der Sibel dem Auge entzieht, ist hier das Bedeutungsvolle, sondern die bewundernswert geschmackvolle Art und Weise, wie nun der ganz allein auf seine eigene Wirkung angewiesene Bügel in Umriß und Wuchs aufgebaut wird: diese Sibelform (Textabb. 283) mit ihrem feinen Schwung gehört zu den vollendetsten Leistungen der gesamten germanischen Sibelkunst.

Weiter zeige ich einige Silberfibern aus der Gruppe der sog. „kräftig profilierten“: zunächst zwei wesentlich westgermanische Stücke (Textabb. 290, 291), dann ein ostgermanisches (Textabb. 293), alle aus dem ersten Jahrhundert. Das ostgermanische Stück weist statt der zweilappigen Kappe der ersten Gruppe vielmehr eine Stützplatte zur Sicherung der Spiralarolle auf und zeigt, ganz wie bei der ostgermanischen Klasse jener ersten Gruppe, die Neigung, den Sehnenhaken fast zu einer Sehnenhülse zu verbreitern. Von jüngeren Entwicklungen dieser überaus familienreichen Gruppe der „kräftig profilierten“ Fibern sei noch ein westgermanischer Vertreter (Textabb. 292), von Bronze, jedoch mit dem für die germanische Technik dieser Zeit charakteristischen Belag mit fein gestanztem Silberblech, vorgeführt, sowie zwei ostgermanische Stücke, von Bronze, ein gotisches (Textabb. 294) aus dem zweiten Jahrhundert, von überaus reizvoller, zierlicher, fast koketter Feinheit, und ein gepidisches (Textabb. 295) aus der Zeit um 200 n. Chr.

Endlich die späteste Gruppe der rein mitteleuropäisch-germanischen Fibern, die zweigliederigen Armbrustfibern mit hohem, oft geradezu segelartigen Nadelhalter aus dem dritten Jahrhundert: eine westgermanische von Bronze (Textabb. 296) und eine ostgermanische (Textabb. 297) von Silber mit scheibenförmiger Einlage aus Glasfluß am Bügelfuß. „Armbrustfibern“ heißt man diese Gruppe, weil bei ihr die sonst oberhalb des Kopfes laufende Sehne vielmehr unterhalb der Spiralarolle sich befindet und hierdurch die Sibel äußere Ähnlichkeit mit einer Armbrust gewinnt. Und „zweigliederig“ sind diese Fibern, weil Spiralarolle nebst Nadel bei ihnen nicht aus dem

Bügelköpfe unmittelbar herauswachsen, sondern, aus einem eigenen Draht geschmiedet, am Kopfe besonders befestigt werden. Diese letzte Eigenheit unserer Sibelklasse, ihre Zweigliedrigkeit, im Namen besonders hervorzu-



Abb. 290. $\frac{1}{2}$. Prov. Hannover. Silber. Abb. 291. $\frac{1}{2}$. Prov. Hannover. Silber. Westgermanisch. Abb. 292. $\frac{1}{2}$. Prov. Hannover. Bronze, Bügel mit Silberblech belegt (um 200 nach Chr.).

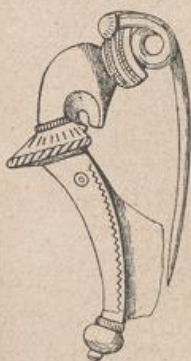


Abb. 293. $\frac{1}{2}$. Seeland. Silber. 1. Jh. n. Chr.

Abb. 294. $\frac{1}{2}$. Samland, Ostpreußen. Bronze; um 100 nach Chr. Ostgermanisch.

Abb. 295. $\frac{1}{2}$. Westpreußen. Bronze (um 200 nach Chr.).

Abb. 290—295. Germanische „stark profilierte“ Sibeln des 1. und 2. Jahrhunderts nach Chr.



Abb. 296. $\frac{1}{2}$. Hannover.

Abb. 297. $\frac{1}{2}$. Bornholm.

Abb. 296, 297. Germanische „zweigliederige Armbrustfibeln mit hohem Nadelhalter“, um 200 nach Chr. 296 westgermanisch; 297 ostgermanisch.

heben, ist auch deswegen geboten, weil es daneben eine allerdings nur kleine Klasse früher Armbrustfibeln gibt, aus dem ersten und zweiten Jahrhundert nach Chr. und von nur westgermanischer Verbreitung, die „eingliedrig“ gebaut sind, d. h. sie sind vollkommen, auch einschließlich der Spiralkolle nebst Nadel, aus einem einzigen Stück hergestellt, in diesem Falle gegossen. Außerdem hat diese kleine Klasse einen breiten bandförmigen Fuß.

Entstanden ist die Armbrustform unserer großen Klasse aus der Vorstufe einer schmalen Latènesfibel (1. Jahrh. vor Chr.) mit kurzer unterer Sehne, also einer Sehne, die nicht oberhalb, sondern dicht unterhalb des Bügelpfeses entlang läuft. Und zwar liegen in beiden Fällen Latènesformen zugrunde, sowohl bei der kleinen Klasse der westgermanischen eingliedrigen Armbrustfibeln des ersten Jahrhunderts, als bei der großen Klasse der sowohl west-, als ostgermanischen zweigliedrigen Armbrustfibeln des dritten Jahrhunderts, bei der zweiten späten Klasse allerdings nicht ohne weiteres, sondern nur mittelbar. Die Vermittelung der latènezeitlichen Armbrustform an die späten zweigliedrigen Armbrustfibeln wird gebracht durch eine um 200 nach Chr. ganz neu auftretende Fibelform, die Fibel mit umgeschlagenem Fuße. Diesen Namen gab ihr Otto Tischler, weil der Draht ihres Fußendes rück- und zugleich aufwärts gebogen, also umgeschlagen wird, um den Nadelhalter zu bilden, und dann den Bügel etwas unterhalb seiner Mitte von unten umschlingt, um sich dort festzuhalten. Diese Form ist aus einer in Eisendraht geschmiedeten Spätlatène-Form entstanden, bei der das Fußende nicht mehr, wie vorher, vorwärts, sondern rückwärts umgelegt und in einen Spalt des Bügels hinein zu einem dreieckigen, seltener rechteckigen rahmenförmigen Nadelhalter verschmiedet wurde. Diese Umformung der Latène-Form zur Fibel mit umgeschlagenem Fuß vollzogen die Basternen. Sie waren, wie oben ausgeführt (S. 147), wahrscheinlich eine Ausscheidung aus den bis dahin noch einheitlich wandilischen Ostgermanen, die schon vor dem gewaltsamen Eindringen der bornholmischen Burgunden in das ostdeutsche Wandiliergebiet im 2. Jahrhundert vor Chr. sich vollzog. Die Basternen zogen damals als die ersten germanischen Siedler die Weichsel aufwärts nach Südrußland und bereiteten den erst um 200 nach Chr. ihnen dorthin nachfolgenden ostpreußischen Goten den Boden. Sie brachten damals die Spätlatène-Fibelform mit geschmiedetem rahmenförmigen Nadelhalter oder vielleicht noch eine Vorstufe dieser Form in ihr Neuland an Dniestr und Dniepr mit, hielten sie, wie auch die alte Schmiedetechnik weit länger fest, als dies die Heimatstämme an der Weichsel taten, und übergaben alles das nur wenig verändert am Ende des zweiten Jahrhunderts nach Chr. den mit erdrückender Übermacht zum Schwarzen Meere übersiedelnden Goten. Mittlerweile war nur die Umgestaltung in der Spätlatène-Fibel eingetreten, daß das Drahtende des dreieckigen Fuß-

rahmens nicht mehr in den Bügel eingeschmiedet, sondern um ihn herumgewickelt wurde.

Gotische Rückströmungen vom Schwarzen Meere her verhalfen dann im Anfang des dritten Jahrhunderts nach Chr. dieser alle bisherigen



Abb. 298. 1/1. Oland (gepidisch).



Abb. 299. 1/1. Ostpreußen (gotisch).



Abb. 298—301. Ostgermanische Fibeln „mit umgeschlagenem Fuße“ und jüngere Abarten; 3. und 4. Jahrhundert nach Chr.



Abb. 300. 1/1. Mecklenburg.



Abb. 301. 1/1. Schlesien.

Überlieferungen der Fibelgestaltung verdrängenden Form auch für die mitteleuropäischen Gebiete zur Alleinherrschaft. Wir werden bald sehen, wie der große gotische Kulturstrom, der zuerst Ostdeutschland befruchtete, später, durch die Auswanderung der Ostgermanen gezwungen, seine Nord-

richtung viel weiter nach Westen zu verlegen, nunmehr den Westgermanen sich zuwandte. Und wir werden auch sehen, daß im Zusammenhang mit dem gotischen Kulturstrom nicht nur eine Neugeburt der germanischen Latène-Sibel sich vollzog, sondern daß im dritten Jahrhundert nach Chr. auch auf anderen Gebieten, besonders der Waffenschmiedekunst, die altgermanischen Stilformen der ausgehenden vorrömischen Zeit, d. h. der Latène-Zeit, in Ostdeutschland von neuem herrschend wurden.

In eingliederiger Form mit oberer Sehne kam die ehemalige Latène-Sibel, jetzige Sibel mit umgeschlagenem Fuß, zuerst zu den Wandalen nach Schlesien und den im ostpreußischen Samlande und Nantangen zurückgebliebenen Teilen der Goten; von den Gepiden an der untersten Weichsel aber wird sie nur in der Form der zweigliederigen Arm-

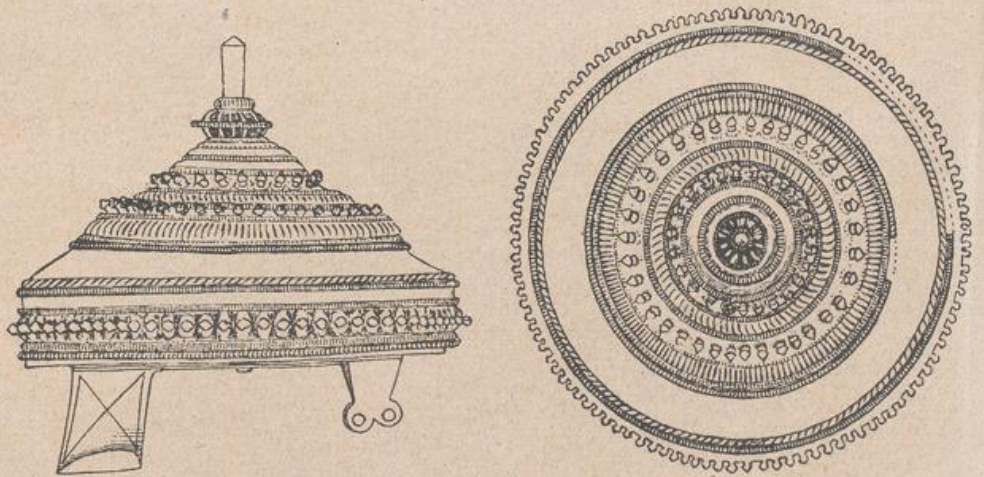
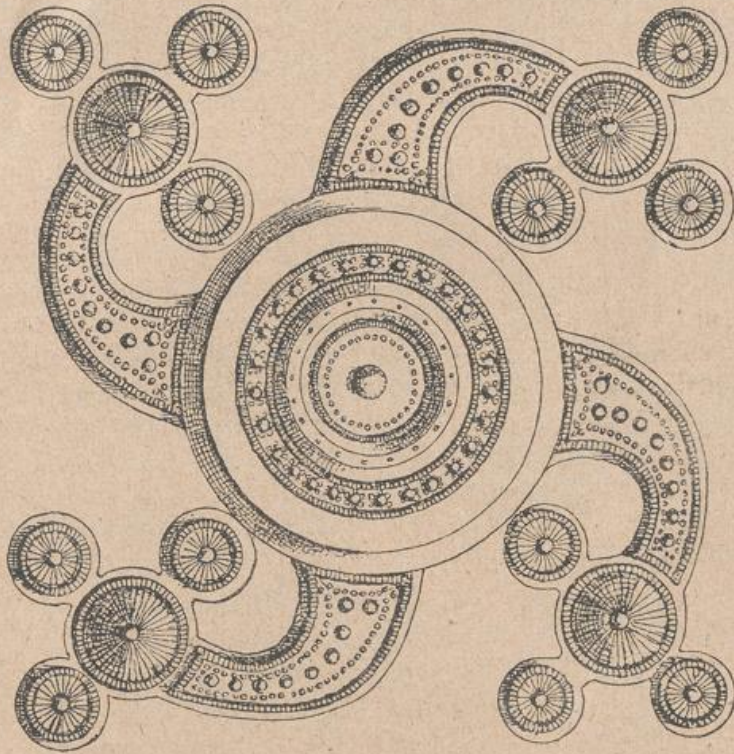


Abb. 302 a, b. $\frac{1}{2}$. Dienstädt, Thüringen. (Eichhorn: *Jchr. f. Ethn.* 1908.)

brustfibel mit unterer Sehne angenommen, weiterentwickelt und auch nach Schweden übertragen (Textabb. 298). Von dieser gepidischen Gestaltung der Sibel mit umgeschlagenem Fuß ist die zweigliederige Armbrustform auf jene vorher beschriebene letzte Gruppe der alteinheimisch entwickelten norddeutschen Sibelformen, die mit hohem Nadelhalter, übergegangen. Im übrigen sterben die Gruppen des zweiten Jahrhunderts nach Chr. ohne Nachwuchs aus, und es herrschen von nun an ausschließlich die Sibel mit umgeschlagenem Fuß, zunächst noch als rein ostgermanische Schöpfungen, wie die ostpreußische (gotische) Silberfibel Textabb. 299. An diesem Stück ist die überreiche gotische „Ringgarnitur“ aus Perldraht, deren leise Anfänge man schon bei der „kräftig profilierten“ Sibel in Textabb. 295 erkennt, noch in maßvoller Weise angewandt worden, so daß der Bügel des Schmuckstückes damit noch nicht überladen erscheint. Ost-

X

germanisch ist auch die ihres doppelten Scheibenbelags (vgl. Textabb. 297) leider verlustig gegangene Bronzefibel Textabb. 300. Bereits ins vierte Jahrhundert hinüber reicht der letzte Vertreter dieser Gruppe, die in reichster Siligrantetechnik ausgeführte prächtige Goldfibel aus einem der Königsgräber von Sacrau unweit Breslau (Textabb. 301), ein Typus, aus dem sich die in zahlreichsten Abarten auftretenden germanischen Fibeln der nächsten Jahrhunderte insgesamt herleiten.



E

Abb. 303. $\frac{1}{2}$. Håven, Mecklenburg. Silber.

Alle diese germanischen Fibeln gehen in ihrem letzten, tiefsten Grunde auf Formen zurück, die längst vor der Römerzeit in Mitteleuropa fest geprägt waren. Nur in Deutschland und Skandinavien, also nur auf germanischem Gebiet sind sie verbreitet, nach außerhalb nur durch wandernde Germanen gebracht, meist Soldaten in römischen Diensten. Ja, es ließ sich sogar nachweisen, daß manche nur auf provinzialrömischem Gebiet verbreiteten Fibelformen einen entschiedenen Einfluß durch germanische Fibeln erfahren haben und daß für die verbreitetste aller italisch-römischen Fibeln der späten Kaiserzeit, die Kreuzfibel, gerade ein germanisches Muster, nämlich die Fibel mit umgeschlagenem Fuße, als Vorstufe der Fortbildung gedient hat.

Um indes nichts zu verschweigen und nach beiden Seiten hin gerecht zu sein, will ich nicht unerwähnt lassen, daß eine provinzialrömische Sibelform auch von den Germanen, wengleich selten genug, getragen wurde, nicht ohne daß die Germanen sie alsbald nachbildeten und in ihrem Geschmack umgestalteten: es sind die Scheibensibeln, zu denen man im weiteren Sinne auch die Hakenkreuzsibeln rechnen kann. Man sehe nur, was aus den kleinen und unbedeutenden Sibeln, die in den römischen Niederlassungen am Rhein so oft angetroffen werden, in der Hand der Germanen geworden ist: wahre Prachtstücke vornehmsten Schmuckes. So die in feiner gekörnter Arbeitsweise ausgeführte silberne Scheibensibel aus Dienstedt im ostthüringischen Saalegebiet (Textabb. 302a, b) und die silberne Hakenkreuzsibel aus dem westlichen Mecklenburg (Textabb. 303), beide aus weiblichen Skelettgräbern.

Wenn Gruppen vielgebrauchter Gebrauchsgeräte oder Schmuckstücke aus Metall eine von ausländischen, stammfremden Zuströmungen ungestörte, durchaus bodenständige, rein stammhafte Entwicklung durchmachen, wie das bei den germanischen Sibeln der gesamten Kaiserzeit als tatsächlich nachgewiesen worden ist, so kann man ohne weiteres annehmen, daß jede dieser Gruppen in sich eine streng typologische Fortbildung zeigen wird. Dies ist bei den germanischen Sibeln unserer Zeit genau so der Fall, wie es bei den Sicherheitsnadeln und übrigens auch bei allen andern Gerätarten der germanischen Bronzezeit der Fall war.

Ebenso werden aber auch alle Gruppen kaiserzeitlicher Sibeln durch gewisse durchgehende Entwicklungsmerkmale gekennzeichnet. Legen wir für diese vergleichende Betrachtung die drei Hauptgruppen zugrunde, die Sibeln mit Spiralrollen-Kappe, die Augensibeln und die stark profilierten, so zeigt sich, daß alle Sibeln des beginnenden ersten Jahrhunderts nach Chr. einen um die Mitte des Bügels rund herumlaufenden Wulst haben, der eine völlig kreisförmige und zu Anfang noch dreigeteilte Scheibe ist (Textabb. 277, 281, 284, 285, auch noch 291; 305). Diese runde Scheibe ist nur ein rein ornamental gewordenes Überbleibsel des dicken durchaus kugelrunden Wulstes der Sibeln aus dem zweiten und teilweise sogar noch aus dem ersten vorrömischen Jahrhundert; diese Kugel war damals aber ein für den Bau der Sibel unentbehrlicher, also „organischer“ Bestandteil. Die aus der Kugel entstandene dünne Scheibe des ersten frührömischen Jahrhunderts (Textabb. 304; 278, 279, 286, 287, 290) wird sehr bald auf der Oberseite des Sibelbügels stärker gerundet, als auf der Unterseite (Textabb. 281, 293) und verschwindet auf der Unterseite dann vollständig (Textabb. 306a—c, 283, 294). Dafür ladet gegen Ende des zweiten Jahrhunderts der nun zu einem bloß oberseitigen Kamm gewordene Scheibenwulst seitwärts nach rechts und links immer weiter über die Breite des Bügels hinweg aus (Text-

abb. 280) oder wird leistenartig dick (Textabb. 282, 288, 289), um anderwärts auch ganz zu verschwinden (Textabb. 292, 295, 296, 297).

In gleicher Weise schreitet die Entwicklung des Fußes der Sibel fort. Anfangs rechteckig rahmenförmig (Textabb. 284), dies noch vorrömisch, wird der Nadelhalter zunächst durch eine stufenförmige Einfügung mehr und mehr gefüllt (Textabb. 277—279, 285, 286), um bald nur noch durch zeichnerische Wiedergabe der Stufenfüllung auf dem schon ganz zugewachsenen Rahmen (Textabb. 304) oder durch ein einziges Löchelchen darin (Textabb. 305) an die ältere offene Gestalt zu erinnern. Anfangs reicht der Nadelhalter wie bei seinen Vorstufen aus der späten Latène-Zeit am Bügel schräge noch weit

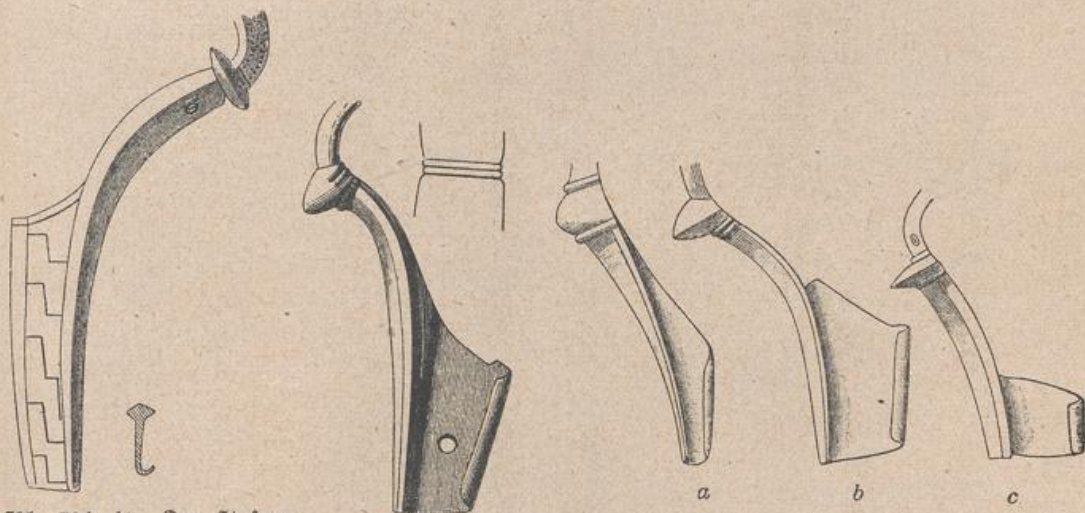


Abb. 304. $\frac{1}{1}$. Das Stufenmuster ist nur noch eingerißt.

Abb. 305. $\frac{1}{1}$.

Abb. 306a—c. $\frac{1}{1}$.

Abb. 304—306. Entwicklung des Sibelfußes und des Mittelstammes vom Beginn des 1. Jahrh. nach Chr. bis ans Ende des 2. Jahrh. (nach Almgren).

hinauf (Textabb. 277, 286, 287, 293, 304), später zieht er sich allmählich immer tiefer abwärts zusammen (Textabb. 305, 306a—c), um gegen 200 nach Chr. bei einer besonderen Sibel-Gruppe die verloren gegangene Länge durch eine um so bedeutendere Höhe zu ersetzen (Textabb. 296, 297).

Ganz neue Reihen typologischer Art treten mit dem Aufkommen der Sibel mit umgeschlagenem Fuß ein.

Sind das alles, wenn auch durchgehende Erscheinungen, so doch immer nur Änderungen an einzelnen auffälligen Stellen unseres Schmuckstückes, so kann man auch allgemeinere Stilrichtungen für kürzere Perioden von 50—75 Jahren feststellen, die jenen Einzelercheinungen zugrunde liegen und naturgemäß nicht bloß für die Sibelformen, sondern für die gesamte germanische Kleinkunst in Metall Geltung haben.

Während in der vorrömischen Eisenzeit des letzten Jahrhunderts oder der letzten beiden Jahrhunderte vor Chr. die Sibeln in einem Zuge dünn-
drahtig geschmiedet sind (Textabb. 277, 284, 285) oder beim Zusammen-
schluß verschieden profilierter Teile diese Teile rein nach ihrem Bau unver-
mittelt aneinander reihen, so wird in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts
nach Chr. eine engere Vereinigung dieser verschiedenen Teile angestrebt,
ohne jedoch den natürlichen Gegensatz der gedrungenen und der gestreckten
Teile aufzuheben; gleichzeitig werden die dünnen Teile dicker, die bandförmigen
noch breiter (Textabb. 278, 279, 286, 287, 290, 293). Der tiefere Grund
dieser Stiländerung ist die germanische Neigung vom drahtförmigen Schmieden
ab- und zum breiten Bronzeuß überzugehen, eine Neigung, die wir in den
verschiedensten Perioden, in der jüngeren Bronzezeit wie in der spätrömischen
Kaiserzeit (3. Jahrhundert nach Chr.) wiederfinden. — Gegen Schluß
des ersten Jahrhunderts geht die Neigung, dem nackten Aufbau mehr Körper,
mehr Fleischfülle zu geben, noch weiter. Es stellt sich eine geschmückte
Oberseite und eine vernachlässigte Unterseite an dem immer breiter verflachen-
den Sibelbügel ein (Textabb. 281, 288, 291, 295) und so schwindet jetzt der
bisher noch festgehaltene Gegensatz zwischen gedrungenen und gestreckten
Teilen, es schwindet die kräftige Profilierung. — Noch weiter entwickelt
ist diese Verflachung und das Betonen der Schauseite der Sibel um die Mitte
des zweiten Jahrhunderts (Textabb. 283, 289). — Und um die Wende des
zweiten Jahrhunderts zum dritten hin hat der erschlaffende Zug, der sich
in immer breiterer Verflachung gefällt, seinen Höhepunkt erreicht; auf den
durch die Verbreiterung gewonnenen freien Flächen stellen sich nun neue Arten
der Verzierung ein, wie die mit Spitzentkreis versehenen Winkel (Textabb. 282),
Perlschnurreihen (Textabb. 295) oder anderes (Textabb. 280, 292).

Damit schließt das Zeitalter der behaglichen Breite und es beginnt
mit dem Übertritt der Sibel mit umgeschlagenem Fuße aus dem gotischen
Südrußland nach Mitteleuropa im 3. Jahrhundert wiederum der alte streng
konstruktive Schmiedestil der Latène-Zeit, ohne daß jedoch der Bronzeuß
nun verschwindet. Das ganze Gerät soll wieder in einem Zuge, nur durch
Biegen und Umwickeln, entstehen oder, soweit der Bügel gegossen ist, ent-
standen zu sein scheinen (Textabb. 298, 299). Und denselben Charakter
zeigen die Armbrustsibel mit hohem Nadelhalter (Textabb. 296, 297).

Um 300 herum sehen wir die Entwicklung den gewohnten germanischen
Weg von neuem einschlagen, d. h. es tritt wieder der Umschwung zu überhand-
nehmendem Bronzeuß mit seinen breiteren Flächen an Stelle des Schmiede-
charakters, doch so, daß die Umwicklungsmotive des Drahtschmiedens sich in die
Form reichen Siligrantringschmuckes umsetzen. Dazu kommt eine plattenartige
Ausbildung des Kopfes wie des Fußes, der sich ein scheibenförmiger Aufsatz
mit Glasflußeinlage gesellen kann; in Skandinavien ist vorwiegend die Bügel-
scheibe, in Norddeutschland die Fußscheibe beliebt, doch tritt auch beides ver-

eint auf (Textabb. 300). Nimmt man noch den reichen Besatz des Kopfes mit Knöpfen, sowie die konstruktiv wertlose und nur rein schmückende Verdoppelung oder Verdreifachung der Spiralkrolle hinzu, so hat man alle Bestandteile beisammen, deren ebenso reiche, als vornehm geschmackvolle Verbindung in den goldenen Prachtstücken der Sacrauer Königsgräber zu so unvergleichlich schöner Wirkung gelangt (Textabb. 301).

Von dem sonstigen mannigfachen Schmuck aus Edelmetall, den germanischer Geschmack für germanische Frauen der römischen Kaiserzeit



Abb. 307. $\frac{1}{1}$. Silberner Halsband-Schließhaken. Prov. Posen.



Abb. 308. $\frac{1}{1}$. Goldene Halsbandperle. Prov. Posen.



Abb. 309. $\frac{1}{1}$. Goldberloß. Westpreußen.

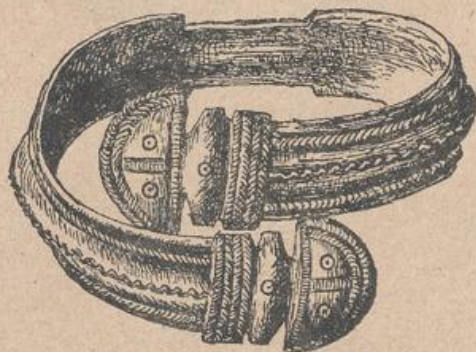


Abb. 310. $\frac{4}{6}$. Schildarmband, Bronze. Westpreußen.

erdacht und geschaffen hat, zeige ich nur noch ein paar Gruppen, deren Abbildungen mir gerade zur Verfügung sind. So einen der in der langlebigen S-Form gebogenen Schließhaken für silberne oder goldene Halsketten (Textabb. 307). Die Ketten selbst bestanden zuweilen aus aneinandergereihten hohlen filigrangeschmückten Gold- oder Silberperlen (Textabb. 308) und von ihrer Mitte hing ein ähnlich verziertes birnförmiges Goldberloß auf die Brust herab (Textabb. 309). Solcher Zierat wurde Mode im zweiten Jahrhundert nach Chr., an dessen Ende bei den gepidischen Stämmen an der unteren Weichsel auch der prächtige Typus der sogenannten Schildarmbänder sich entwickelte. Ungemein häufig erscheint dort dieser Schmuck, teils aus Bronze

gearbeitet, wie das Urstück zu Textabb. 310, teils aus Silber, wie das Fundstück eines kürzlich aufgedeckten Frauengrabes aus der Graudenzter Gegend (Abb. 311, Taf. XXV), worin sich noch ein Silberarmband anderer Form befand und ein prächtiger halbmondförmiger Goldanhänger mit zierlichster Filigranarbeit, ähnlich den späteren Stücken aus einem der Saftrauer Königsgräber (Abb. 312, 313, Taf. XXV).

Nicht minder prächtig sind die um 200 nach Chr. unter dem Einfluß des südrussisch-gotischen Kulturstromes bei den Ostgermanen aufkommenden

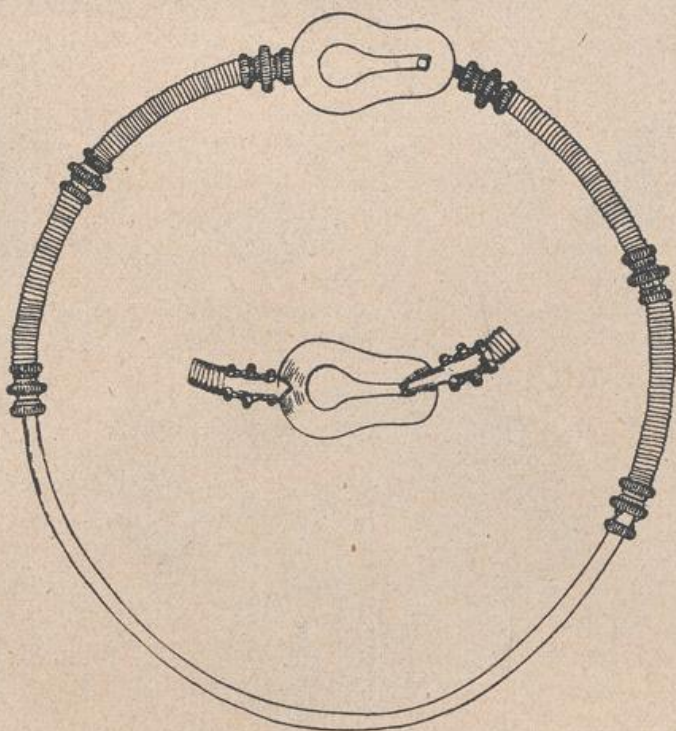


Abb. 314. $\frac{1}{2}$. Dienststedt, Thüringen; Silb. u. Gold. (Eichhorn: Zschr. f. Ethn. 1908.)

silbernen und goldenen Halsringe. Der Verschluss wird hier ganz in der Weise der Sibel mit umgeschlagenem Fuß durch rückwärts gerichtete Umwicklung der Drahtenden bewerkstelligt. Zuerst noch einfach gehalten, werden sie bald reich und reicher und treten in ihrer spätesten üppigsten Ausgestaltung, bei der die Drahtumwicklungen nur noch ornamentale Bedeutung haben, auch in das westgermanische Gebiet über. Ich führe hier ein silbernes Stück dieser Art aus dem oben (Textabb. 302) genannten Grabe von Dienststedt in Thüringen vor, also aus westgermanischem Gebiete (Textabb. 314). Die quergekerbten, in Gruppen zu je dreien angeordneten Ringwulste aus Silber, welche die Silberdrahtumwicklung der Enden sowohl

begrenzen als auch gliedern, haben als Untergrund, von dem sie sich auffallender abheben sollen, eine Lage von Goldblech erhalten, über die sie auf den Ring aufgeschoben sind.

Waren dies durchweg ostgermanische Schmucktypen, so zeigt uns Abb. 315 (Taf. XXV) einen westgermanischen Silberarmring aus dem Beginn des 3. Jahrhunderts. Seine Enden laufen, ähnlich wie es bei den gotischen Schildarmbändern geschieht, in einen von oben gesehenen Tierkopf aus, aber dieser Tierkopf zeigt eine gewollte natürliche Bildung, jener gotische eine ungewollte. Ich nenne ihn den „hannoverschen“ Tierkopf. Denn er wird fast nur in Hannover angetroffen und lebt dort und weiter nördlich noch

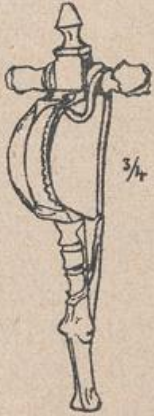


Abb. 316.

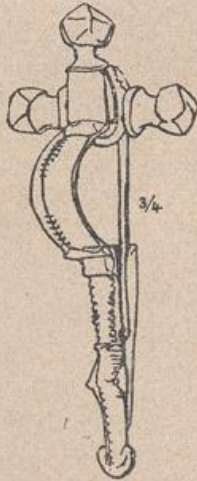


Abb. 317.

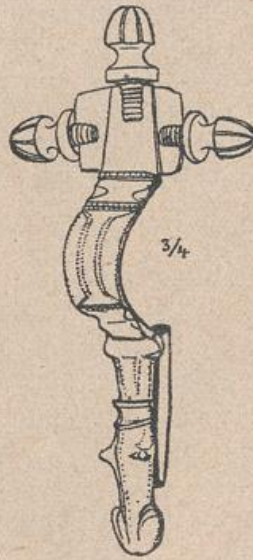


Abb. 318.

Englische Sibeln aus Borgstedt, Kr. Rendsburg, Schleswig; Mitte bis Ende des 4. Jahrh. nach Chr. (hannoverscher Tierkopf).

lange fort, nachdem es ihm gegen Mitte des 4. Jahrhunderts gelungen war, sich auf dem Bügelfuß einer der wichtigsten und verbreitetsten Sibeln Nordwestdeutschlands, insonderheit Schleswig-Holsteins, der sog. Nydam-Sibel, einzunisten (Textabb. 316—318), einer Schöpfung des Angelnstammes.

Die Nydam-Sibel, auch kreuzförmige Sibel genannt, hat sich, wie alle germanischen Sibeln der Völkerwanderungszeit, aus der Sibel mit umgeschlagenem Fuß entwickelt, indem der Nadelhalter zu einer Scheide wurde, am Kopfe eine rechteckige Platte sich bildete, die ebenso wie die beiden Enden des Achsenstabs, der die Spiralrolle trug, mit Knöpfen besetzt wurde. Während Textabb. 316 und 317 die früheste Form dieser Sibelgruppe veranschaulichen, bietet Textabb. 318 eine etwas vorgeschrittene Gestalt: hier

ist die rechteckige Kopfplatte stark verbreitert worden und darum mußten die beiden Achsenknöpfe von der hinteren Rolle entfernt und mittels zylindrischer gespaltener Zapfenfortsätze an den Seitenrändern der Kopfplatte befestigt werden. Auch ist der Hals des Tierkopfs hier bereits weiter nach oben gerückt. Die kreuzförmige Tierkopffibel hat in Schleswig-Holstein eine zweihundertjährige Entwicklung durchgemacht (300—500), und ihre Ableger in Norwegen und England, die dort seit 350 auftauchen, lebten in diesen Kolonialgebieten noch im 6. Jahrhundert weiter.

Diese Fibel ist vor allem darum so wichtig, weil sie das Heimatgebiet jener Sachsen und Angeln genau bezeichnet, die England und zwar hauptsächlich das England nördlich der Themse erobert haben. Das südlichste England dagegen, soweit es südlich der Themse liegt, also vor allem Kent, wurde durch die schon seit dem 2. Jahrhundert nach Chr. aus Jütland an die nordfränkische Küste Belgiens und Frankreichs übergesiedelten Jüten besiedelt. Diese Jüten, die genau wie Angeln und Sachsen ein westgermanischer, nicht etwa ein skandinavischer (dänischer) Stamm waren, brachten aus diesen ihren neueren Sitzen am Ärmelkanal naturgemäß eine ganz andere Kultur nach England, als jene Angeln und nordalbingischen Sachsen aus Schleswig-Holstein und die westalbingischen Sachsen aus dem hannoversch-oldenburgischen Küstenstrich. Darum herrschte während und nach der germanischen Eroberung Englands im südlichsten Strich dieses Landes die mit der rheinfränkischen und alemannisch-bairischen Kultur sehr nahe verwandte nordfränkische Kultur, in Mittelengland aber bei den Sachsen von Wessex, Essex, Suffex und nördlich davon bei den Angeln die Kultur des Elbmündengebietes. Und in dieser letztgenannten Kultur ist jene mit dem Tierkopf am Fuß versehene Nydam-Fibel eine Charaktererscheinung.

So zeigt uns die Archäologie nicht nur die Heimat der ersten germanischen Siedeler Englands, sondern auch den Weg, auf dem sie aus ihrer Heimat nach England gelangt und welche besondere Gebiete sie dort gewonnen haben. Und noch mehr: indem die archäologische Forschung auch den Zeitpunkt für diese Verbindungen Englands mit Nordwestdeutschland ganz genau angeben kann, stellt es sich heraus, daß abgesehen von geringeren Vorläufern der Bewegung die eigentliche starke Überwanderung der Angelsachsen mindestens ein Jahrhundert lang, 350—450, gedauert hat. Wenn die Geschichte diese Überwanderung in das Schlußjahr dieser Epoche setzt, so ist das so zu verstehen, daß erst um die Mitte des fünften Jahrhunderts die Königsgeschlechter der verschiedenen sächsischen Teilstämme, endlich fortgerissen von dem allgemeinen Abstrom, der die festländischen Sachsengebiete entvölkerte, auch hinüberzugehen sich gezwungen sahen, weil ihnen der Boden unter den Füßen zu schwinden begann. Das altenglische Königsgeschlecht entschloß sich als letztes sogar erst um 575 zu dem Zuge über die Nordsee nach Mercien.

Die Archäologie vermag so allein eine richtige und bis ins Einzelne genaue Lösung des großen Problems zu geben, das die Auflösung des ingwäonischen Stammes auf dem Festlande, mit Ausnahme des Friesenstammes, bedeutet, während geschichtliche und sagengeschichtliche Quellen hier erst einsetzen, sobald größere Herrschaftsgründungen im Neulande beginnen. Nach dem Eingeständnis des besten Kenners dieser Dinge, den es je gegeben hat, nämlich Karl Müllenhoffs (s. auch S. 97), versagen aber jene genannten Quellen vollkommen, wenn es sich um das enge mit jenem Problem verbundene andere Problem handelt, die Bildung des festländischen Stammes der Altsachsen. Dieser geschichtlich und sprachgeschichtlich völlig dunkle Vorgang konnte allein auf dem von mir angebahnten siedlungsarchäologischen Wege zur Aufhellung gebracht werden. Es ist das Verdienst eines meiner Schüler gewesen, neuerdings diese schwierige Frage in so eingehender Weise beantwortet zu haben, wie es das heutige archäologische Material zuläßt.

Zu diesem weiten Ausblick auf die Anfänge des heutigen England veranlaßte uns der hannoversche Tierkopf. Ein ganz anderer Tierkopf war derjenige, der in Holz geschnitten zwar schon im 3. Jahrhundert nachweisbar ist, aber auf den Fuß der Sibeln in ganz Germanien, das hieß damals soviel wie fast in ganz Europa, erst im 5. Jahrhundert übernommen wurde, also zu einer Zeit da der hannoversche Tierkopf schon arg entartet war. Bei dem Urtypus des hannoverschen Tierkopfs sind die beiden gekreuzten Linien oder, wenn man will, die beiden Winkel charakteristisch, die die beiden Augen umschließen; bei dem späten gemein-germanischen Tierkopf der Völkerwanderungszeit, wie ihn eine ölandische Silberfibel in großer Reinheit zeigt (Textabb. 319), sehen wir, wie die hintere Augeneinfassung sich bis an die untere Spitze des Kopfes verlängert und zwischen Augen und Nasenflügeln, meist bis an diese heran, einige Querbänder laufen. Das ist der Tierkopf, der dem sog. Stil I der germanischen Tierornamentik sein Zeichen gibt, also bis um 600 nach Chr. herrschend bleibt.



Abb. 319. ²/₃. Öland; Silber; 5. Jahrhundert (gemeinermanischer Tierkopf).

Der hannöversche Tierkopf lebt aber nicht nur an den nordalbingisch-englischen Fibeln vom Nydamtypus oder den „kreuzförmigen“ Fibeln weiter, sondern wandert auch nach Schweden, um dort nach seiner altgewohnten westgermanischen Weise wiederum auf den Enden von „Schlangenkopf“-Armbändern sich niederzulassen. In Schweden wird als Edelmetall für den feineren Frauenschmuck meist nicht Silber verwendet wie bei den West- und Ostgermanen Norddeutschlands, sondern Gold. So ist es bei den ostgermanischen Halsringen vom Typus des Dienstedter (Textabb. 314), soweit wir sie in Schweden antreffen, und so auch bei dem Typus der schwedischen Schlangenkopf-Armbänder, die sich nicht an die ostgermanischen Schildarmbänder (Textabb. 310), sondern an die westgermanischen Tierkopfarmbänder (Abb. 315, Taf. XXV) anschließen.

Die allmähliche Fortbildung dieses schwedischen Typus zeigen Textabb. 320—325. Von den beiden Winkelwülsten um die Augen, die der westgermanische Typus aufweist, gibt der schwedische den vor den Augen gelegenen sofort auf (Textabb. 320), bald auch die hinter dem Kopf befindliche halsartige Einschnürung (Textabb. 321). Dagegen werden die Querwülste an der Nasenspitze beibehalten und alsbald in einen Kugelwulst umgewandelt, der erst ganz am Schluß der Entwicklung aufgegeben wird (Textabb. 325), als vom Tierkopf selbst der letzte Rest, die Augentreiße (Textabb. 323), längst verschwunden war. Abseits von der gradlinigen typologischen Entwicklung steht das in Textabb. 326 wiedergegebene Stück, denn bei ihm ist nicht nur die Halseinschnürung, die wir in Textabb. 320 noch sehen, sondern auch die Wulstbildung an der Schnauze aufgegeben, so daß es hier zu einer Entwicklung der Schnauzentugel nicht kommen konnte. Ein goldenes Exemplar der vorletzten Stufe, also wie Textabb. 324, ist bis nach Thüringen verschlagen worden (Abb. 327, Taf. XXV). Dies Stück ist eines der vielen Beispiele für eine bisher noch nicht bemerkte, aber durch die Funde bezeugte Tatsache, daß nämlich seit der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts das mehr oder weniger entleerte Gebiet der Ostgermanen vielfach von kleinen Trupps von Scandinaviern durchzogen und besiedelt worden ist.

Es sei in diesem Zusammenhange auch auf die richtige Beobachtung Erich Blumes, des zu früh dahingerafftten trefflichen Kenners ostgermanischer Kultur der Kaiserzeit, hingewiesen, wonach wir in den berühmten Königsgräbern von Sackrau bei Breslau aus der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts (s. oben S. 161) keine Hinterlassenschaft der Wandalen zu sehen haben, die damals bereits südwärts über die Karpaten gestiegen waren, sondern eine solche von der Art der hinterpommerschen Skelettgräber, die durchweg eine sehr reiche Ausstattung an Schmuck aufweisen, aber keinerlei Waffenbeigabe enthalten. Es liegt somit ein gotischer, wohl gepidischer Charakter in diesen Gräbern; ich möchte sie den Rugiern zuschreiben, die ja um diese Zeit, nachdem die Burgunden durch die auswandernden

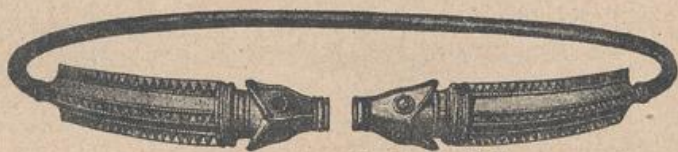


Abb. 320. $\frac{1}{2}$. Finnland. Gold.



Abb. 321. $\frac{1}{2}$. Öland, Schweden. Gold.

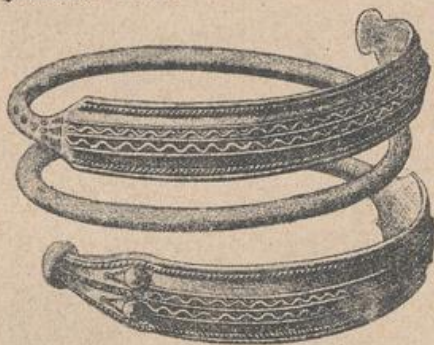


Abb. 322. $\frac{1}{2}$. Seeland. Gold.



Abb. 323. $\frac{1}{2}$. Uppland, Schweden. Gold.



Abb. 324. $\frac{1}{2}$. Skonen, Schweden. Gold.



Abb. 325. $\frac{1}{2}$. Finnland. Bronze.



Abb. 326. $\frac{1}{2}$. Öland, Schweden. Gold.

Abb. 320—326. Schlangentopfarmbänder vom schwedischen Typus; 3.—4. Jahrh. nach Chr.

Gepiden aufgestört und schließlich ganz nach dem Rhein gezogen waren, aus ihrer hinterpommerschen Heimat südwärts durch das fast völlig entleerte ostgermanische Land auf dem Wege der Wandalen vorrücken, um dann, nach dem schließlich Abzuge der Wandalen an den Rhein um 400, ihrerseits deren Sitze in Nordungarn einzunehmen.

Von sonstigem Schmuck führe ich nur noch zwei Beispiele von Schnallen vor. Auch dieser Gürtelteil, der zu Beginn der Kaiserzeit die Ringschließe

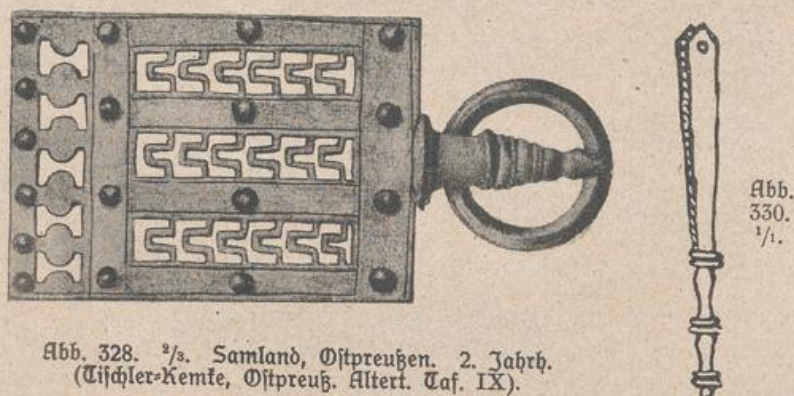


Abb. 328. $\frac{2}{3}$ s. Samland, Ostpreußen. 2. Jahrh.
(Tischler-Kempe, Ostpreuß. Altert. Taf. IX).

Abb.
330.
 $\frac{1}{2}$ i.

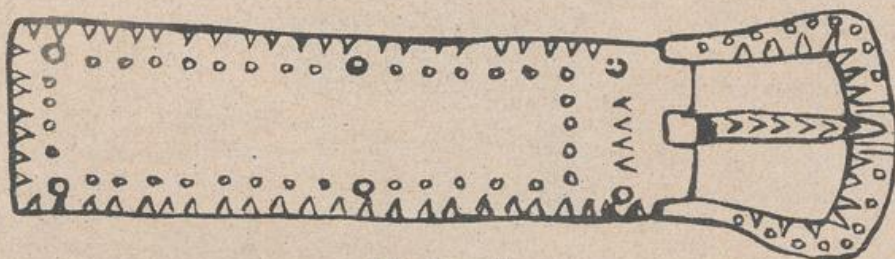


Abb. 329. $\frac{1}{2}$ i.

Abb. 329. 330. Lünow, Kr. Westhavelland, Prov. Brandenburg. Skelettgrab (Stimming: Mannus IV, Taf. XLIV); vgl. Textabb. 386.

Abb. 328—330. Bronze-Gürtelteile des 2. Jahrh. nach Chr.

und den Gürtelhaken der Latène-Zeit verdrängt, macht eine sehr reiche Entwicklung durch, obwohl wirkliche Prunkstücke erst seit dem Einsetzen des gotischen Kulturstroms, also im 3. Jahrhundert aufkommen. Doch können sich auch einfache, aber saubere Bronzeexemplare des 2. Jahrhunderts, wie die gotische aus dem Samlande, Textabb. 328, oder die swebisch-sennonische, also westgermanische, aus dem Havellande, Textabb. 329, immerhin sehen lassen. Charakteristisch ist für das 1. Jahrhundert im allgemeinen die Kreisform, für das 1.—2. Jahrhundert die Halbkreisform (Textabb. 385, Nr. f, Abb. 388, Taf. XXXII), für das 2.—4. Jahrhundert die ovale oder rechteckige

Form (Textabb. 329, 385, Nr. 3c, g). Das gegenüberliegende, durch die Schnalle zu ziehende lederne Gürtelende, das von der Schnalle vorne herabhängt, wurde an seinem Ende dünn zugeschnitten und in ein bronzenes Schlußstück, die Riemenzunge, eingezwängt (Textabb. 330).

Und in der frühen Eisenzeit haben wir auch Anlaß, mit der Keramik unserer Vorfahren zufrieden zu sein, also auf einem Kunstgebiet, auf dem gerade die Germanen, vom Ende der Steinzeit her, nichts Erhebliches geleistet hatten im Verhältnis zu ihren benachbarten nordindogermanischen Völkern, den Illyriern und auch den Kelten, wie wir schon in dem Kapitel Bronzezeit erfahren haben (S. 51f.). Was die Germanen in der allerfrühesten Eisenzeit in Keramik schufen, zeigt bei den Westgermanen, die hier Jahrhunderte lang in die illyrische Schule gegangen waren, schon selbständige Züge, auch abgesehen von den oben erwähnten Hausurnen des sächsisch-anhaltischen Gebietes im Osten des Harzes. Die Formen der Gefäße sind kräftig, dabei nicht ungeschön, während an der Keramik der Ostgermanen, wo die Gesichtsurne (Textabb. 268) in ihrer unendlichen Wiederholung und ihrer zugleich unererschöpflichen Abwandlung eine Hauptrolle spielt, eine gewisse urwüchsige, massige gesunde Verbheit, die freilich keineswegs der Schönheit entbehrt, nicht zu verkennen ist.

Zu wirklicher Höhe stieg die germanische Keramik indes in den letzten Jahrhunderten vor Chr. Freilich bestand diese Blüte auch nicht bei allen Germanen, sondern nur bei denjenigen swebischen Auswandererstämmen, die noch in vorrömischer Zeit von der Mittelalbe westwärts über Thüringen, Hessen-Nassau nach dem rheinischen Hessen vordrangen. Auf diesem ganzen Striche finden sich nämlich in den letzten Jahrhunderten vor Chr. in Gräbern, wie in Ansiedelungen feintonige, dünnwandige, hartgebrannte Gefäße von guter Scheibenarbeit, schön in der Form ihres Aufbaues, am Oberteil gegliedert durch flach gewölbte, breite Wülste, die durch Furchen oder durch ganz schmale Wülste voneinander geschieden sind, sonst aber meist ohne jeden anderen Schmuck als den teils scharfen, teils matten Glanz der tiefschwarzen Farbe (Abb. 331—337, Taf. XXVI). Verzierungen ornamentaler Art sind höchstens in der Weise hergestellt worden, daß glänzend polierte Linien aus dem matten Grunde sich abheben. Zu dieser vorgeschrittenen Keramik sind die Sweben offenkundig unter feltischem Einfluß gelangt.

Die meisten Fundstätten dieser Art bieten einerseits die Gegenden um die Mainmündung (Abb. 331, Taf. XXVI), anderseits Thüringen, von Salzungen, Eisenach und Mühlhausen (Abb. 332, Taf. XXVI) bis nach Halle und Leipzig (Textabb. 333, 334), und nach einer großen Unterbrechung erst wieder die Mitte des Königreichs Sachsen, wo sie an der Elbe, von Dresden bis Bodenbach, ihren östlichsten Punkt erreichen. Nordwärts des Breitengrades von Halle

kommen diese gedrehten Latènegefäße nur noch spärlich vor, so zu Torgau a. d. Elbe (Abb. 335, Taf. XXVI); doch erscheinen vereinzelt Stücke sogar noch östlich der Elbe, wie in den Kreisen Zerbst in Anhalt (Abb. 336, Taf. XXVI), Jerichow I in der Prov. Sachsen, Teltow in der Prov. Brandenburg. Der nördlichste von mir entdeckte Ausläufer liegt in Wagenitz, Kr. Westhavelland, von woher ein schönes Gefäßchen unserer Art in Privatbesitz sich befindet (Abb. 337, Taf. XXVI).

Neben diesen Gefäßen gehen im westgermanischen Elbgebiet, wie im ostgermanischen Oder- und Weichselgebiete ganz ähnliche von gleichsauberer Arbeit einher, die nicht auf der Scheibe gedreht, wohl aber nach älterer Weise durch eingeritzte und oft weiß eingelegte Muster ausgeschmückt sind.

Das hervorragendste dieser Muster ist der Mäander, der früher schon vom 9. bis zum 7. Jahrhundert vor Chr. bei den Germanen Mode ge-



Abb. 333. $\frac{1}{2}$.



Abb. 334. $\frac{1}{2}$.

Abb. 333. 334. Gröbern bei Leipzig (nach Jacob).
Gedrehte Gefäße der Latène-Zeit.

wesen war, damals nur auf Bronzeschmuck, z. B. an breiten Hohlarmbändern, sog. Nierenringen, aber auch bei den vorher behandelten Hängevasen (Abb. 165, Taf. XVI, Randteil); nunmehr aber, in den letzten Jahrzehnten vor Chr., kehrt er in sehr langgezogenen, gewöhnlich streng symmetrischen Formen auf Tongefäßen wieder. Nicht etwa unter römischer Einwirkung, denn eine solche bestand damals, am Ausgange der sog. Latène-Zeit, noch in keiner Weise. Eher wäre eine vorrömische illyrische (pannonische) Einwirkung möglich, wie sie denkbar ist für das Stufenmuster bei Sibeln (Textabb. 277—279, 285—286), Bronze-Schnallen, Bronzebeschlagen an der Mündung von eisernen Schwertscheiden und andern Metallstücken, wo es allerdings stets erst beim Übergang in die Kaiserzeit oder noch später erscheint. Allein ein eigentlicher Mäander ist auch auf provinziäl-römischem Gebiet für das Ende der Latènezeit nicht nachzuweisen.

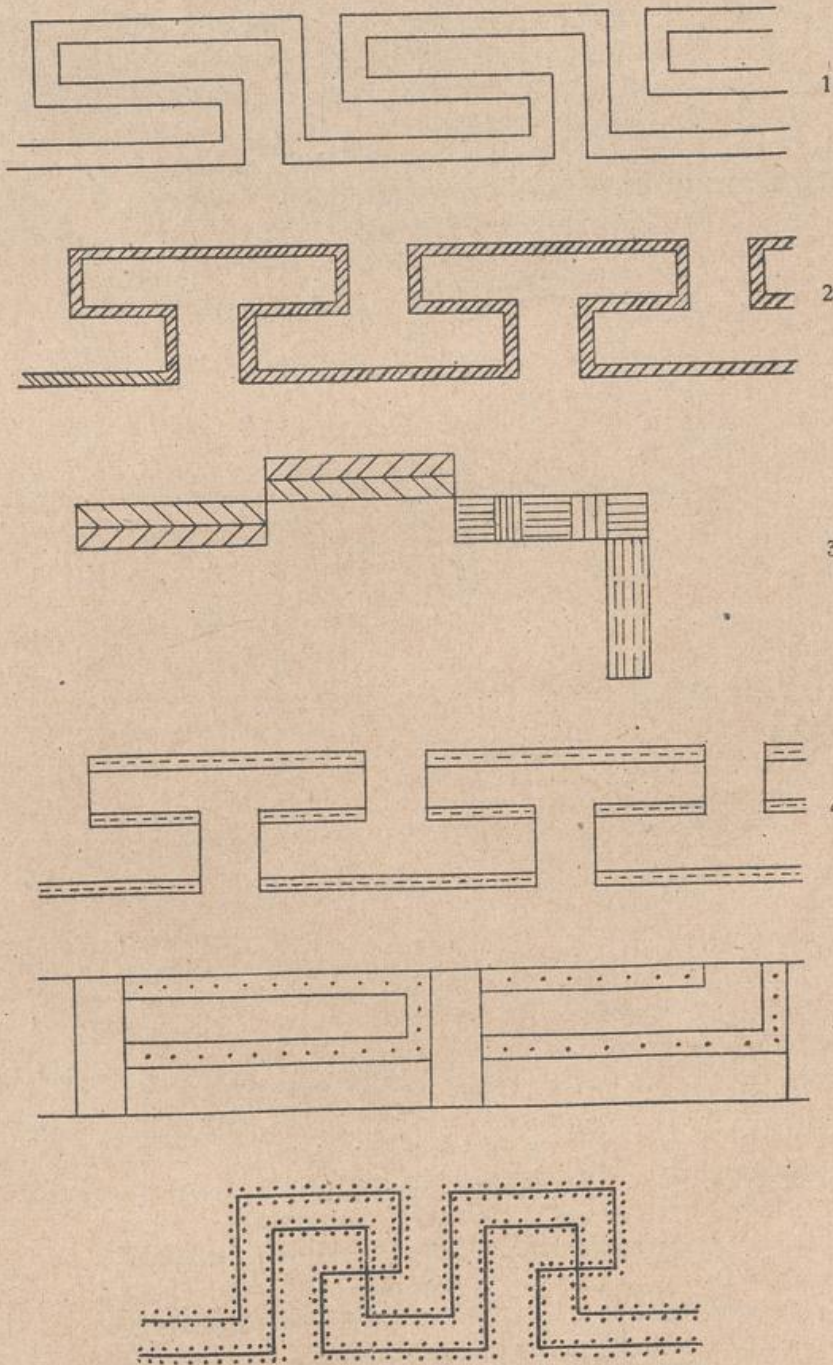


Abb. 338, Nr. 1—5. Muster des ostgermanischen Mäanders vom Ende der Latènezeit, Nr. 6 vom Beginn der Kaiserzeit.

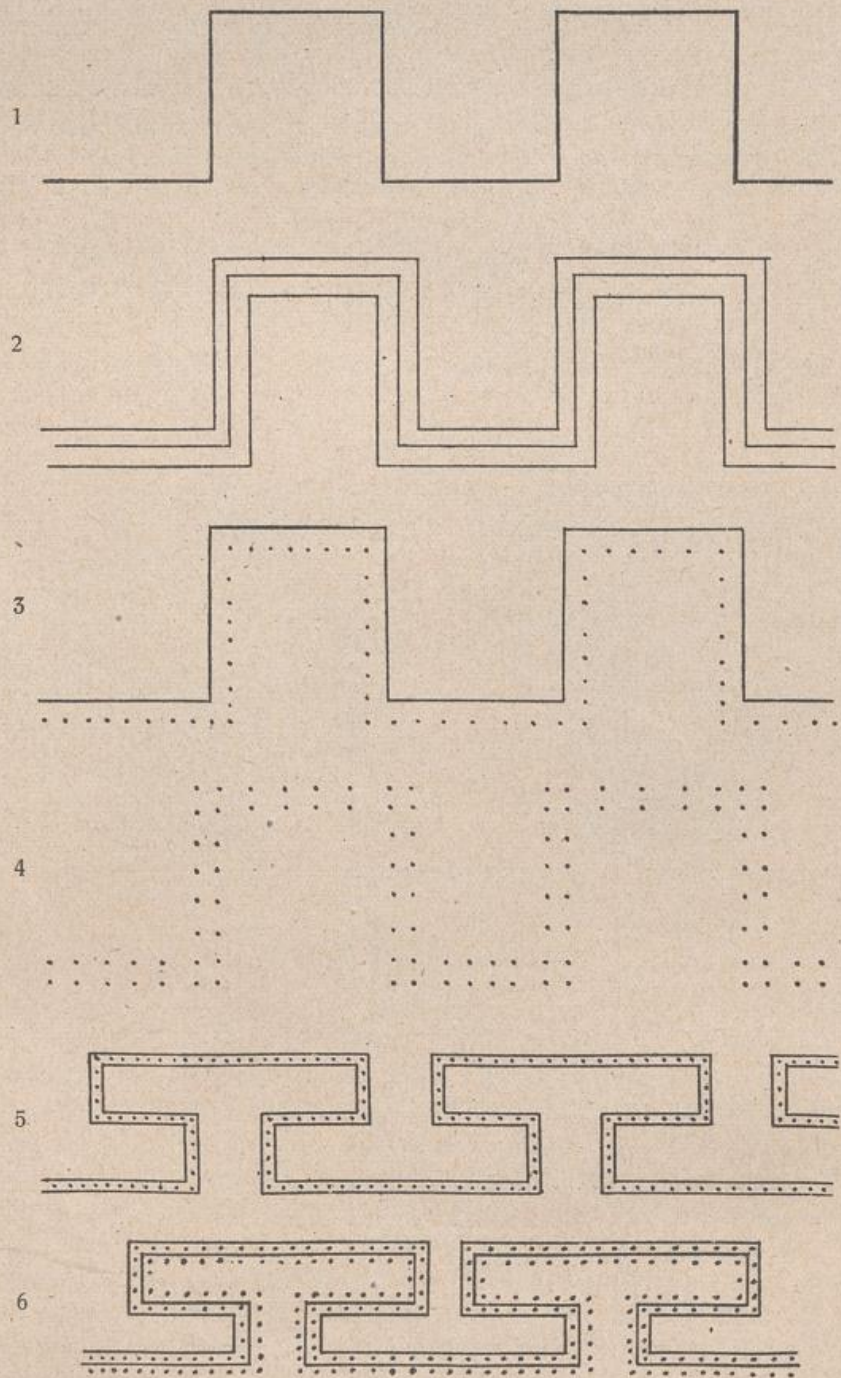


Abb. 339. Westgermanisches Zinnenmuster und westgermanischer Mäander vom Ende der Latènezeit. Nr. I.

Und auch hier scheiden sich die beiden großen Gruppen der West- und Ostgermanen alsbald in der Art, wie sie dieses Muster gestalten. Textabb. 339 und 340 veranschaulichen die westgermanischen Arten des Mäanders und des ihm gleichwertigen Zinnenmusters der Latènezeit, Textabb. 338 die ostgermanischen Arten derselben Zeit. Während die Ostgermanen zunächst das einfache, leere Linienband oder ein solches mit Strichfüllung, Schrägstrichen, Längsstrichen, Tannenzweigmuster bevorzugen (Textabb. 338, 1—4), wenden

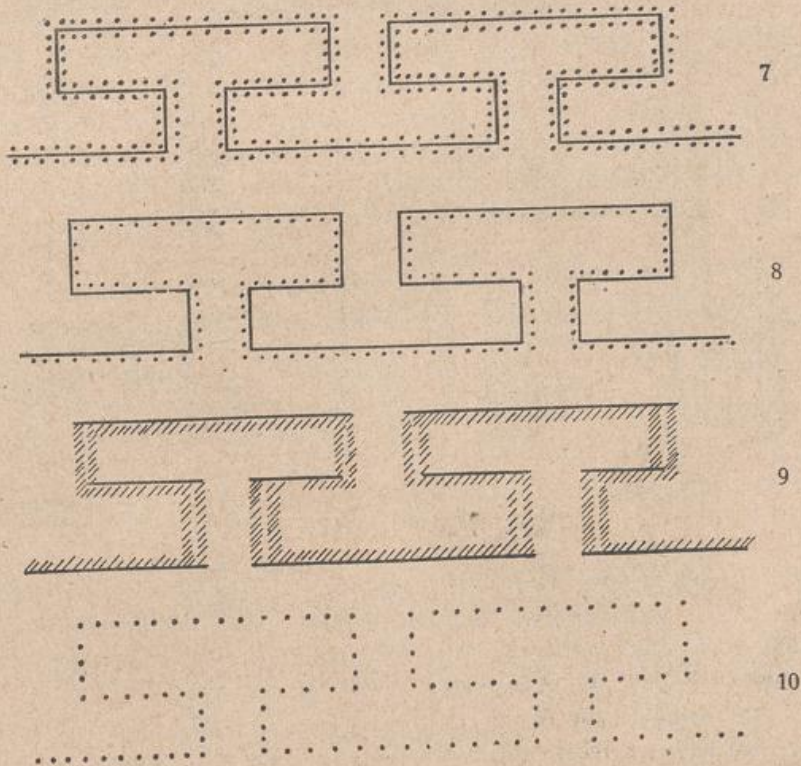


Abb. 340. Muster des westgermanischen Mäanders vom Ende der Latènezeit. Nr. II.

die Westgermanen mit Vorliebe die ihnen längst geläufigen Arten der Ausführung an: das punktgefüllte Strichband (Textabb. 339, 5, 6) oder die beiderseits von Punkten umsäumte Linie (Textabb. 339, 6; 340, 7); die erste Art auch bei Ostgermanen häufig (Textabb. 338, 5), die letzte bei ihnen nur einmal in Doppelmäander belegt (Textabb. 338, 6) und dies bei einem kleinen Gefäße, das schon am Beginn der römischen Kaiserzeit steht (Abb. 343, Taf. XXVII). Die Tafel XXVII veranschaulicht außerdem in Abb. 341 eine westgermanische Mäanderurne aus Böhmen, in Abb. 342 eine ostgermanische aus Westpreußen, beide aus der Latènezeit, endlich noch eine zweite

ostgermanische aus Schlesien, die ebenfalls bereits dem Übergange aus der Latènezeit in die Kaiserzeit angehört (Abb. 344).

Eine ganz besondere Stellung in der Latène-Gruppe der Mäandergefäße nimmt die in der schon genannten Abb. 342 (Taf. XXVII) wiedergegebene reichverzierte Gattung glänzend schwarzer rundbauchiger Terrinen ein, die sich nach der Mündung, wie besonders nach dem hohen Fuß hin stark verengen. Auf der größten Bauchweite sind sie mit einer geradezu üppigen Fülle von stets wechselnden Ziermustern bedeckt, deren jedes ein Quadrat oder Rechteck des Gurtbandes ausmacht. Als solche Muster sind zu nennen Kreuz und Hafenkreuz mit breiten, gestrichelten Armen, Schachbrett, Rauten, Tannenzweig u. a. Ein vollkommener Mäander fehlt; ihn ersetzt das Stufenmuster und das Hafenkreuz, gewissermaßen Vorstufen oder Abarten des Mäanders. Diese schöne Gefäßform erscheint besonders oft an der unteren Weichsel in der Danziger Gegend, also auf rugischem Gebiet, aber schon zu einer Zeit, da dies Gebiet bereits gotisch durchsetzt wurde. Denn wir werden gleich

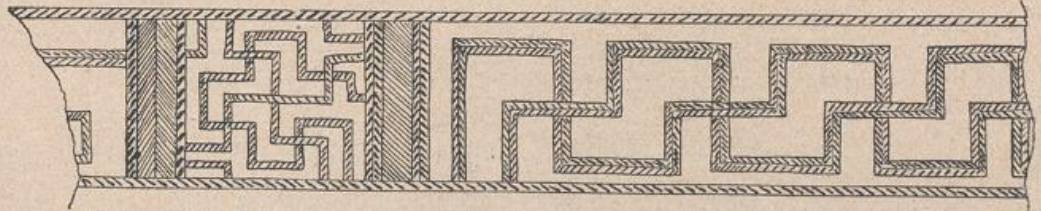


Abb. 345. $\frac{1}{2}$. Mäandermuster einer Urne aus Szymborze, Kr. Hohensalza, Prov. Posen. Kaiser Friedrich-Museum, Posen.

hören, daß wie so viele Spät-Latène-Formen in der späten Kaiserzeit wieder auftauchen, so auch diese Form an der nämlichen Stelle, die damals seit Jahrhunderten gepidisch beherrscht war, und außerdem ist sie nun auch bei den eigentlichen Goten im Samlande zu finden (s. unten).

Die verschiedenen Arten des ostgermanischen Mäanders der Römischen Kaiserzeit sehen wir in Textabb. 346, 347 dargestellt: hier überwiegt jetzt beim einfachen Mäander das punktgefüllte Linienband (Textabb. 346, 348), beim Doppelmäander (Textabb. 347, 345) jedoch die alte Strichfüllung in mannigfachster Abwechslung, zuweilen vereint mit der Punktfüllung, wie bei dem Gefäß aus Siegda (Textabb. 347 Nr. 5 und Abb. 349, Taf. XXVIII). Charakteristisch sind auch die Formen der ostgermanischen Gefäße der Kaiserzeit, in Schlesien und Südposen besonders durch die Dreizahl der Hentel und ihre knieförmige Gestaltung, in Nordposen und Hinterpommern durch den eigenartigen zweihenkligen Typus, der in der Urne von Brostowo mit seiner schönsten Ausführung gefunden hat (Abb. 350, Taf. XXIX). Die vorher beschriebene einhenkliche, rundbauchige, hochfüßige, reichverzierte Terrine (Abb. 342, Taf. XXVII) lebt auch in der mittleren und späteren

Kaiserzeit fort, und ist nun nicht mehr auf das nördliche Westpreußen und das östliche Hinterpommern beschränkt, sondern greift über das süd-

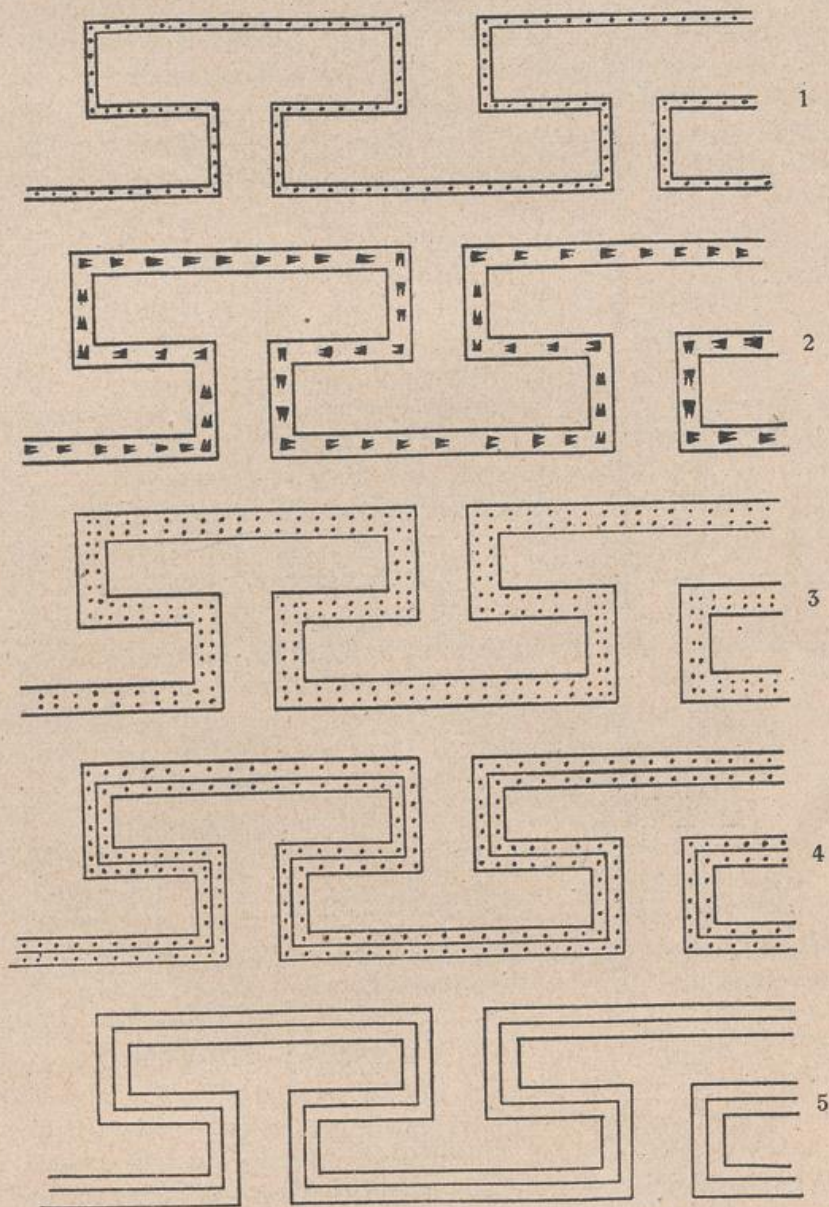


Abb. 346. Muster des ostgermanischen Mäanders der beiden ersten Jahrhunderte nach Chr.

liche Westpreußen stark nach Nordposen hinüber. Das abgerollte Zierband eines leider nur unvollständig erhaltenen derartigen Stückes zeigt

Textabb. 345. West- und Ostpreußen hat im 3. Jahrhundert nach Chr. seine Eigenart in einer besonders hohen einhenkeligen Pokalform, die durch

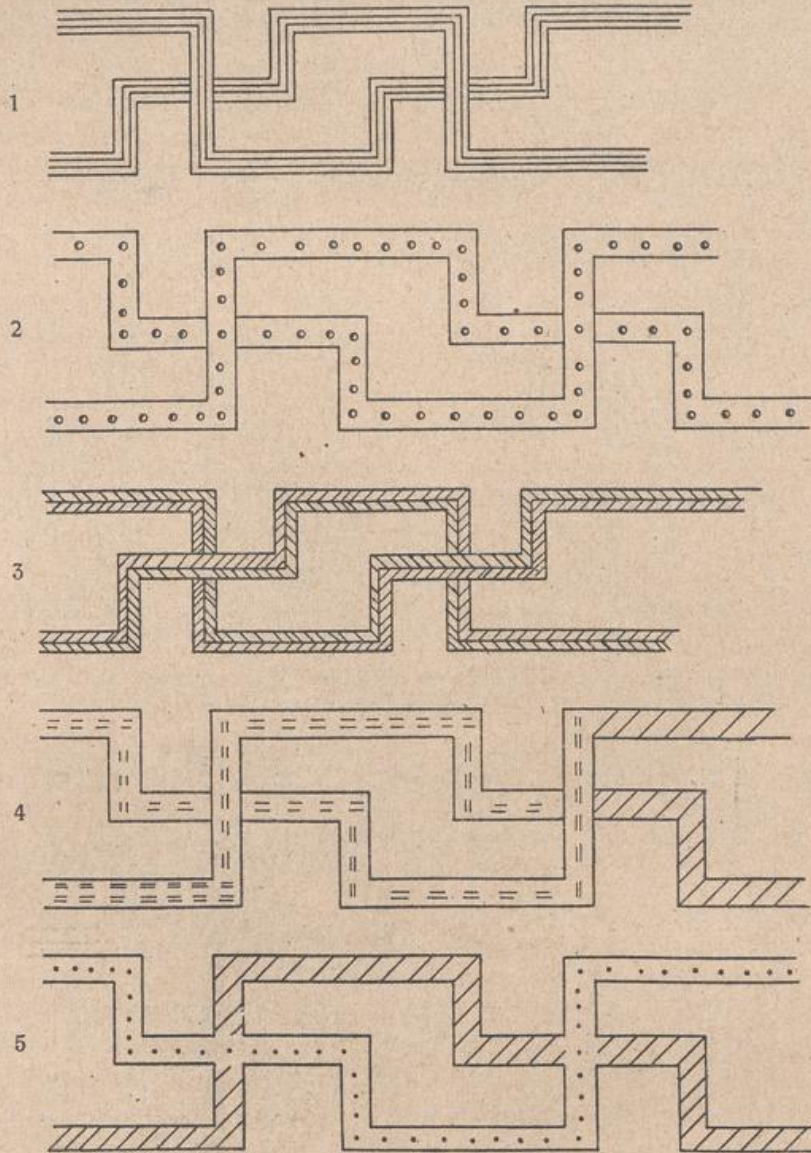


Abb. 347. Muster des ostgermanischen Doppelmäanders der beiden ersten Jahrhunderte nach Chr.

ihre ganze Gestalt und glänzend schwarze Farbe, den hochliegenden Bauchteil, den hohen stark verengten Fußteil, die Einhenkeligkeit, und vor allem durch

die Art der Verzierung, ihre Verteilung auf ein Gurtband von Rechtecken, deren Fülle ständigen Wechsel der Muster aufweist, gleichfalls ein offenkundiger Nachkomme der eben besprochenen reichgeschmückten Terrinen aus der Latènezeit und damit der nächste Verwandte der gleichverzierten Terrinen der Kaiserzeit ist. Der Unterschied beider Formen besteht nur darin, daß der schlanke Fuß der Pokale noch weit höher emporsteigt und daß der Bauch der Pokale nicht streng fugelig, sondern eher doppeltegelförmig geformt ist. Vertreter dieser Gattung liegen vor aus Gräbern von Mischischewitz, Kr. Karthaus in Westpreußen (Abb. 352, Taf. XXX), und von Wiekau und Corjeiten, Kr. Fischhausen in Ostpreußen, während bei den nach Pommern und Brandenburg abgewanderten Teilen der Burgunden nur noch entartete Exemplare dieser Pokale anzutreffen sind (Selchow, Kr. Greifenberg; Tucheband, Kr. Lebus; Wilhelmsau, Kr. Niederbarnim).

In den an die Ostgermanen nächstgrenzenden Strichen ahmen die Westgermanen sowohl die ostgermanische Urnenform, so die des Typus Brostowo, nach (Abb. 351, Taf. XXIX), als auch den ostgermanischen Doppelmäander, führen diesen jedoch in der Rädchen-technik aus, die wir sogleich kennen lernen werden. Beides, jene Gefäßform, wie der Doppelmäander, fehlt im Hauptgebiet der Westgermanen. Dagegen ist für die Westgermanen mit Beginn der Kaiserzeit eigentümlich, daß sie in ihrem Mäandermuster den eigentlichen Körper, die Strich-Linie, nun bloß noch als Führung für die zwiefache Punktierungsreihe ansehen und demgemäß fallen lassen, sobald sie das Punktmuster nicht mehr in Einzelstück ausführen, sondern mit Hilfe eines Rollstempels in Form einer gezahnten kleinen Scheibe, also eines feststehenden Rädchens, wenn man so sagen darf. Der „Rädchenmäander“ ist von nun an mehr als zweihundert Jahre lang ein untrügliches Merkzeichen westgermanischer Keramik (Abb. 351, Taf. XXIX; Abb. 353, 354, Taf. XXXI; Textabb. 385, Nr. 3, 4; 409; 410), Kultur und Bevölkerung, so gut wie der „Strichlinienmäander“ jetzt die Ostgermanen kennzeichnet.

Wenden wir uns am Schlusse unserer Betrachtung der germanischen Kultur zur Römerzeit noch den Waffen dieser Zeit zu. Wir sahen, daß es während der Bronzezeit germanische Art war, die Kriegswaffe besonders schön zu gestalten und ihrem Wesen entsprechend zu verzieren. Zu allen Zeiten hat der germanische Krieger, insonderheit der Held, ein ganz besonders nahes Verhältnis zu seinen Waffengefährten gehabt, nicht bloß zu den Sippengeossen, die in der Schlachtordnung an seiner Schulter standen, sondern auch zu den Waffengefährten aus Bronze, Eisen oder Stahl, die sein Arm gegen den Feind schwang und auf die er sich lieber als auf Menschenhilfe verließ. Dieses gewissermaßen zärtliche Verhältnis des Germanen zu seiner Ausrüstung, vornehmlich zu den beiden hauptsächlichsten Angriffswaffen, zur Lanze und noch mehr zum Schwerte, zeigt sich auch in der frühen Eisenzeit. Denn so-



Abb. 355. $\frac{1}{4}$.
Oland; einschneidiges Latène-Schwert,
rituell gefaltet als Grabbeigabe.



Abb. 356. Etwa $\frac{1}{6}$. Abb. 357.
Rekonstruktion eines einschneidigen
Latène-Schwertes nebst Holzsheide.

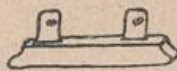


Abb. 358. $\frac{1}{4}$.
Eiserne Ortbänder zu Holzsheiden.

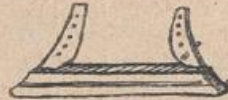


Abb. 359.

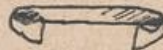


Abb. 360. $\frac{1}{4}$. Eiserne Klammern von Holzsheiden.
(Abb. 355—360 nach M. Jahn: Mannus V, 76.)

bald die Germanen zu einer durchgebildeten Waffenschmiedekunst gelangen, offenbaren sie wiederum, welcher hohen Wert sie auf die Verzierung der Eisenswaffen legen. Das ist in den beiden letzten Jahrhunderten vor Chr. der Fall, ganz besonders bei den Ostgermanen, und unter diesen wiederum am hervorragendsten bei den Burgunden, die in jener Zeit von Bornholm nach Hinterpommern und Westpreußen links der Weichsel eingewandert waren und weiter südwärts nach Posen hinein etwa bis in die Nähe der Warthe sich ausdehnten.

Charakteristisch für die Burgunden und auch noch für die nicht sehr viel später aus Gotland nach dem Weichselmündungsgebiet herübergekommenen Goten ist ein einschneidiges Schwert von nur etwa 70 cm Länge. Es wurde in einer Holzscheide getragen, deren beide Holzplatten von eisernen Klammern zusammengehalten wurden und deren unteres breites Ende zuweilen in einem eisernen Ortband (Beschlag) endigt (Textabb. 355—359). Zwei von diesen Eisenklammern, die sich schräg gegenüberstehen, laufen in Osen aus, die für den Schwertriemen bestimmt sind (Textabb. 360). Zuweilen kommt dies burgundische Kurzschwert auch bei den Westgermanen vor, doch nur bei ihrem östlichsten Zweige, den Elbgermanen, von Ostthüringen bis Mecklenburg, sowie in dem nördlich sich anschließenden Dänemark.

Dagegen ist das unter keltischem Einfluß entstandene zweischneidige Langschwert von mindestens 1 m Länge, dessen Scheide immer aus Eisen, seltener aus bronzebelegtem Eisen hergestellt worden ist und den Schwertriemen nicht durch zwei Randösen, sondern durch eine oben auf der Rückseite befindliche Schlaufe aufnimmt, bei allen Germanen gleichmäßig verbreitet (Textabb. 361, 362). Außerdem findet sich in jenem genannten mittelgermanischen Gebiet der Elbgermanen, samt dem der nördlich anstoßenden Stämme des heutigen Dänemark, eine eigentümliche Zwitterform: ein zweischneidiges Langschwert, das zwar auch eine Eisenscheide hat mit dem eigentümlichen hochgeschwungenen Mündungsbeschlag keltischer Art, aber nicht die bei ihr sonst übliche Riemenschlaufe, sondern vielmehr die beiden Randösen der ostgermanischen Holzscheide, und ebenso nicht das sonst übliche spitze Ortband, sondern das gradabschneidende Schwertende und demgemäß auch das balkenförmige Ortband des ostgermanischen einschneidigen Kurzschwertes (Textabb. 363, 364). Bei diesen den Ostgermanen nächst wohnenden Westgermanen des Elbgebietes liegt also eine in völlig selbständigem Geschmaack vollzogene Verschmelzung keltischer und ostgermanischer Kultureinflüsse vor. Selbständig auch darin, daß die bei den ostgermanischen Holzscheiden in die Augen fallende Hervorhebung des eisernen Ortbandes an der elbgermanischen Zwischenform in der Weise erreicht wird, daß das Ortband zur Eisenscheide nicht aus Eisen, sondern aus Bronze hergestellt wird.

Weitere Eigentümlichkeiten germanischer und zwar wiederum offenkundig burgundischer Metallscheiden zu zweischneidigen Langschwertern der

vorrömischen Zeit sind es, wenn diese leiterartig von oben bis unten mit Querstegen besetzt sind (Textabb. 362), wenn weiter bei ihnen über der unteren Spitze durch einwärts gerichtete zackentartige Vorsprünge zuerst ein kreisförmiger und später ein herzförmiger Raum abgegrenzt wird (Textabb. 365, 366 a, b), wenn

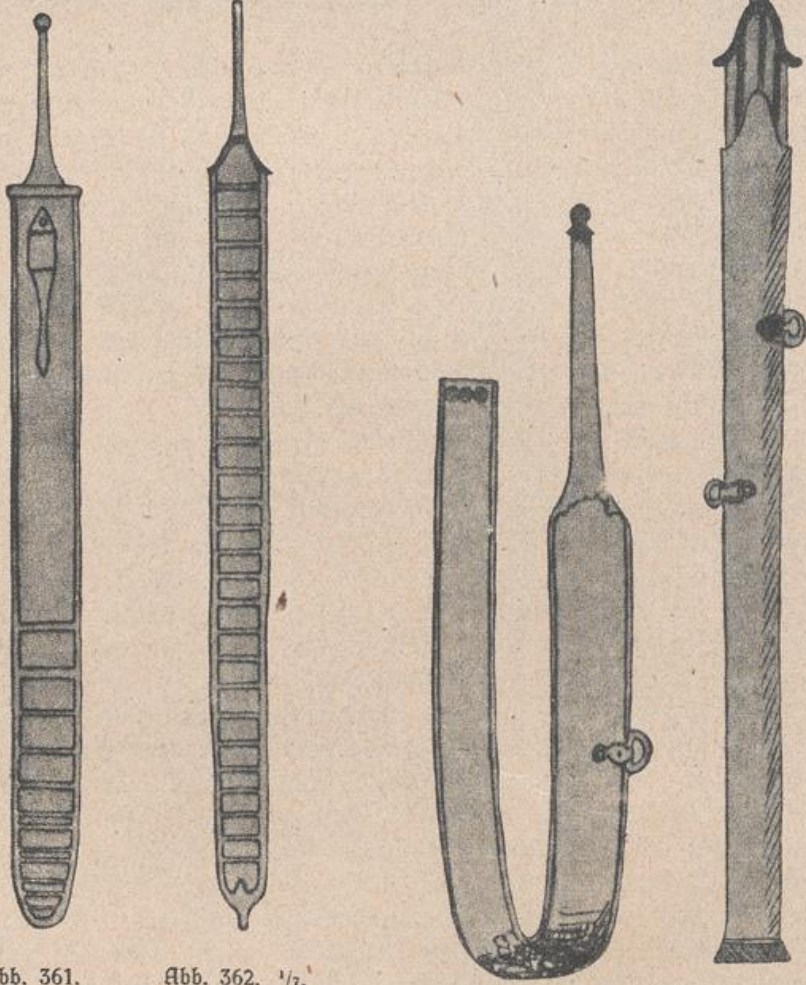


Abb. 361. Abb. 362. $\frac{1}{7}$.
Zweischneidige Latène-Schwerter nebst
Eisenscheiden mit Sprossenbesatz.
Nr. 361 feltisch und germanisch (Rück-
seite); Nr. 362 rein germanisch (Vorder-
seite). (Jahn: Mannus V, 79.)

Abb. 363. $\frac{1}{4}$. Abb. 364. $\frac{1}{5}$.
Sünen. Seeland.
Sog. „mittelgermanische“, zweischneidige
Latène-Schwerter mit Eisenscheiden von
Holzscheidenform. (Jahn: Mannus V, 76.)

sie endlich ein aus der Scheide abwärts heraustretendes spitzes Ortband aufweisen (Textabb. 366 b—d). Diese burgundischen und andere allgemein

ostgermanische Schwertarten erlangten in ganz Germanien Be-
rühmtheit, denn wir finden sie als Handelsware verbreitet bis
ins Rheingebiet hin, unzweifelhaft im Gefolge der seit etwa 100

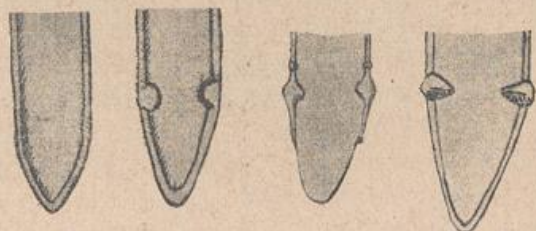


Abb. 365 a—d.

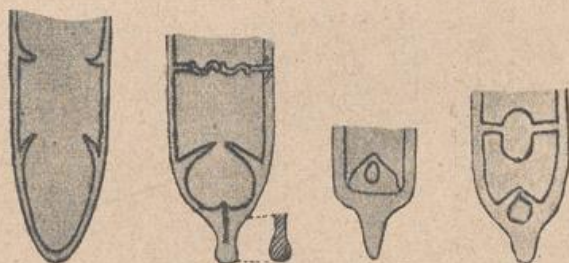


Abb. 366 a—d.

Entwicklung des gemeingermanischen Ortbandes des zweischneidigen Latène-
Schwertes zum spitzen „burgundischen“ Ortband. (Jahn: Mannus V, 81).

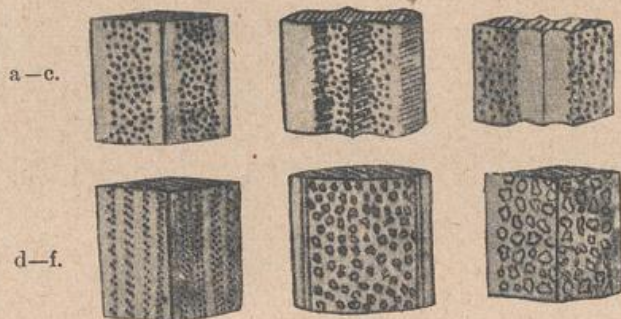


Abb. 368 a—f. Muster auf ostgermanischen verzierten Schwertflingen der
Latène-Zeit: a—d gepunzt; e, f geätzt.
(367, 368. Jahn: Mannus V, 81.)

vor Chr. immer mächtiger an den Mittelrhein vordringenden west-
germanischen Stämme des Elb- und Havelgebiets, die unter dem
Gesamtamen der Sweben zusammengefaßt wurden. Bei ihnen
finden wir auch einzelne Vertreter der bei allen Ostgermanen,



Abb. 367;
etwa 1/3.
Kaulwitz,
Schlesien:
verzierte
Schwert-
flinge der
Latène-
Zeit.

Burgunden wie Wandalen, so beliebten verzierten Schwerter. Die Klingen dieser Schwerter zeigen Muster, die entweder aus Punkten oder aus Tupfen bestehen und im ersten Falle eingepunzt, im anderen aber eingäht worden sind (Textabb. 367, 368). Aber auch die Scheiden zeigen an ihrem Oberteil allerlei ein- oder angeschmiedete geometrische Muster in Leisten aufgelegt oder, falls aus Bronze, in Guß hergestellt; hier erscheinen besonders rechteckige, hakenkreuz- und stufenförmige Muster (vgl. oben S. 170).

Noch weit zahlreicher sind die wiederum durchaus von burgundischen Waffenmeistern herrührenden verzierten eisernen Lanzenspitzen.

Gegenüber dem schmalen, dicken, kurzen Blatt mit halbrunder Tüllenfortsetzung bis zur Spitze, wie sie der gegossenen Bronzelanze eigen, ist das charakteristische der eisernen Lanzenspitzen der Latènezeit, wie schon der ihr vorausliegenden sog. Hallstattzeit (s. Textabb. 267), das dünne, platt gehämmerte Blatt mit scharfartigem Mittelgrat, der wiederum die grade Fortsetzung der runden Tülle ist. Neben kürzeren, sehr breiten Lanzenspitzen (Textabb. 369) erscheinen jetzt in überwiegender Zahl schlankere von einer Länge bis weit über einen halben Meter (Textabb. 370). Der Holzschaft, von 2—3 m Länge, lief hinten in einen eisernen Lanzenstumpf aus. Sehr selten und nur auf burgundischem Gebiete erscheinen Speere, d. h. Wurf-, nicht Stoßlanzen, deren Eisenspitzen mit langen Widerhaken versehen sind, auch eine ausschließlich germanische Erscheinung.

Als eine Art Verzierung des Lanzenblattes ist es aufzufassen, wenn man an beiden Schneiden unsymmetrisch gestellte Bogenauschnitte machte (Textabb. 371). Diese hatten aber auch den Zweck, die Verwundung möglichst schwer, beim Herausziehen des Speeres aus der Wunde gar unheilbar zu machen, wie das in der Steinzeit schon ähnlich geschah mit den an beiden Schneiden scharf ausgezackten Lanzenspitzen aus Feuerstein. Die eigentliche Verzierung bedeckte indes das ganze Lanzenblatt oder mit Vorliebe einen spitzovalen Ausschnitt des unteren breiten Blatteiles dicht zu beiden Seiten des Mittelgrates. Sie bestand ursprünglich aus einem mehrreihigen Zickzackband in Längs- oder in Querrichtung, vergrößerte sich bald aber zu Tupfen-, Stern-, Strich- und Punktmustern (Textabb. 373, 374). Ähnlich wie bei den Schwertklingen ist bei den Lanzenspitzen diese Verzierung in der Hauptsache eingäht worden. Zuweilen erscheinen so bedeutungsvolle Zeichen wie das laufende Dreibein („Triskeles“: Textabb. 373 i), das ohne Zweifel verwendet wurde, um göttliche Hilfe und damit erfolgreichen Sieg an diese Waffe zu fesseln.

Wie die burgundischen Kurzschwerter und die allgemein ostgermanischen verzierten Langschwerter, so kamen auch die burgundischen verzierten Lanzenspitzen zu den Elbgermanen. Wir begegnen ihnen ebenfalls bei den nach dem Rhein ausgewanderten Sweben cäsarischer Zeit, und nicht nur am Rhein (Textabb. 375, 376), sondern was von besonderem geschichtlichen Werte ist,

auch in Frankreich. Und zwar erscheinen sie dort zu Alesia, also an jenem kriegsgeschichtlich bekannten Orte, wo Cäsar in der Hauptsache durch die diesseits des Rheins angeworbene germanische, sicher swebische, Reiterei, jene berühmte



Abb. 369.
 $\frac{1}{5}$.
Udermark.



Abb. 370.
 $\frac{1}{5}$.
Hinter=
pommern.



Abb. 371; etwa $\frac{1}{3}$.
Kr. Graudenz,
Westpreußen.



Abb. 372;
etwa $\frac{1}{3}$.
Kr. Heiden=
burg,
Ostpreußen.



Abb. 377. Alesia,
Frankreich.

aus Reitern und mitlaufenden Fußsoldaten „gemischte Truppe“, im Jahre 52 vor Chr. den entscheidenden Sieg über das große Heer des Gallierhäuptlings Dercingetorix errang. Diese Ermittlung ist um so sicherer, als auch andere Arten Lanzenspitzen von sicher burgundischer Schmiedekunst (Textabb. 377),

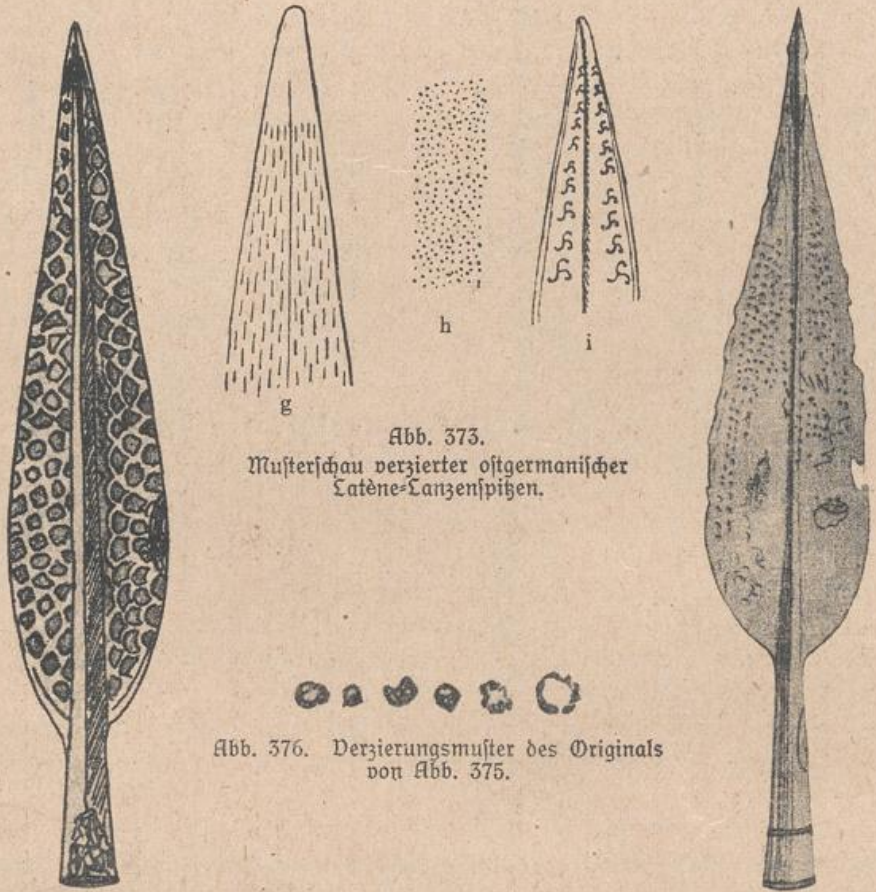
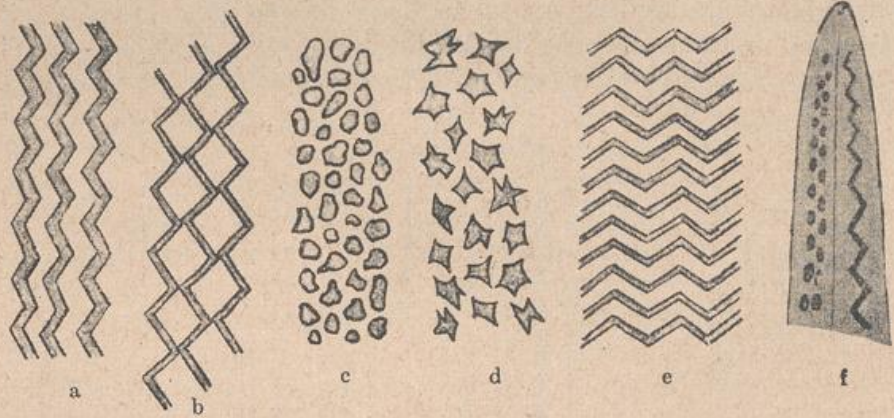


Abb. 373.
Musterschau verzierter ostgermanischer
Latène-Lanzenspitzen.

Abb. 376. Verzierungsmuster des Originals
von Abb. 375.

Abb. 374. 1/3.
Kr. Neidenburg,
Ostpreußen.

(Abb. 373—376 nach Jahn: Mannus IV, 83.)

Abb. 375. 1/3.
Rheinheffen.

sowie ein germanischer Schildbuckel in Kegelform (Textabb. 378, 379) bei Alesia gefunden worden sind. Die gleichzeitig in Alesia gefundenen keltischen Schildbuckel aus dieser Zeit (Textabb. 380) haben eine ganz abweichende Gestalt.

Wir haben aus Vorstehendem schon erkannt, daß die herrschende Anschauung, wonach die Bewaffnung der Germanen in der vorrömischen Eisenzeit nichts als eine Entlehnung der keltischen Bewaffnung sei, gänzlich in die Irre geht. Die einschneidigen Schwerter sind eine rein germanische Waffe, die zweischneidigen Schwerter sind wohl anfänglich d. h. im 2. Jahrhundert vor Chr. den keltischen nachgebildet worden, entwickeln sich aber sogleich nach eigenen germanischen Gesetzen weiter. Die Entlehnung der Form des zweischneidigen Schwertes ist aber der einzige wesentliche keltische

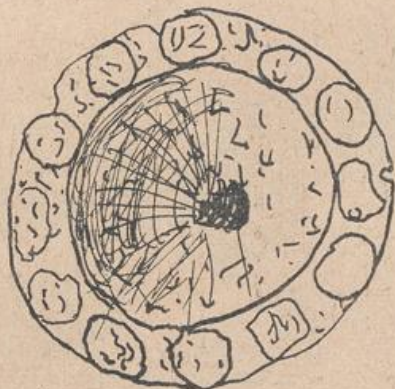


Abb. 378.

Alesia, Frankreich.



Abb. 379.

Germanischer Schildbuckel der Latènezeit. Aufsicht und Seitensicht.

Einfluß auf die Gestaltung der germanischen Bewaffnung in der vorrömischen Eisenzeit.

Von den Verteidigungswaffen ist der Schild bei den Germanen uralte, schon in der älteren Bronzezeit nachweisbar aus den Felsenzeichnungen. Sehr selten war er aus Bronze; für gewöhnlich bestand er damals rein aus vergänglichem Stoff, Holz oder Rutengeflecht, auch am Mittelbuckel. In der Eisenzeit war er lange Zeit ebenso: erst in der Latènezeit wurde er verbessert. Und zwar bestand er nun aus drei dünnen länglichen, senkrecht nebeneinander gestellten Brettchen, in deren Mitte ein runder Eisenbuckel aufgenagelt war. Was hier von den Kelten entlehnt ist, war nur der Gedanke, den Mittelbuckel höhl aus Eisen zu wölben, sowie den dahinter an der Innenseite befindlichen Handgriff mit Eisen, mit der „Schildfessel“, zu bekleiden. Dieses letzte Stück, die bandförmige Schildfessel, wurde bei den Germanen vereinzelt mittels Endhafen in das Schildebrett eingetrieben

(Textabb. 384), gewöhnlich mit Nägeln angeheftet. Die Gestalt des eisernen Schildbuckels war bei den Germanen sogleich, also mindestens bereits um 100 vor Chr. freisrund, eine Eigenheit, die also nicht von den Römern her entlehnt worden sein kann, sondern vielmehr umgekehrt später durch die Römer nachgeahmt worden ist, nachdem sie, die Römer, etwa um Chr. Geb. am Rhein zuerst den damaligen keltischen Schildbuckel übernommen hatten (Textabb. 383). Das eigenartige des runden germanischen Schildbuckels ist die breite Krempe mit den vielen großköpfigen, aber ganz dünnen flachen Nägeln, weiter ein niedriger Kragen, darüber eine flache Buckelwölbung in Form eines Kugelabschnittes oder niedrigen Kegels (Textabb. 379). Die Buckelwölbung entwickelt aus ihrer Mitte eine sehr rasch zur Stangenform strebende Erhebung, die aber in der Latènezeit stets kurz bleibt, während die am Schluß des zweiten

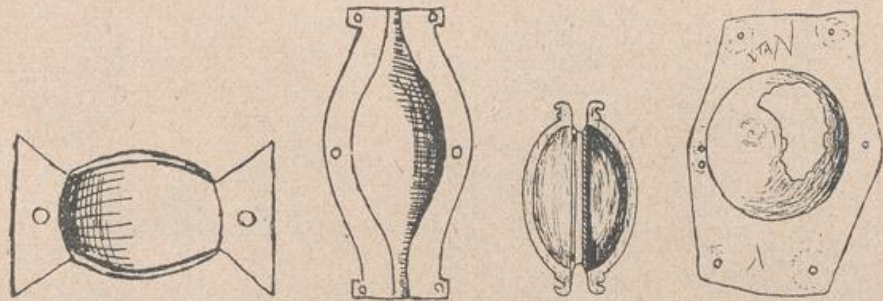


Abb. 380.
Alejia.

Abb. 381.
Rheinhesen.

Abb. 382. $\frac{1}{2}$ s.
Frankreich.

Abb. 383. $\frac{1}{5}$ s.
Rheinhesen.

Entwicklung des keltischen Schildbuckels in der Spätlatènezeit.



Abb. 384. $\frac{1}{2}$. Kr. Neidenburg, Ostpreußen. Eiserner Schildfessel der Latènezeit.

Jahrhunderts nach Chr. einsehende Wiederholung dieser Entwicklungsreihe im Gegensatz zu der Latènezeit vielmehr zu schmalen und hohen Kegelformen mit sehr hohem Kragen und schlanker Mittelstange führt, die besonders bei den Ostgermanen scharf zugespitzt wird (Textabb. 385, 386; Taf. XXXII, XXXIII). Einer meiner Schüler, Martin Jahn, hat der Entwicklung der germanischen Bewaffnung der beiden Jahrhunderte vor und nach Chr. ein sehr eindringendes Studium gewidmet und ist durch seine genauen Beobachtungen zu weit reicheren Ergebnissen gekommen, als es mir in meiner nur die großen Züge der Entwicklung festlegenden Darstellung einst möglich war. Jahn ist auch zu der schönen Erkenntnis gelangt, daß die anhaltende germanische Neigung die Mitte des Schildbuckels in eine weit hervorragende Spitze oder Stange auslaufen zu lassen, ganz unzweifelhaft damit zusammenhänge, den stets sehr leichten Schild nicht nur als Verteidigungswaffe zum seitlichen Abschlagen der heran-

eilenden Speere und Pfeile, sondern zugleich im Nahkampfe als eine zweite, von der linken Hand geführte Angriffswaffe neben der Lanze oder dem Säwerte zu benutzen. So sehen wir, daß schon in der Art der Bewaffnung sich das germanische Wesen deutlich ausdrückt, heldenhaftes Daraufgehen, das wenig

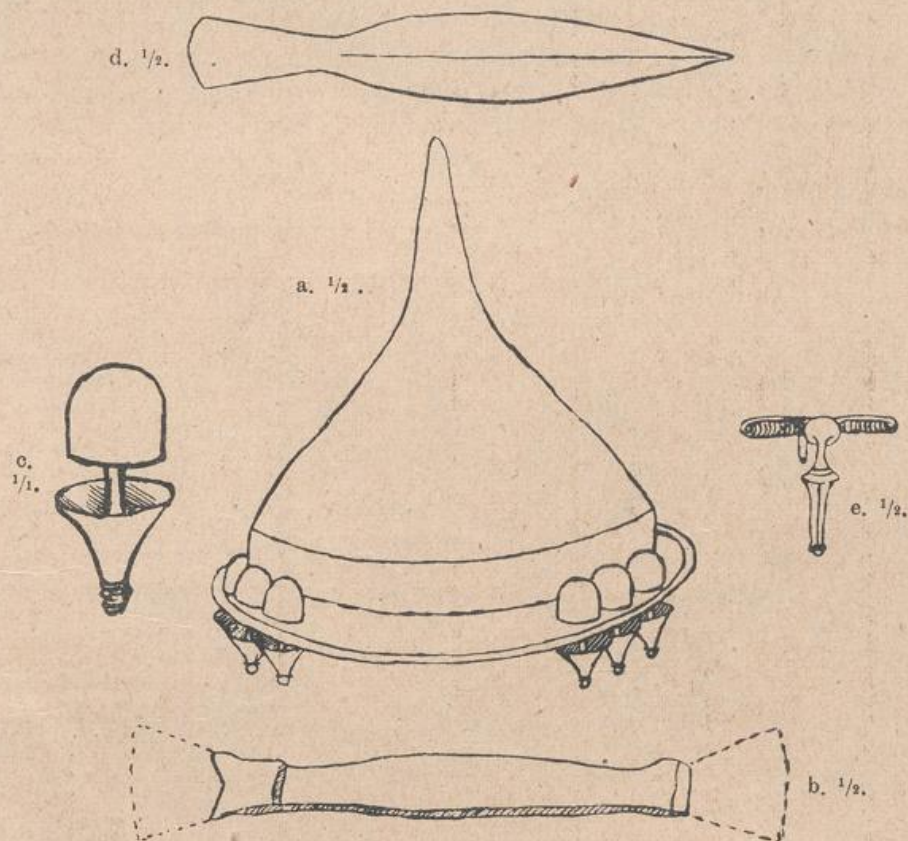


Abb. 386. Lünow, Kr. Westhavelland, nördlich von Brandenburg: Skelettgrab des 2. Jahrhunderts.

An der rechten Körperseite lagen: a. eiserner Schildbusel mit 3×3 Bronzenieten (c); b. zerstörte eiserne Schildfessel; d. Lanzenspize mit scharfem Mittelgrat; e. kräftig profilierte Bronzefibel (vgl. Textabb. 290); f. Bronzeschnalle und 3 Bronze-Riemenzungen (Textabb. 329, 330); g. Bronzebeschläge zu 2 Trinkhörnern (Textabb. 419, 420, 422, 425, 425).

von der bloßen Verteidigung hält, sondern sein Ziel in rücksichtslosem, sich aufopferndem Angriff zu erreichen sucht.

Eine starke Entwicklung machen auch die Nieten durch, mit denen die Buckelränder oder Krempe auf der Holzunterlage des Schildes befestigt werden. Aus den flachen breiten Scheiben der Latènezeit (Textabb. 378) werden in der römischen Kaiserzeit zuerst niedrig, später hoch gewölbte Knöpfe,

die 3. T. hohl in Singerhutart und dann stets von Bronze gebildet werden, eine westgermanische Eigenheit (Textabb. 386 a, c; Taf. XXXII). Den kaiserzeitlichen Nietköpfen der Oberseite entsprachen eiserne Mutterscheiben auf der Rückseite der Schilder, die später ebenso wie die Singerhutnietköpfe aus Bronze hergestellt, und dann zu fein profilierten Schlußknöpfen umgebildet werden (Textabb. 386 a, c). Auch die Zahl der Nieten wechselt in den Jahrhunderten: für die vorrömische Zeit ist eine große Anzahl ziemlich dicht stehender Nieten charakteristisch (Textabb. 378), für die Kaiserzeit aber eine gleichmäßige Verteilung von je ein (Textabb. 385), zwei oder drei Stück auf drei oder auf vier Stellen der Krempe (Textabb. 386; Abb. 387, Taf. XXXII; Abb. 388, Taf. XXXIII).

Zusammengehalten werden die dünnen Holzbretter der bei Ostgermanen gewöhnlich runden, bei Westgermanen ovalen oder länglich sechseckigen Schilde durch einen Randbeschlag mit Nietfortsetzungen, der in der Latènezeit von Eisen ist, in der Kaiserzeit von Bronze (Textabb. 389; Taf. XXXII, Nr. 2a, c). Die reichste und typologisch-chronologisch am sichersten führende Entwicklung erfahren jedoch die Schildfesseln, die in der Latènezeit wiederum nur eisern, in der Kaiserzeit zuweilen auch aus Bronze hergestellt sind. Die Grundzüge habe ich früher einmal dargestellt: wir sahen, daß in der Latènezeit ihre Form ein sehr schmales profiliertes Band ist, das selten mittels Endhaken (Textabb. 384), meist an den scheibenförmigen Nietplattenfortsetzungen mittels zweier Nieten auf den rückwärts liegenden Holzgriff befestigt worden ist. In der Kaiserzeit werden je zwei solcher Scheiben an jedem Ende entwickelt und alle vier angenietet (Textabb. 390). Doch am Ende des zweiten Jahrhunderts tritt mit der immer breiter bandförmig werdenden Gestalt der Fessel wiederum eine Rückbildung zu einfacher End-

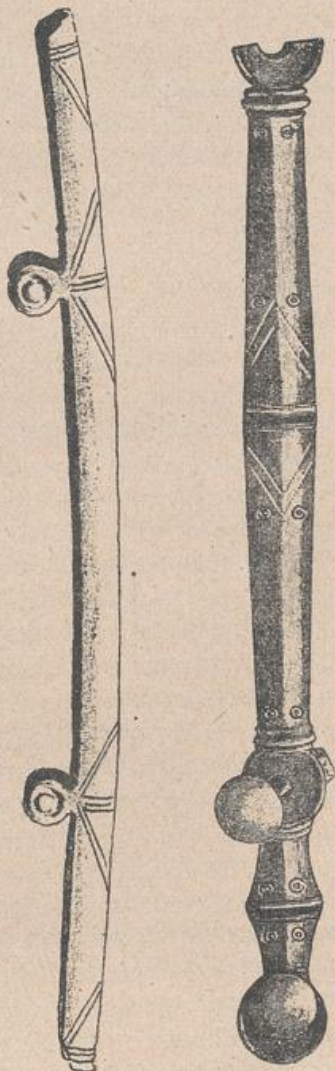


Abb. 389. $\frac{3}{4}$.
Randbeschlag
eines ovalen
markomannischen
Schildes.

Abb. 390. $\frac{2}{3}$.
Markomannische
Schildfessel (das
eine Ende
abgebrochen).

Böhmen: 1. Jahrh. nach Chr.

vernietung ein; gleichzeitig schwindet die Profilierung der Fessel und wird durch immer stärker werdende Versteifung d. h. Hohl schmiedung des Mittelteils ersetzt (Textabb. 385, 386 b; Abb. 387, Taf. XXXII). Die rückwärts liegenden, also auf der Vorderseite des Schildes befindlichen Gegennieten der Fessel sind ähnlich fein profilierte Kegel aus Bronze, wie die Mutterknöpfe der Schildbuckelnieten auf der Rückseite des Schildes (Taf. XXXII, Abb. 387 2h). Eingehenderes ließe sich darüber nur an der Hand weit zahlreicherer Abbildungen geben, als ich hier zu bieten vermag.

Während in der Latènezeit die Waffenformen bei den Ostgermanen, entsprechend der noch neuen Übersiedlung zweier ihrer drei Hauptstämme, der Burgunden und Goten, nach Ostdeutschland, sich weit entfernen von dem westgermanischen Waffenstil, können wir für die Jahrhunderte nach Chr. bei West- und Ostgermanen verhältnismäßig nur geringe Unterschiede in der Art der Ausführung der Waffen erkennen. So findet sich das ostgermanische einschneidige Schwert in den beiden Jahrhunderten nach Chr. völlig eingebürgert bei allen Westgermanen (Textabb. 385, Nr. 4). Ja die Scheide wird von jetzt ab allenthalben, sogar für die zweischneidigen Schwerter, in der Weise der ostgermanischen einschneidigen Schwerter, also aus Holz und mit der nunmehr allerdings verdoppelten Ösenbefestigung des Schwertriemens hergestellt. Doch das Ortband nimmt nun Kugelform an entsprechend dem jetzt zu langer, schärfter Spitze umgewandelten unteren Schwertende: es zeigt sich hierin, wie auch in der zur Kaiserzeit einsetzenden überaus starken Verkürzung der Klinge und Verlängerung des Griffs des zweischneidigen Schwertes eine Nachahmung der Form des kurzen römischen Schwertes, dessen mörderischer Wirkung die Germanen durch Umgestaltung ihrer eigenen Hauptwaffe zu begegnen suchten. So hat das einschneidige Schwert von Hohenferchesar, Brandgrab 4, eine Länge von nur 35 cm, das zweischneidige Schwert des Brandgrabes 3 eine Länge von nur 55 cm (Textabb. 385, Nr. 3, 4). Dies währt jedoch nur bis zum Ende des zweiten Jahrhunderts, wo, wie wir schon wissen, der große gotische Kulturstrom aus Südrußland einsetzt, der nicht nur für die Sibel, sondern auch für die Waffen ein Aufleben der altgermanischen Latène-Kultur bedeutet.

Während die Umgestaltung des germanischen zweischneidigen Schwertes auf einen römischen Einfluß zurückzuführen ist, der mehr vom Rhein, als von der Donau ausging, ist die Veränderung, die zu gleicher Zeit an der germanischen Lanze eintritt, durch eine rein germanische Geschmacksrichtung bestimmt worden. Es gewinnt nämlich im ersten Jahrhundert die kleine, schmale, gratlose Form der Lanzenspitze, die nunmehr durchschnittlich nicht mehr als 15—20 cm Länge aufweist, ein so bedeutendes Übergewicht, daß man bald von ihrer Alleinherrschaft reden kann. Die berühmte, von den Römern so gefürchtete *Framæa* der Germanen war also im Gegensatz zu den vorausgegangenen schönen Lanzen der Latènezeit, wie den gleichfalls vollendet

schönen des folgenden dritten und vierten Jahrhunderts, tatsächlich eine wenig profilierte, nüchtern und unansehnlich aussehende Waffe, wenigstens was die eigentliche Metallspitze anlangt (Taf. XXXII, Abb. 387 und besonders Taf. XXXIII, Abb. 388).

Ganz anders seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts: nun kehren die scharf profilierten Formen der Latènezeit wieder, obwohl natürlich nicht in unveränderter Gestalt. Begann damals der Grat an der Tülle in sanfter Erhebung, um erst nach der Mitte des Lanzenblattes zu seine volle Schärfe zu gewinnen, so ist er nunmehr grade am Tüllenansatz so scharf, daß die Lanzenspitze dort einen vierkantigen Durchschnitt besitzt, während sie an der Spitze vielmehr einen flachen rautenförmigen Durchschnitt zeigt. Die starke Verbreiterung des Lanzenblattes führt nunmehr eine zunächst vielleicht ungewollte, dann aber beabsichtigte Schweifung im Umriß des Blattes herbei. Und die hier sich bietende breite, freie Fläche ladet nunmehr von neuem zur Verzierung ein.

Es ist schwer zu sagen, ob diese nach zweihundertjährigem Ruhen von neuem bei den Ostgermanen einsetzende Verzierung der Waffen und besonders der Lanzenspitzen in Ostdeutschland selbständig emporgekommen ist, also nur aus einer alten, schon in der Latènezeit so kräftig betätigten inneren Neigung heraus, oder ob nicht auch hierin, wie ich früher vermutet habe, ein aus der Latène-Kultur der Ostgermanen durch den Abzug der Basternen (s. S. 147) nach Südrußland gebrachte und dort bewahrte germanische Eigenart nunmehr wieder in ihr Heimatgebiet zurückgerettet wurde. Wir kennen nämlich aus Südrußland bis jetzt keine derartigen verzierten germanischen Waffen, wohl aber wissen wir, daß wenigstens ein Teil der seit 200 nach Chr. angebrachten heiligen Zeichen, wodurch den Waffen überirdische Kräfte und die Unbesiegbarkeit ihrer Träger verliehen werden sollten, von gotischen Rückwanderern aus Südrußland nach Ostdeutschland gebracht sein muß.

Um die einfachen verzierten Lanzenspitzen an den Anfang zu stellen, so sei als ein weiterer wichtiger Unterschied gegen die latène-zeitlichen Lanzenspitzen hervorgehoben, daß eine Ätzung jetzt nicht mehr in Frage kommt, sondern daß die in der Latènezeit selten geübte Punzierung nunmehr allein herrschend geworden ist. Sie besteht aus gestrichelten, sehr selten einmal in Tannenzweig ausgeführten Linien, die mit dem Lanzenrat entweder gleichlaufen (Abb. 394, Taf. XXXV) oder schräg (Textabb. 391) oder senkrecht zu ihm (Textabb. 392) gerichtet sind, und bedeckt seltener das ganze Blatt, häufiger, wiederum wie zur Latènezeit, nur ein hierfür ausgespartes unteres Spitzoval (Textabb. 392). Selten ist dies Spitzoval nur zur Hälfte, nur auf einer Seite des Blattes ausgeführt: so auf der verzierten Spitze des zweiten Lerchenberger Grabes (Abb. 393, Taf. XXXIV). Hier besteht die Verzierung in Reihen fein punktierter Dreiecke, eine Art,

die sich an einer von mir einst veröffentlichten gotländischen Lanze des 3. Jahrhunderts wiederfindet, doch hier auf Vorder- und Rückseite in vollem Spitzoval ausgeführt. In größerer Anzahl begegnen wir diesen verzierten Lanzenspitzen vom Ausgang des zweiten bis zum Ausgang des vierten Jahrhunderts in Schlesien, in der Südhälfte der Provinz Posen, in der Niederlausitz, Neumark, Mittelmark, vereinzelt auch in Gotland, Bornholm,

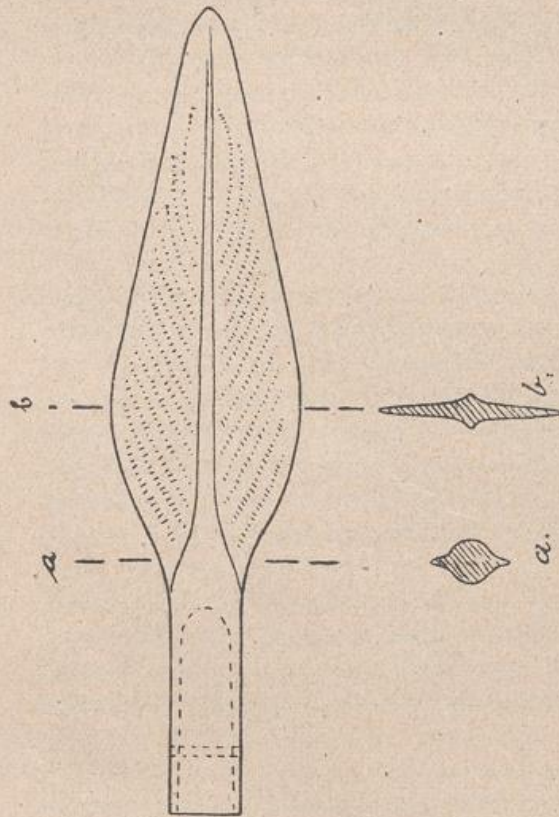


Abb. 391. $\frac{1}{2}$. Wilhelmsau, Kr. Niederbarnim, Brandenburg: aus einem reichen Reitergrabe, 4. Jahrh. nach Chr. (Koslinna: *Zschr. f. Ethnol.* 1905, S. 383).



Abb. 392. $\frac{1}{2}$. Straupitz, Kr. Lübben, Niederlausitz. Man beachte die fazettierte Tülle! (Koslinna: *Zschr. f. Ethnol.* 1905, S. 375, Fig. 5).

Süd-Norwegen, endlich im nördlichen Schleswig und benachbarten Sünen, wo eingedrungene Scharen von Ostgermanen eine Zeitlang gesiedelt haben müssen; in der Hauptsache also bei Wandalen und dem aus Westpreußen und Nordposen südwestwärts abgezogenen Teile der Burgunden. Dagegen kennen wir sie nicht aus dem nördlichsten Posen, aus ganz Westpreußen und Hinterpommern, also aus dem Hauptgebiete der Burgunden, aus den Gebieten der Rugier und Gepiden. Der Grund hierfür ist aber lediglich

der, daß seit Beginn der Kaiserzeit alle diese Stämme und eben nur diese Stämme, nicht die Wandalen, zu einem Grabritus übergehen, der die Mitgabe von Waffen ausschließt.

In ähnlicher Weise fand sich einmal der Helm einer Streitart aus einem Krieger-Grabe zu Strega, Kr. Guben, Niederlausitz, also aus einem Burgunden-grab, verziert; und unzählige Male sind auf burgundischem Gebiete und in Ostpreußen die langen graden Eisenmesser an ihrem Rücken oder am obersten Klingenteile längs des Rückens mit eingeschlagenen Strich-, Punkt- und anderen Reihen bedeckt; selten ist dies bei den doppelklingigen Eisenscheeren der Fall.

Die punzierte Lanzenspitze von Georgendorf im schlesischen Kreise Steinau (Abb. 394, Taf. XXXV) hat nun außer der eingeschlagenen ge-



Abb. 399. Südrussische Zeichen (Göthe: Mannus I, S. 122). a. Entartetes südeuropäisches Blitzzeichen. b. Abkürzung von a oder c. c. Hakenkreuz beeinflusst durch das südeuropäische Blitzzeichen; ebenso gebildet auf einem Eisenmesser dieser Zeit aus einem Grabe von Sohrde, Kr. Westhavelland. d. Mondzeichen auf altarartigem Unterbau.

Abb. 400. Sinnbilder auf den Runenlanzenspitzen von Müncheberg (a, d) und Kowel (b, c, d). a. Südeuropäisches Blitzzeichen. b, c. Abkürzungen davon und zugleich Hälften von entarteten Hakenkreuzen (vgl. Textabb. 399 c). d. Mondsichel.

strichelten Verzierung sowohl auf der Vorder-, wie auf der Rückseite am Tüllenansatz rechts vom Grate noch ein eingeschlagenes Dreieck mit gerundeten Seiten und einen Kreis mit Mittelpunkt, desgleichen an der Spitze des Blattes, jedoch hier in umgekehrter Anordnung: alle diese Vertiefungen sind mit Gold-einlagen ausgefüllt (in der Abbildung Taf. XXXV leider nur schwach sichtbar). Und derartige Gold- oder Silbereinlagen zeigt eine ganz Reihe von Lanzen-spitzen, die dann größtenteils auf diese mehr oder weniger reich ausgeführte Verzierungsweise sich beschränken. Hierunter erscheinen nun jene vorher genannten heiligen Zeichen, die nach Südrussland weisen, wobei ich nicht sowohl die bekannten Sinnbilder der Sonne oder des Venussterns (konzentrische oder einfache Kreise mit Innenpunkt) und des Mondes (Sichel), sowie das regelrechte Hakenkreuz und den Dreischentel, die wir auch jetzt antreffen, im Sinne habe, sondern vielmehr solche für das germanische Gebiet neuen

Zeichen oder Zeichenverbindungen (Abb. 398, Taf. XXXVII), wie das südeuropäische Blitzzeichen (Textabb. 399 a, 400 a). Auf der berühmten Müncheberger Runenlanze kehrt dies Zeichen noch verhältnismäßig treu wieder (Abb. 395, Taf. XXXV), auf der hier zum ersten Male bekannt gemachten Lanze von Janowo bei Amsee (Abb. 396, Taf. XXXVI) aber schon in recht entarteter Gestalt, sowohl bei seiner vollständigen Wiedergabe (rechtsstehende Ansicht) als in der Teildarstellung der Schwingen. Weiter ist hier zu nennen das scheinbare gestreckt liegende lateinische N (Textabb. 399 b, 400 b, c), das auf der nicht minder berühmten wolhynischen Runenlanze erscheint (Abb. 397, Taf. XXXVI), indes nichts anderes ist, als das verkürzte, nur zur Hälfte dargestellte Blitzzeichen oder die eine Hälfte eines durch das südeuropäische Blitzzeichen beeinflussten Hakenkreuzes (Textabb. 399 c). Seitenstücke zu der Sigur des sog. „Sonnenschiffes“ auf der links stehenden Abbildung der Müncheberger Lanze (Abb. 395, Taf. XXXV) finden sich auf zwei ganz ähnlich verzierten, aber runenlosen Lanzenspitzen eines Grabes von Grünchen, Kr. Lissa in Posen, die außerdem noch stärker entartete, unklare Zeichen oder Abkürzungen von Zeichen tragen.

Die Runenlanze von Müncheberg war die Waffe des Burgunden Raninga, dessen Name nur mit altnordisch rani 'Eberüssel' zusammenhängen kann. Da die altgermanische Schlachtordnung in Keilform nach dem Eberkopf ihren Namen führte, so kann der Name Raninga sehr wohl die Spitze eines solchen Eberkopfes, den Führer eines solchen Keils bedeuten. Die Koweler Runenlanze, sicher die Waffe eines Führers im Heere der Goten bei den Zügen von Ostpreußen her durch Westrußland nach dem Schwarzen Meere, gehörte einst dem Tilarids, was soviel wie 'trefflicher Reiter' bedeutet. Es ist hier nicht ohne Interesse, zu bemerken, daß einige unserer Prunklanzen wegen der mitgefundenen Sporen aus sicheren Reitergräbern stammen, wie die Lanzen von Georgendorf (Abb. 394, Taf. XXXV), Wilhelmsau (Textabb. 391), Sadersdorf (Kr. Guben, Niederlausitz), Czyszewo (Kr. Wreschen, Prov. Posen), während die übrigen einschlägigen Gräber hierüber nichts aussagen. Ein ostgermanisches Reitergrab des 4. Jahrhunderts aus Prieschka, Kr. Liebenwerda, in Ostzipfel der Provinz Sachsen, wies einen Eisensporn mit Silbereinlage sowie eine Pfeilspitze mit Goldeinlage auf (Berliner Museum).

Die Verbreitung der gold- und silbereingelegten Lanzenspitzen ist keine andere als die der einfach punzierten; nur daß sie noch, wie von den Goten nach Wolhynien, so von den Wandalen bei ihrer teilweisen Übersiedlung nach Nordungarn auch hierhin mitgeführt werden. Daß die verzierten Lanzen nicht etwa bloß Prunklanzen waren, zeigt schon der Umstand, daß sie von der germanischen Reiterei in den Kämpfen vor Alesia gebraucht worden sind (oben S. 183 ff.).

Wir haben soeben gesehen, daß sich die reichverzierten Lanzenspitzen zuweilen in Reitergräbern gefunden haben. Die Germanen waren zwar

kein Reitervolk in dem Sinne, wie die Ostländer, Skythen, Sarmaten, Parther, deren Heer nur aus Reitern bestand, wohl aber besaßen sie eine starke Reiterei und Reitkunst und Pferdezucht standen bei ihnen in hohem Ansehen. Nicht bloß die Bataver, Tenkterer sowie die Sweben, d. h. die Elbgermanen, waren als Reiter bei den Römern teils gefürchtet, teils stark begehrt, sondern auch bei den Ostgermanen spielt das Reiten im Kriege eine große Rolle. Denn auch die Basternen besaßen jene oben (S. 183) beschriebene gemischte Elitetruppe, bestehend aus vornehmen Reitern nebst je einem mitlaufenden Fußgänger, die vor der Schlachtordnung sich aufstellten. Und wie die thüringischen, waren auch die burgundischen Pferde ob ihrer Ausdauer und Schnelligkeit berühmt. Mit Recht sagt Müllenhoff, daß die hohe Stellung, die das Pferd in der heutigen Welt einnimmt, es hauptsächlich durch die Germanen erhalten habe.



Abb. 401. $\frac{1}{2}$. Rondsén, Kr. Graudenz, Westpreußen. Eisen-Sporn der Latène-Zeit.

Wie war nun die Reiterausrüstung bei den Germanen? Aus Cäsars Bericht erfahren wir nur etwas Verneinendes, nämlich daß die Germanen ohne Sattel ritten und alle verachteten, die davon Gebrauch machten. Indes scheint der Nutzen eines wenigstens ganz kleinen Sattels den Germanen später doch eingeleuchtet zu haben, denn auf einem der Bilder der Martusäule, auf das wir später noch genauer zurückkommen werden, also am Ende des 2. Jahrhunderts nach Chr., sehen wir, wie die Markomannen ihren kleinen Pferden solche kleinen Sättel von allerdings ganz unrömischer Form und ohne Decken angechnallt haben. Trensenknebel kennen wir schon seit der frühen Bronzezeit. Aber daß das Pferd so frühzeitig nicht nur gefahren, sondern auch geritten wurde, ersehen wir aus den Darstellungen der Felsenzeichnungen. Für unsere Zeit sind in erster Linie die Sporen beweisend, die sich in den Gräbern und während der späten Kaiserzeit sehr zahlreich auch in den großen Moorfunden Schleswigs und Südens finden.



Abb. 402. $\frac{1}{2}$. Mecklenburg.
Eisen; 2 Nieten. 1. Jahrh.
nach Chr.



Abb. 403. $\frac{1}{2}$. Dimoor,
Süden. Bronze mit
Eisenspiße; 4 Nieten.
Um 200.



Abb. 404. $\frac{1}{2}$. Lübgust, Kr.
Neustettin, Hinterpommern.
Bronze. 2. Jahrh. 2. Hälfte.



Abb. 405. $\frac{1}{2}$. Dimoor, Süden.
Bronze mit Eisenspiße. Um 200.

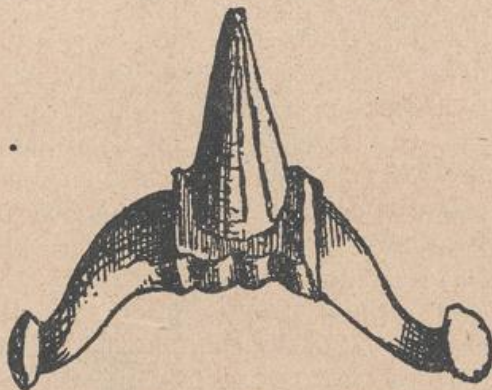


Abb. 406. Obliwitz, Kr. Lauenburg, Hinter-
pommern. Bronze. Anfang des 3. Jahrh.
Stachel vielskantig, hohl.

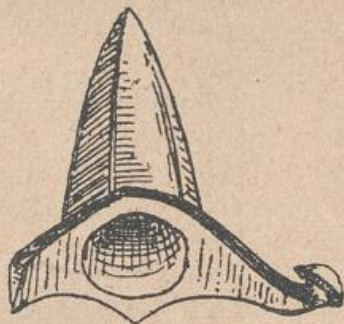


Abb. 407. $\frac{1}{2}$. Kreuz, Kr. Silehne,
Prov. Posen. Bronze. 3. Jahrh. (rechter
Knopf abgebrochen).



Abb. 408. $\frac{1}{2}$.
Eisen (Berl. Dhl. 1890, S. 197).
Smig. Bleil. 4. Jahrh.

Abb. 402–404 Bronze, Stuhlsporen; Abb. 407 Knopfsporn; Abb. 405–406
Mischformen; Abb. 408 Sporn mit kreuzförmigem Fortsatz und Innennieten.

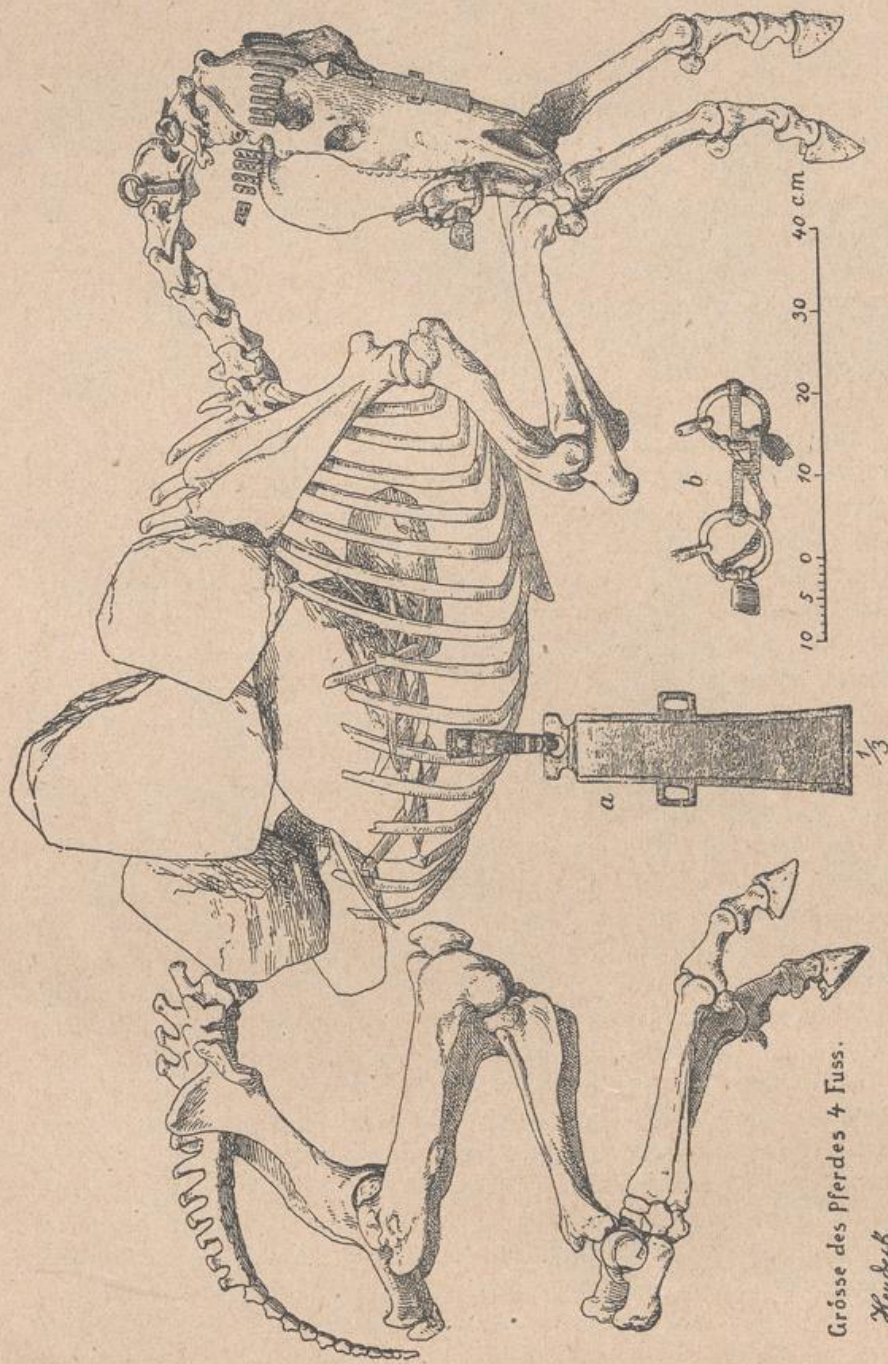
Der Sporn ist eine Erfindung der späten Latène-Zeit: gleichzeitig erscheint er bei Kelten und Germanen in charakteristisch dünner, geschweifter Bügel- und Stachelform mit den großen flachen Seitenknöpfen, wie sie ähnlich an den Nietten der germanischen Schildbucel derselben Zeit vorkommen (Textabb. 401). Im 1. Jahrhundert nach Chr. kommt bei den Westgermanen eine ganz neue Art Sporen auf, der Stuhlsporn. Hier sitzt der nun zu einem kräftigen Kegel gewordene Stachel auf einer dicken viereckigen, an zwei Seiten bogig stark ausgeschweiften Platte, dem Stuhl (Textabb. 402). Über der Stuhlplatte schiebt sich später ein Hals ein (Textabb. 403). Die beiden Flügel des Stuhls werden dann zu zwei dünnen geraden Querplatten (Textabb. 404). Die Befestigung geschieht hier durch Nietten.

Während des ersten und zweiten Jahrhunderts nach Chr. hat sich die alte Form des latènezeitlichen Knopfsporns bei Ostgermanen fortgebildet; um 200 etwa tauchen Mischformen zwischen der Form des spätesten Stuhlsorns (Textabb. 404) und der des Knopfsporns auf (Textabb. 405, 406). Ostgermanisch ist auch eine neue Art Knopfsporen, die eine stark gedrungene Gestalt hat und von mir seit langem Dimoorsporn (oder Dimosesporn) genannt wird, weil in dem Moorfund von Dimose diese Form der Sporen ganz besonders häufig ist (Textabb. 407).

Ins 4. Jahrhundert gehören dann die wieder sehr schlank und zierlich gewordenen Formen mit kreuzförmigen Fortsätzen an der Bügelmitte und mit inneren sehr zarten Knöpfen, die zum Vernieten auf ledernen Sporenkappen dienten (Textabb. 408).

Daß dem toten Reiter das Pferd auf den Scheiterhaufen nachfolgte, wissen wir durch Tacitus. Als im 3. Jahrhundert nach Chr. die Sitte der Körpergräber stärker auffam, muß das getötete Pferd zu dem Krieger ins Grab gesenkt worden sein. Doch sind derartige Funde nicht häufig. Ein solches Pferdgrab aus dem östlichen Samland zeigt uns die Ausrüstung eines germanischen Pferdes (Textabb. 409) wenigstens insoweit, daß wir sehen, der Stirnriemen war mit Bronzestäben verziert, die winklig geknickte Eisentrense hatte große Bronze-Zügelringe (größere Abb. in b) und die bronzene Nasenschiene (größere Abbildung in a), über deren Stellung man trotz ihres öfteren Vorkommens bis dahin nicht sicher unterrichtet war, lag in der Tat mitten auf der Nase und hing nicht etwa in störender Weise vor den Nüstern und dem Maule lose herunter, wie es noch Sophus Müller angenommen hatte (Taf. XXXVIII). Das Pferd von Kl. Gieß ist nur 4 Fuß hoch gewesen; auch in Dänemark war das Kriegsroß damals klein; und das Pferd des Reitergrabes in Neukölln bei Berlin, das um 500 nach Chr. fällt, war ein Hengst von 1,40 m Höhe. Die germanischen Streitrosse waren nicht etwa aus der Fremde bezogen, sondern gehörten einer alleinheimischen Rasse an.

Der große Thorsberg-Moorfund, dessen Ausbeute das Kieler Museum beherbergt, enthält am zahlreichsten und vollständigsten die kostbaren Auf-



Grösse des Pferdes 4 Fuss.

Heyden

Abb. 409. Kl. Siltig, Kr. Labiau, Ostpreußen: Hügelgrab mit Steinlage, darunter das Pferd. Sonderabbildungen: a, die Kastenreue, b, die Trense.

zäumungen für Streitrosse, die den Ostgermanen der späteren Kaiserzeit eigen sind: darunter solche, wo sich an die Trense prachtvolle etwa $\frac{1}{2}$ m lange Bronzegliederketten anschlossen, deren Enden in den ledernen Zügel übergingen (vgl. Abb. 410, Taf. XXXVIII). Daß die germanische Aufzäumung



Abb. 411. $\frac{1}{4}$.



Abb. 413. $\frac{1}{4}$. Eisen.



Abb. 412. $\frac{1}{4}$.

Abb. 411—413. Hohenferchesar, Kr. Westhavelland, nördlich von Brandenburg.
Mäanderurne in 2 Ansichten nebst 2 Eisensibeln.

sich aber doch nicht in der Weise auf die Kopfsäumung nebst Zügeln beschränkte, wie es in dem Reiterbilde dargestellt ist, beweist eine sauber ausgeführte westgermanische Mäanderurne aus dem Havellande (Textabb. 411—412). Dieses Grabgefäß, dem zwei Eisensibeln (Textabb. 413) beigegeben waren, die einer

durchaus ostgermanischen späten Reihe aus der Gruppe der stark profilierten Fibeln (Textabb. 295) angehören, jedoch eine ganz einzig dastehende Sonderbildung vertreten, zeigt ein zwar nur in Rädchentechnik, dennoch aber recht lebenswahr gezeichnetes aufgeäumtes Streitroß. Und hier kann man erkennen, daß außer der Mähne und dem Zügel auch der Springriemen und der Schwanzriemen klar dargestellt sind. Die Aufzäumung des germanischen Reitpferdes des 3. Jahrhunderts — denn aus dieser Zeit stammt die Mäanderurne, eine der spätesten ihrer Art — war also der heutigen sehr

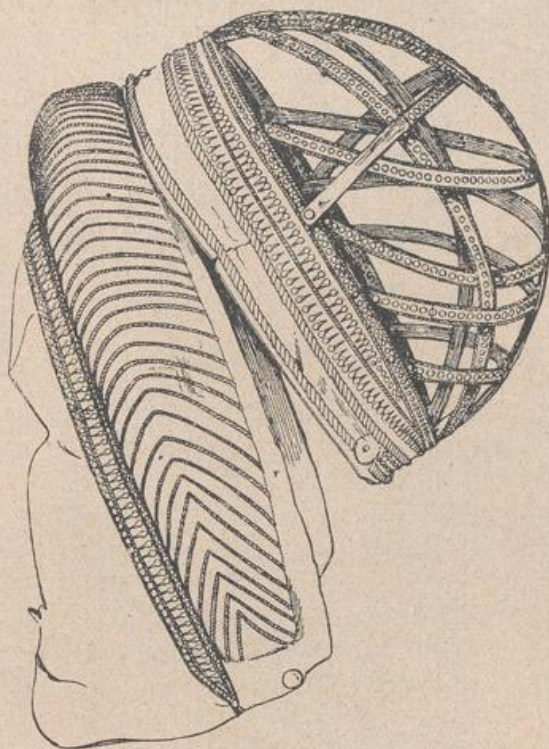


Abb. 414. ^{1/a}. Thorsberg, Schleswig. Silberhelm.

ähnlich. Es fehlt hier indes der Sattel mit dem Bauchriemen. Das bedeutungsvolle Gefäß und der ganze Grabfund befindet sich im Besitz des Herrn R. Stimming in Großwusterwitz, der mir die Abbildung zu erstmaliger vollständiger Veröffentlichung übergeben hat.

Das Haupt des Reiters (Taf. XXXVIII) schmückt ein silberner Helm, der wiederum einem Stück des Thorsberger Moorfundes nachgezeichnet ist. Der Thorsberger Helm (Textabb. 414) ist einer römischen Gesichtsmaske nachgebildet worden, doch fehlt ihm das Einsatzstück, das nur Augen und Mund frei ließ und das auf dem Reiterbild frei eingefügt worden ist. Rückwärts angefügt ist dem Gesichtsteil aber eine durchaus im germanischen Stile gearbeitete, aus Silberbändern bestehende Kopfkappe und ein silbernes,

in demselben Stile gearbeitetes rahmenförmiges Verbindungsstück zwischen Kappe und Gesichtsmaske.

Die Vorbilder für den Armelrock und die Hosen der beiden Krieger hat gleichfalls der Thorsberger Sund geliefert, eine vollständige Ringbrünne aber, wie sie der Reiter über dem Rock trägt, der Vimoorfund. Eine solche vollständige Brünne, wie sie außerhalb der Moorfunde nur selten in germanischen Gräbern vorkommt, besteht aus etwa 20,000 Eisenringen, die reihenweis abwechselnd teils zusammengeschmiedet, teils genietet sind, in der Art, daß jeder Ring immer mit vier Nachbarringen verkettet ist. Man hat berechnet, daß die Zeit zur Herstellung einer solchen Brünne für einen einzigen Arbeiter auf ein ganzes Jahr sich belaufen haben würde.

Am dünnen runden Holzschilde bemerkt man die Bronzееinfassung des Randes mit den nach innen gerichteten Ösen und den oben sich verbreiternden Stangenschildbuckel: alles ostgermanische Formen. Lanzenstäfte haben besonders reich die Funde aus dem Vimoor und dem Nydammoor enthalten, letzteres in Schleswig gelegen gegenüber Sonderburg auf Alsén. Eschenholz wurde für diese Stäfte, die bis $3\frac{1}{2}$ m Länge erreichten, bevorzugt. In der Mitte war die Wurfschlinge angenagelt. Über die Eisenspitzen der Lanzen und der Wurfspeer — letztere mit Widerhaken versehen — haben wir oben bereits alles Notwendige mitgeteilt. In den Gräbern finden sich meist zwei Lanzen als Beigabe niedergelegt; daher trägt der Reiter des Bildes auch zwei Spitzen, eine Lanze und einen Speer. Außerdem hat er ein kurzes breites Schwert, eine seltenere Form, die römischer Art nachgebildet war; der Fußgänger dagegen das gewöhnliche lange, schmälere Schwert germanischer Art, dessen Scheide in ein scheibenförmiges Ortband ausläuft.

Der Reiter trägt sein Schwert an einem reichgeschmückten Schultergürtel mit schöner Schnalle, wie ihn das Vimoor geliefert hat; am Leibgurt hängt ihm ein beiderseits spitzoval gestalteter Quarzit, dessen Mittelfurche anzeigt, daß er zum Feuerschlagen gedient hat. Die spitzovale Form ist eine Weiterbildung der älteren runden Form, die wir aus einem der westhavelländischen Grabfunde (Abb. 387, Taf. XXXII) kennen gelernt haben. Zu dem Quarzit gehörte ein Feuerstein zum Anschlagen des Funken und ein Holzkästchen mit Zunder, worin der Funke aufgefangen wurde; beides hing neben dem Quarzit am Gürtel.

Der Fußgänger trägt einen Bogen, eine jetzt, wie es scheint nach langer Pause, bei den Germanen wieder auftommende Waffe; weiter einen hölzernen Köcher für die Pfeile (hinter dem Schwerte). Die Pfeilstäfte hatten am hinteren Ende einen Einschnitt, zum Anlegen der Sehne, und Harzreste, die von der Befestigung der vier Reihen von Siedern herrühren, die dem Pfeile die Flugrichtung sichern sollten.

Man sieht, über die Ausrüstung der germanischen Krieger der späteren Kaiserzeit sind wir vorzüglich unterrichtet. Und wir müssen staunen darüber,

wie reichhaltig, wie vorzüglich gearbeitet, wie geschmackvoll gestaltet diese ganze Ausrüstung war.

Ehe wir aber die Schilderung der germanischen Kultur der Kaiserzeit abbrechen, kehren wir aus dem vierten Jahrhundert noch einmal auf kurze Zeit zu dem ersten, zweiten und dritten Jahrhundert zurück, um mit einer Art von Grabbeigaben den Beschluß zu machen, die nicht ohne Absicht erst hier behandelt wird. Es ist das Trinkhorn, für Germanenfreunde und Germanenhasser gleichermaßen ein Gegenstand der Freude oder mindestens besonderer Teilnahme.



Abb. 415. $\frac{1}{1}$.



Abb. 416. $\frac{1}{1}$.



Abb. 418. $\frac{1}{1}$.



Abb. 417. $\frac{1}{1}$.

Abb. 416—418. Böhmen, Bronze-Spizenbeschläge vom Trinkhorn.

Die Sitte, Tier- und besonders Stierhörner als Trinkgefäße zu benutzen, ist selbstverständlich uralte, höchstwahrscheinlich bereits steinzeitlich. Aus der jüngeren germanischen Bronzezeit haben wir einige Funde schön gegossener Bronze-Trinkhörner, die in dem äußersten Ostzipfel damaliger Germanen-Ausbreitung, dem untersten Weichselgebiet, zum Vorschein gekommen sind. Aus Cäsars Schilderung wissen wir, daß die Germanen seiner Zeit bei besonders festlichen Mahlen Hörner vom Urstier, deren Mündung mit Silber beschlagen war, als Trinkgefäße brauchten. Derartigen Silberbeschlag kennen wir nur aus seltenen Fällen und auch erst aus der allerfrühesten Kaiser-

zeit (Textabb. 427). Trinkhornbeschläge aus Bronze dagegen erscheinen in Gräbern zuerst beim Übergang von der Latènezeit in die Kaiserzeit, also etwa aus augusteischer Zeit. Vorher war es offenbar nicht üblich, derartige Gegenstände den Verstorbenen ins Grab mitzugeben.

Wir besitzen mannigfache Arten des Spitzenbeschlags der Trinkhörner. In ältester Zeit ähneln sie in der Profilierung den Riemenzungen d. h. es sind längliche sich verengende Röhren, die in einem halbfugeligen Knopf endigen (Textabb. 415), bald aber werden sie vasenförmig (Textabb. 416, 417) gestaltet. Daneben erscheint eine sehr einfache, wenig schöne Gestaltung in Form einer Dreiviertelfugel mit kurzem Röhrenansatz



Abb. 421. $\frac{2}{3}$ s.
Bronze. Holubice, Böhmen.



Abb. 424. $\frac{1}{1}$. Böhmen, Bronzeglieder von Trink-



Abb. 426. $\frac{1}{1}$.

Böhmen, Bronzeglieder von Trinkhornfetten.

(Textabb. 418—420). Der Mündungsbeschlag ist anfangs auch ziemlich einfach, nur wenig profiliert (Textabb. 427), am Horn oft durch kleine angenietetete Zungen festgehalten (Textabb. 421). Später stellen sich hier reiche, gepreßte Verzierungen ein. Am mannigfaltigsten sind die Bronzewingen für die Enden oder die Verzweigungsstellen des Tragriemens gestaltet; sie sind bisher in den Veröffentlichungen fast niemals als Bestandteile des vergangenen Trinkhorns erkannt worden (Textabb. 422—424). Dazu kommen Zierbeschläge für diesen Riemen (Textabb. 425, 427) oder Ersatz des Riemens durch ganze Bronzefetten (Textabb. 426), die namentlich im 3. Jahrhundert, der letzten Zeit für die Sitte der Trinkhornbeigabe, prächtiger ausgestattet wurden.

Ein zum Teil auch im Hornstoff erhaltenes Stück mit einfachem Münd-

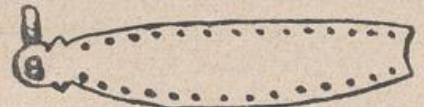


Abb. 425. $\frac{1}{1}$.



Abb. 422. 423. $\frac{1}{1}$.



Abb. 419. $\frac{1}{1}$.



Abb. 420. $\frac{1}{1}$.

Abb. 422. 423. 425. 419. 420. Lünow, Kr. Westhavelland, Brandenburg; Skelettgrab.
Bronze-Trinkhornbeschlüge. 2. Jahrh. nach Chr. (vgl. Textabb. 386).

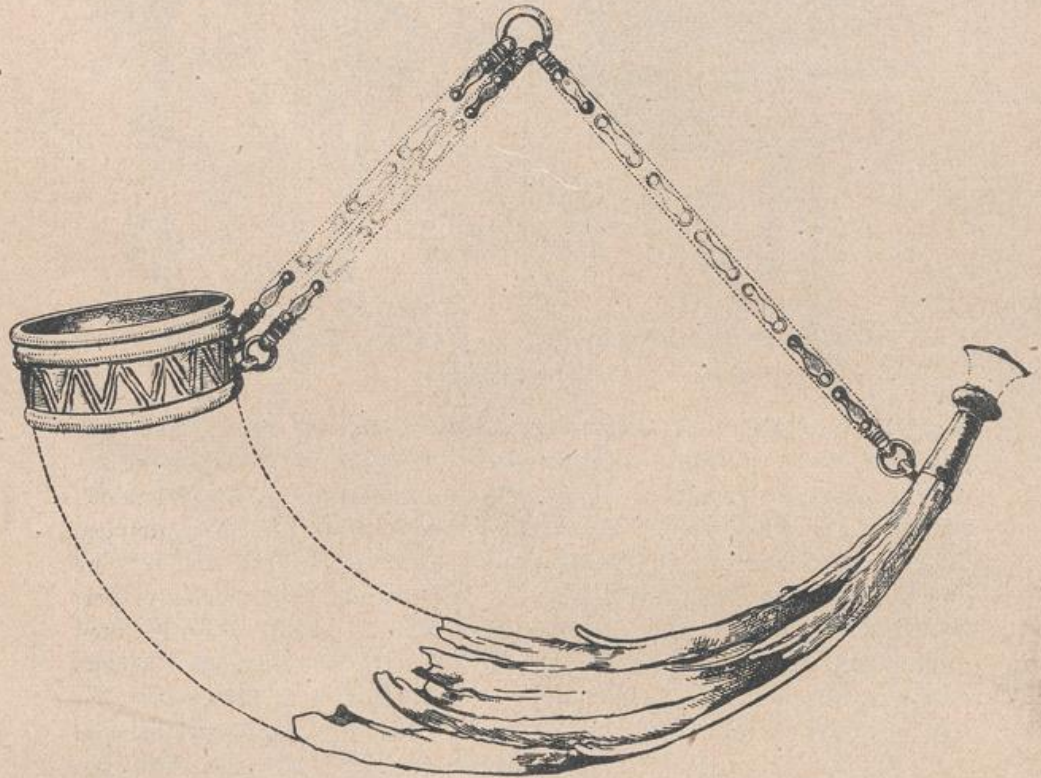


Abb. 427. $\frac{1}{2}$. Lübsow, Kr. Greifenberg, Hinterpommern. Ostgermanisches Trinkhorn
mit Silberbeschlügen. Ende des 1. Jahrh. nach Chr.
Die Ergänzung des Spitzenbeschlages ist wahrscheinlich unrichtig (vgl. Textabb. 417).
(Pernice: Prähistor. Zfchr. IV, S. 144.)

dungs- und Spitzenbeschlag, aber gut gearbeiteten Riemenbeschlägen und Mittel- und Endzwingen zeigt Textabb. 427. Es stammt aus dem großartigen Grabe einer ostgermanischen Fürstin vom Ende des 1. Jahrhunderts nach Chr., das in Lübsow in Hinterpommern zum Vorschein kam und neben zahlreichen südeuropäischen Bronze-, Silber- und Glasgefäßen reichen einheimischen Silberschmuck enthielt.

Es hat sich immer klarer herausgestellt, daß die Beigabe von Trinkhörnern, die meist in doppelter Anzahl geschah, durchaus nicht immer ein Männergrab kennzeichnet, sondern daß Trinkhörner ebenso wie reiche Säße des zur Weinbereitung und zum Weinschenken gebrauchten eingeführten römischen Bronzegeschirrs auch in Frauengräbern erscheinen. Es hängt dies offenbar mit der Sitte zusammen, daß es Sache der Frau war, die richtige Würze des Trinkstoffes, sei es Wein oder Gerstensaft, herzustellen, und dann vor allem dem Manne oder den Männern das gefüllte Trinthorn unter freundlichem Zutrinken zu kredenzen.

Die hier in langer Reihe vorgeführten Beispiele der Selbständigkeit germanischer Kultur und der im allgemeinen bei den Germanen geltenden Ablehnung römischer Dinge zu einer Zeit, da die Römer den Germanen räumlich so nahe gekommen waren, wie nie zuvor und nie danach, müssen hier genügen und werden sicher auch völlig ausreichen, um zu zeigen, was es mit jener Ansicht von der kulturlosen 'Wildheit' der Germanen vor der Berührung mit Römertum für eine Bewandnis hat.

Ein Volk wie die Germanen, das bereits eine Jahrtausende alte Kultur hinter sich hatte, das eine solche Periode durchlebt hatte, wie wir sie als die germanische Bronzezeit kennen und bewundern gelernt haben, das darf man nicht einmal Barbarenvolk nennen, mögen auch die Römer und mehr eigentlich die Nachrömer, die Romanen, und mit ganz besonderer Vorliebe die heutigen Franzosen, solches tun. Das sichts uns ebensowenig an, als wenn sie uns so zu nennen heute zuweilen belieben, — wenn sie nämlich über einen unserer Erfolge besonders ergrimmt sind —, uneingedenk ihrer eigenen wirklichen Barbareien, deren Zeugen die deutschen Rheinlande heute noch allenthalben aufweisen.

Das alte Rom jedoch hat von den Germanen nur mit der größten Hochachtung gesprochen, abgesehen von den Jahren hochgehender Erregung unmittelbar nach der Varusschlacht. Keiner der Feinde war in Rom in den ersten Jahrhunderten nach Chr. so gefürchtet und so hoch bewertet wie die Germanen: Tacitus mit seiner Bewunderung dieses Volkes ist da nicht etwa eine Ausnahme, ein sentimentaler Schwärmer für ein erträumtes Ideal oder gar Idyll, sondern nur der Widerhall der öffentlichen Meinung Roms. Darum sind die Germanen in dieser Epoche von griechisch-römischen Künstlern auch so unzähligemal bildlich dargestellt worden und dies in einer Weise, daß wir

uns doppelt freuen können. Einmal über die sichtliche Vorliebe, mit der diese Bildhauer bemüht sind, der äußeren Erscheinung der Germanen im rein körperlichen Typus wie im geistigen und seelischen Charakter voll gerecht zu werden. Dann noch mehr darüber, daß wir in diesen Gestalten erkennen können: sie sind Bein von unserem Bein, Blut von unserem Blut und damit auch Geist von unserm Geist.

Den Römern erschienen die Germanen nach des Tacitus Ausspruch als ein durchaus eigenartiger, reiner und nur sich selbst gleicher Menschenschlag. Als hervorstechendes Sondergut aller Germanen wird in der literarischen Überlieferung des gesamten Altertums einmütig genannt: zuerst der auffallend hohe, dabei schlanke Wuchs, der in der Jugend mit straffen Gliedmaßen, bei reiferen Jahren mit einer gewissen aber doch sehr gemäßigten Fülle des muskulösen Fleisches sich verband, stets aber mit größter Körperkraft und mit selbstbewußt stolzer Haltung gepaart war.

Die zweite hervorstechende Eigenschaft des germanischen Typus ist die sogenannte helle Complexion, zu der eine weiße und zugleich rosige Gesichtsfarbe, überhaupt durchsichtige Helle der gesamten Haut, sowie der „Augen Bläue“ und eine Fülle blonden Gelockes gehören. Von den germanischen Frauen wird zudem ihre imponierende Schönheit oft genug gepriesen.

Was zur Vollendung des germanischen Typus hier noch fehlt, weil es dem Laien im Altertum so wenig sich aufdrängte, wie es heute der Fall ist, das sind Angaben über Kopf- und Gesichtsgestaltung. Hier leiten uns ergänzend die Grabfunde, denen wir entnehmen, daß Langköpfigkeit und Langgesichtigkeit bei den Germanen durchaus vorherrschend waren. Zu dem hohen, schmalen, kräftig profilierten Gesicht gehören eine längliche, schmale, feine Nase, die entweder gerade oder hakenförmig, als Adlernase, gestaltet ist, zurücktretende Jochbeine, stark vortretende Augenbrauen und eine breite, flache, nicht steil, sondern allmählich sich aufwölbende Stirn.

Was uns geschichtliche Überlieferung und archäologische Funde über das Aussehen der Germanen lehren, finden wir glänzend bestätigt durch die Bildwerke des Altertums.

Mit den Germanen kam die Welt des Mittelmeeres in erste Berührung am Schwarzen Meere und an der unteren Donau. Dort war der aus Ostdeutschland ausgewanderte germanische Stamm der Basternen, von dem wir oben (S. 147) eingehenderes gehört haben, seit etwa 240 vor Chr. zwei Jahrhunderte lang ein sehr unangenehmer Nachbar der Südeuropäer. Zuerst der griechischen Kolonialstädte in Südrussland, wie Olbia, dann auch jenes Zweiges der großen thrakischen Völkerverwandtschaft, der schon südlich der Donaumündung in der Dobrudscha und weiter nach dem Balkan zu seine Sitze hatte, der Geten. Um die Mitte des 2. Jahrhunderts vor Chr. verhandeln die letzten makedonischen Könige mit den Basternen, um sie als Soldtruppe gegen

die Römer zu gewinnen, ebenso Mithradates im 1. Jahrhundert vor Chr. Im Jahre 61 vor Chr. endlich verlor der römische Prokonsul G. Antonius, als er gegen den thrakischen Zweig der Myser, der westlichen Nachbarn der Geten, marschierte, bei Istropolis in der Dobrudscha Heer, Feldzeichen und Ehre an die stets schlagfertigen Basternen, die den Mysern zu Hilfe geeilt waren. Die eroberten römischen Feldzeichen gaben die Basternen in der dem Schlachtfeld benachbarten Hauptfestung der Geten, zu Genucla, in Verwahrung. Cäsar wurde nur durch den Tod gehindert, den lange geplanten Feldzug gegen die Daken im östlichen Ungarn und Siebenbürgen, sowie gegen die Geten und Basternen auszuführen, die alle damals mächtig südwärts drängten. Erst Oktavian griff hier wirksam ein, sobald er durch die Seeschlacht bei Actium zur Alleinherrschaft über das römische Weltreich gelangt war.

Auf seinen Befehl sicherte der Feldherr Licinius Crassus in zweijährigen Kriegen, 29—28 vor Chr., nicht nur die römische Provinz Makedonien, sondern er erreichte teils durch unermüdete Ausnutzung der römischen Überzahl an Truppen, teils durch ebenso treulose als grausame Kriegslisten, wie sie die Römer gegen gefürchtete nordische Völker anzuwenden ja stets bereit gewesen sind, daß die Basternen sich über die Donau nach Norden zurückzogen, daß die Myser, die Bewohner etwa des heutigen Bulgariens, gezüchtigt wurden, daß die im Rücken des römischen Heeres aufständischen südlichen Stämme der Serder und Maider, also die eigentlichen Thraker, zum Gehorsam gegen Rom zurückkehrten, endlich daß die Geten in der Dobrudscha nach einer Reihe von Niederlagen die von Prokonsul Antonius an die Basternen einst verlorenen Feldzeichen in Genucla an ihn wieder ablieferten.

Ein großartiger Triumphbau in Form eines mit hochragenden Trophäen bekrönten Rundturms, nahe bei dem heutigen Adamklissi in der Dobrudscha, sollte das dauernde Wahrzeichen dieser Siege sein. Es zeigt in einem unterhalb des Daches umlaufenden Fries und auf einem den Dachrand überragenden Kranz von Zinnen die vier von Crassus besiegten Volksstämme, sowohl die als Feinde weniger hervorgetretenen Thraker und Myser, als auch die germanischen Basternen nebst den mit ihnen verbündeten Geten, diese beiden Stämme in bevorzugter Weise dargestellt. Die Gegend von Adamklissi in der Dobrudscha, nahe demjenigen Knie der Donau, wo sie zum letzten Male die Richtung nach Norden einschlägt, um die Westgrenze der nördlichen Dobrudscha zu bilden, war offenbar dieselbe Stelle, wo einst Genucla lag, und wo ganz in der Nähe, bei Istropolis an der Donau, das Heer des Antonius von den Basternen vernichtet worden war. Von hier aus, an der dem Feinde zugekehrten Grenze des neueroberten Landes, schaute das gewaltige Siegesdenkmal, das zugleich ein Sühnedenkmal war, drohend in das Gebiet der Basternen hinüber. Und es hat lange Zeit seine Wirkung getan. Während die anderen von Crassus besiegten Donaustämme Rom andauernd feindlich gesinnt blieben, schlossen die Basternen nunmehr Freundschaft mit Rom und

hielten sie ein ganzes Jahrhundert. Denn erst in den Wirren des Dreikaiserjahres, das dem mit Neros Tode erfolgten Aussterben der julisch-klaudischen Dynastie folgte und dem Emporkommen der flavischen Dynastie voranging, sehen wir die Basternen an den Einfällen der sarmatischen und dakischen Stämme über die Donau in die römischen Provinzen hinein beteiligt. Aber schon nach wenigen Jahrzehnten, zu Trajans Zeiten, zeigen sie sich wieder als Freunde Roms.

Was wir heute als Ruine des Triumphdenkmals sehen (Abb. 430, Taf. XXXIX), zeigt uns nichts von dem eigentlichen, gewaltig zum Himmel ragenden Turmbau: von dem einst freistehenden Oberbau mit der Trophaion-Bekrönung und auch vom Dach sind nur schwache Trümmerreste am Boden zerstreut aufgefunden worden und es bedurfte der eindringenden Genialität Surtwänglers, um aus diesen Trümmern die wahre einstige Gestalt in ihrer imposanten Größe von neuem erstehen zu lassen (Abb. 431, Taf. XL). Was man in dem Ruinenbilde sieht, ist der kreisförmige Mantel von Betonmasse, der sich um den von unten auf in Quadern erbauten Kern des massiven Fundaments des oberen Turmbaus legt, gleichsam den Innenturm. Nach außen hin aber war der allein sichtbare, aus Bruchsteinen und Kalkmörtel bestehende Betonmantel zugleich wieder der Kern für die äußere Quaderbekleidung, die auch völlig abgefallen ist oder abgebrochen worden ist, indes aus den verstreuten Trümmern fast vollständig wiederhergestellt werden konnte. Erhalten ist dagegen der Unterbau von sieben sehr hohen Stufen, der von einem Plattenpflaster umgeben war. Der Durchmesser dieses Stufenbaues beträgt 38,80 m und genau so viel beträgt die Höhe des ganzen Denkmals nach Surtwänglers Wiederherstellung, wodurch ein Verhältnis gewonnen wurde, wie es in der römischen Baukunst beliebt war.

Die über dem Stufenbau befindlichen sechs Lagen des Quadermantels sind wie das ganze Denkmal aus einem sehr harten, gleichmäßig weißen Kalkstein hergerichtet worden, wie er für die römische Provinzialkunst der frühesten Kaiserzeit charakteristisch ist. Sie werden oben abgeschlossen durch einen Rankenfries, dessen Akanthusblatt genau der Form entspricht, die dieses Blatt auf dem in den Jahren 13—9 vor Chr. erbauten Marmorwerk der Ara Pacis des Augustus zu Rom zeigt. Die Akanthusranken endigen in Wolfsköpfe statt der sonst hier üblichen Blüten. Darüber zieht sich die schon erwähnte Reihe von Metopen mit Bildern von Kriegsszenen hin, von einander getrennt und zugleich hervorgehoben durch ganz flach gehaltene Pilaster, die mit Ranken oder senkrechten Kannelüren bedeckt sind. Die Höhe des Frieses beträgt 1,48 m, also genau 5 römische Fuß, die Breite jeder Metope 1,16 m. Über dem Fries läuft ein Architrav, den Palmetten schmücken, die durch strichartige Doppelspiralen verbunden sind. Darüber das Gesims und endlich der abschließende Kranz von Zinnen, deren jede, wie die Metopen 1,48 m hoch, aber nur 0,88 m breit, das Bild eines einzigen gefesselten Ge-

fangenen bietet; zwischen je zwei Zinnen außerdem ein liegender Löwe als Wasserspeier.

Bis hierher mißt die Höhe des Denkmals 11,40 m; hinter den Zinnen steigt das schuppenförmig gedeckte Dach sanft an in einer Höhe von 5 m und stößt oben an den Quaderturm, der im verdeckten Innenbau quadratisch und nach oben freisrund gestaltet ist, mit einem Durchmesser von 9,1 m. Nach seinem Austritt aus dem Betonmantel geht der Quaderturm in einen sechs-eckigen Oberbau über, der aus einem niedrigeren Untergeschoß und einem hochstrebenden Obergeschoß besteht. Diese Anordnung der beiden Geschosse durch Surtwängler ist offenkundig die richtige gegenüber der von Niemann zuerst vorgeschlagenen umgekehrten, bei der der niedrige Teil als Obergeschoß gedacht war, wodurch nur ein schwerfälliger, ja plumper Eindruck erzielt wird: sie ist eines der feinsten Stücke in Surtwänglers völlig neugeschaffener Gestaltung des ganzen über dem Dach befindlichen Teiles des Denkmals. Nun erst läßt das schlanke Obergeschoß das Tropaion zu seiner ganzen gewaltigen Höhe sich emporrecken, um über die Lande hinaus der Römer Macht zu verkünden. Das Obergeschoß trägt an der Nordseite, der Vorderseite, den Inschriftstein und wird bekrönt von einem Architrav, der durch Darstellung aneinandergereihter Schilde nach griechischer Sitte als Waffenfries gebildet ist. Nun folgt das eigentliche Denkmal, das Tropaion, zu dessen Füßen eine Kolossalgruppe dreier Kriegsgefangener sich befindet, ein gefesselter stehender Mann zwischen zwei sitzenden Frauen. An dem Panzer des Tropaions ist der die Feinde niedersprengende Feldherr, ein stehendes Motiv der Triumphaldenkmäler dieser Zeit, angebracht. Bedeutungsvoll ist wiederum das Maß der Hauptteile des Oberbaues; seine Höhe von 11,20 m entspricht genau der Höhe des von ihm getragenen Tropaions.

Betrachtet man das Ganze dieses Aufbaues, so wird man sich dem großartigen Eindruck nicht entziehen können und ebensowenig den künstlerisch feinst empfundenen Einzelheiten der Ornamentik seine Bewunderung versagen. Der schwache Punkt bleibt allein die Lösung der bildnerischen Aufgaben, was wir um so mehr bedauern müssen, da dies ja der Angelpunkt ist, an dem unsere Teilnahme für dieses Denkmal hängt.

Wir sprachen von dem Inschriftstein. Mit der Inschrift hat es in diesem Falle seine besondere Bewandnis. Kein Triumphaldenkmal ist denkbar ohne die Inschrift, die seine Bestimmung kund tut. Solche kolossalen turmartigen Rundbauten mit Tropäen kennen wir schon seit dem Jahre 121 vor Chr.: damals wurde eines in Südfrankreich errichtet, als die Gallier dort geschlagen worden und Gallia Narbonensis als erste Provinz eingerichtet wurde. Dann hat Sulla in Bötien ein solches erbaut, ebenso Pompejus im Jahre 72 vor Chr. in Spanien, nachdem er den Sertorius vernichtet hatte. Weiter wurde in La Turbia auf der Höhe bei Monaco im Jahre 7/6 vor Chr. dem Augustus, von Senat und Volk ein Denkmal gewidmet, das heute noch sichtbar ist,

„Tropäa Augusti“ genannt, zum Andenken an die Unterwerfung der Alpenvölker durch Augustus. Er bestand aus einem runden Turmkern, über den ganz wie bei dem Denkmal bei Adamklissi, ein Betonmantel aus Bruchsteinen und Mörtel gelegt war, hier jedoch nicht mit rundem, sondern quadratischem Unterbau.

Dann hat Drusus im Jahre 9 vor Chr. an der Elbe einen „Tumulus nach Art der Tropäa“ aufgeführt, also in Ermangelung von Bausteinen einen Erdbau, mit Inschrift und Waffenbekrönung. Und ebenso hat Germanicus an der Weser einen ‘agger’, d. h. den örtlichen Verhältnissen entsprechend, eine Erdausschüttung hergestellt, gleichfalls „nach Art der Tropäa“, und mit monumentaler Weiheinschrift versehen, wie Tacitus berichtet.

Immer also stehen solche Tropäen an der Grenze eines zwar schnell eroberten, aber noch nicht römisch besiedelten Landes, eines Landes, das noch nicht auf die Dauer unterworfen erschien, noch kein gesicherter Besitz war. Solche Tropäen entsprechen also gewissermaßen unseren Schlagenshissungen in besetztem, aber vorläufig wieder verlassenen fernen Koloniallande. Niemals fehlt ihnen die Weiheinschrift.

In dem Sinne ist unser Denkmal ein unfertiges geblieben. Denn der Sieger Crassus kam nicht dazu, den Wortlaut der Inschrift festsetzen zu können. Der junge Kaiser Oktavian war eifersüchtig auf den ihm von nun an allein zustehenden Titel eines Imperators. Allein Crassus verlangte für seine großen Erfolge nach republikanischer Sitte nicht nur den Triumph in der Reichshauptstadt, der ihm bewilligt wurde, sondern auch den Imperatortitel. Davon aber wollte Oktavian nichts wissen. Die Verhandlungen hierüber werden sich so lange hingezogen haben, daß Crassus schließlich nach Rom zurückging, ehe die Inschrift ihre Fassung erhalten konnte. Und so ist sie von ihm überhaupt nicht angebracht worden.

Diejenige Inschrift, die der Inschriftstein trägt, rührt nicht von Crassus, sondern erst von Trajan her. Inzwischen hatte sich nämlich in der Dobrudscha allerlei für die Römer wenig Ehrenvolles zugetragen, besonders unter Domitian. Die Daker waren unter dem Könige Dekebalus von neuem zu großer Macht gelangt. In den Jahren 86 und 89 nach Chr. wurden zwei römische Heere von ihm völlig geschlagen; die beiden römischen Heerführer verloren dabei ihr Leben. Die Dobrudscha kam damals in die Macht der Daker und hierdurch war nach römischer Auffassung das Triumphaidenkmal des Crassus entweiht und besleckt. Als Trajan siebzehn Jahre später das Dakerreich vernichtet hatte, konnte er das nun wieder gereinigte Denkmal jenem seit Augustus im römischen Heere besonders hoch verehrten Gotte weihen, dem Mars Ultor, dem rächenden Kriegsgotte. Und bei der neuen Weihe des Denkmals konnte Trajan sehr wohl eine Inschrift hierüber anbringen, auch wenn er baulich nicht zuviel daran erneuert hatte. Die Inschrift besagt, soweit die verlorenen Worte und Wortteile zu ergänzen sind, nichts weiter, als daß er das Denkmal wieder-

herstellen ließ (restitui jussit). Gerade daß Trajan sich nicht enthalten konnte, den bis dahin leeren Inschriftstein mit seinem Namen zu füllen, würde ein Zug sein, der so recht zu seinem Bilde paßt. Denn seine Schwäche war es, überall auf Denkmälern, auch solchen, zu denen er nicht in die mindeste Beziehung getreten war, seinen Namen einkratzen zu lassen. Das wissen wir durch eine sarkastische Bemerkung Constantins des Großen, der ihn um jener Schwäche willen das „Mauerkraut“ nannte.

Zum Denkmal des Crassus hatte aber Trajan durch seine großen dakischen Kriege entschieden eine bedeutende Beziehung gewonnen. Und so ist seine Inschrift hier also nicht einmal als unpassend zu bezeichnen.

Betrachten wir nunmehr in erster Linie die Darstellungen der Basternen. Es handelt sich um fünf von den erhaltenen 27 Zinnenbildern, und zwar um Nr. 1—5, von denen Nr. 5 leider zu stark zerstört ist, als daß darauf einzugehen lohnte. In zweiter Linie handelt es sich um elf von den erhaltenen 50 Metopen; ursprünglich hat das Denkmal 54 Metopen besessen. Es sei gleich bemerkt, daß die Zinnen an sich sorgfältiger ausgeführt erscheinen oder wenigstens durch die etwas größere Darstellung, die jedesmal nur eine einzige Gestalt, noch dazu in klarer ruhiger Haltung, bietet, den Beschauer weit mehr befriedigen, als die Mehrzahl der Metopen. Letztere enthalten eine bunte Folge von Kriegsbildern ohne geordnete Geschichtserzählung. Die Gruppierung der einzelnen Gestalten, in der Mehrzahl drei auf jedem Felde, ist hier vielfach so ungeschickt, daß diese sich gegenseitig geradezu im Wege stehen. Hier zeigt der durch die Verwendung des sehr harten Kalksteins bedingte ungemein harte und ungelente Stil dieser Soldatenkunst ganz besonders seinen primitiven Charakter. Alles wird auf der Fläche ausgebreitet, Verkürzungen sind so gut wie unbekannt. Doch herrscht eine große naive, freilich auch nüchterne, Treue in Wiedergabe der Einzelheiten der Wirklichkeit.

Zuerst die Zinnen. Das Bild des basternischen Kriegsgefangenen auf der ersten Zinne (Abb. 432, Taf. XLI) gibt das vollkommenste Abbild eines Germanen in dem hohen Wuchs, den schlanken, fast eleganten Gliedmaßen, den dabei so kräftigen Schultern, der edlen Bildung des langen Gesichtes und der vornehmen Haltung. Mit schmerzvollem Pathos ist sein Blick in die Ferne gerichtet, als wäre er voll Heimatsgedanken. Die Wahl dieses Gesichtsausdrucks durch den Künstler bekundet ein offenes Nachwirken hellenistischer Ausdrucksmittel, wie sie von der jüngeren pergamenischen Schule des zweiten Jahrhunderts vor Chr., z. B. an dem Altarfries auf der Burg zu Pergamon, hier freilich in unschöner Übertreibung an dem Kopfe des Riesen Alkyoneus, des Gegners der Athena, angewendet wurde.

Mit edlerem Maßhalten nach älterer, klassischer Weise gestaltet, finden wir dies Motiv des schmerzlichen Aufblickes aus weit geöffneten, tiefliegenden Augen, deren Umrandung im Schalten starker Stirnknochen liegt, — ein

Motiv, das in letzter Linie auf den Meister pathetischer Idealkunst, auf Skopas, zurückgeht — an der vielleicht schönsten Büste eines jugendlichen Germanen, gleichfalls eines Basternen, die zu der Sammlung Somzée im Brüsseler Cinquantenaire-Museum gehört. Sie ist zugleich die einzige erhaltene Germanen-



Abb. 434. 1:13.

Gefesselter Basterne.

3. Zinne des Siegesdenkmals von Adamkissi (nach Tocilescu Fig. 15). Das Mäntelchen fällt hier besonders lang herab; der gedrehte Haarknoten ist sehr deutlich.

Ich komme sogleich bei Besprechung der sog. Thusnelda auf die Notwendigkeit einer solchen Annahme zurück.

Einen Mann besonders ruhiger, gesetzter Haltung zeigt Zinne Nr. 3 (Textabb. 434). Der Haarknoten an der rechten Kopfseite ist hier besser als sonst auf dem Denkmal erhalten und in seiner Drehung gut erkennbar. Wie alle Basternen des Denkmals hat auch dieser das rautenförmig geschnittene

hat (Abb. 428, 429, Taf. XXXIX). Wir besitzen in ihr wohl das Bruchstück einer ganzen Figur, eines Schwerverwundeten, der in schmerzlichem Aufstöhnen den Rest seiner Lebenskraft zu einem letzten Widerstande gegen das Unterliegen zusammenrafft. Auch hier der edle Germanentypus in dem langen, schmalen Gesicht, das jugendliche Hagerkeit und vom Bart nur einen ersten Flaum aufweist. Ganz charakteristisch für die Basternen, wie für alle Germanenstämme der frühen Kaiserzeit, ist die Haartracht, die Tacitus als „swebischen“ Haarknoten beschreibt und die auch bei dem Basternen von Adamkissi (Abb. 432, Taf. XLI) deutlich erkennbar ist, obwohl hier, ebenso wie bei der Brüsseler Büste, der Knoten beschädigt worden ist. Während am Nacken die Haare ganz kurz herabfallen, sind sie am Oberkopfe in beträchtlicher Länge überall nach der rechten Schläfe hinübergekämmt und dort in einem Knoten zusammengeknüpft, der leider fast gänzlich abgestoßen worden ist.

— Dieses köstliche Originalwerk hellenistischer Kunst wird in seiner Entstehung erst verständlich, wenn wir annehmen, daß den galatischen Söldnerscharen, die den Diadochenfürsten Kleinasiens dienten, um 200 vor Chr. oder wenig später auch basternische Abteilungen sich anschlossen.

Mäntelchen und zwar auf der Brustseite hier besonders lang herabfallend. Das Mäntelchen wurde durch einen Schlitz, der nicht in der Mitte, sondern mehr nach einer der langgezogenen spitzen Ecken hin in das Tuch geschnitten war, über den Kopf gezogen und fiel mit der kürzeren Spitze auf die Brust, mit der längeren auf den Rücken herab, so daß der hintere Zipfel zuweilen zwischen den Beinen sichtbar ist. Die eng anliegenden Hosen scheinen bei Zinne Nr. 1 einfach rautenförmig gemustert zu sein; bei allen anderen basternischen Gefangenen oder Kriegern (an den Metopen) scheinen sie aus einem oder vielleicht mehreren breiten langen spiralig gelegten Bandstreifen zusammengeknäht zu sein — falls hier nicht etwa Ungeschick in Darstellung des Hosenmusters oder eher noch der Hosenfalten vorliegt. Stets hängt die Hose an einem Ledergürtel, dessen Schnallenschluß oder Ringschließe jedoch niemals dargestellt worden ist, und stets bemerkt man Lederschuhe, falls nicht die Füße so abgestoßen sind, wie es bei den Zinnen, mit Ausnahme von Nr. 1, leider überall der Fall ist.

Der Kinnbart ist mehr oder weniger spitz zugeschnitten (Zinne Nr. 1, 3, 4 = Abb. 432, 434, 435); nur an Zinne Nr. 2 (Abb. 433, Taf. XLII) ist ein noch unbärtiger Jüngling dargestellt, von überaus kräftigem Wuchse und mit zorniger Geberde, die durch die über der Nase stark zusammengezogenen Brauen ihren Ausdruck erhält. Auch hier ist der Haarknoten abgestoßen.

Noch weit ingrimmiger, das Auge halb zu Boden geschlagen, halb rückwärts auf seinen Peiniger gerichtet, schaut der Bastarne darein, der an Metope Nr. 47 (Abb. 436, Taf. XLII) von einem Römer an der Kette vorwärts getrieben wird. Die basternische Tracht ist hier in allen Punkten sehr deutlich zu erkennen.

Und nun vermögen wir auch den in offenbar schwerer Verwundung niedersitzenden Basternen der Metope 17 (Abb. 437, Taf. XLIII) richtig zu beurteilen. Wir erkennen den recht ungeschickt dargestellten Haarknoten, das noch ungeschickter über dem rechten Arm wiedergegebene faltige Mäntelchen, die gestreifte oder faltige Hose und die Schuhe; wir sehen, daß der Kinnbart in seinem runden Schnitt gar zu sehr demjenigen des hinter ihm stehenden Geten angeglichen worden ist. Wir sehen auch in seinem linken Arme die Lanze ruhen, die gewöhnliche Waffe der Basternen in den Metopenbildern, wie das große Sichelschwert für die Geten bezeichnend ist. Kaum einmal sieht man am Denkmal ein Schwert auf Seiten der Feinde Roms, niemals jedenfalls in den Händen eines dieser Feinde, so daß es nicht sicher ist, ob die Basternen des Donaugebietes neben der Lanze das Schwert überhaupt geführt haben. Es fällt uns freilich schwer, einen solchen Mangel anzunehmen für eine Zeit, aus der die Ostgermanengräber Ostdeutschlands eine geradezu strotzende Fülle von ausgezeichnet geschmiedeten Eisenschwertern von einheimischem Typus ans Tageslicht gegeben haben. Auch die Erklärung, die ich hierfür vorschlagen könnte, daß nämlich die Basternen sich von den Wandiliern zu einer Zeit abgetrennt haben, Mitte des 3. Jahrhunderts vor Chr., als die

Wandilier noch keine nennenswerte eigene Schwertindustrie entwickelt hatten, will mich nicht recht befriedigen. Denn in diesem Falle ist der Schluß aus dem Versagen der Gräber der frühen und mittleren Latènezeit durchaus noch nicht einwandfrei als richtig gesichert.

Was den Schild anlangt, so ist für den Geten oder Thraker der ovale Schild, für die Basternen aber durch die (hier nicht abgebildete) Metope Nr. 16 der sechseckige Schild bezeugt, eine Form, die wir sonst nur bei Westgermanen kennen, kaum bei den Ostgermanen, deren Kennzeichen der runde Schild war, wie wir früher (S. 190) bereits gehört haben.

Das Ruhmbedürfnis und die Eigenliebe der Griechen und noch mehr der Römer ließen es kaum zu, Vertreter fremder Volksstämme anders denn als Verwundete, Tote, Gefangene oder Gnade flehende Unterworfenen zu verewigen. Nur mehr zufällig sehen wir die Nicht Römer einmal in voller Unabhängigkeit und den Römern ebenbürtiger Stellung auftreten, wie jenen Basternenhäuptling, den die Trajanssäule in nur geringer Verstümmelung bis heute uns erhalten hat (Abb. 438, Taf. XLI). Er war der Führer einer der zahlreichen Gesandtschaften, die Kaiser Trajan während des zweiten großen Dakerkrieges in der Winterpause der Jahre 105—106 empfing. Dies geschah zu Dobretae an der untern Donau, dem heutigen Turnseverin an der Westgrenze der Walachei. Der Künstler schildert den Augenblick, wo gerade die Edlen der Basternen dem Kaiser vorgestellt werden und dieser Häuptling in vornehmster Geberde den Kaiser mit der halberhobenen linken Hand grüßt. Der linke Arm ist auf dem Ausschnitt des Bildes, den unsere Abbildung bringt, leider nicht sichtbar. Vergleichen wir diese Gestalt mit den ihr gefellten der vielen anderen Stämme, Daker, bosporanische Griechen, Sarmaten, Jazygen, so sehen wir hier einen der vollkommensten von den vielen Belegen dafür, mit welcher Hochachtung und Bevorzugung vor allen anderen Fremdvölkern die Römer gerade die Germanen behandelt und dargestellt haben. Eine kostbare Gestalt dieser kraftstrotzende, straffmuskulöse Basternenhäuptling in seiner wahrhaft fürstlichen Haltung: jeder Zoll ein König!

Wohl in dieselbe Zeit, d. h. in die erste Hälfte des 2. Jahrhunderts nach Chr., fällt eine neuentdeckte Bronzestatue eines schon bejahrten Germanen, die in den Trümmern der alten pannonischen Donaueftung Brigetio, gegenüber Komorn in Ungarn, zum Vorschein gekommen ist (Abb. 439, Taf. XLIV). Aus diesem Orte machte erst Trajans Nachfolger Hadrian ein Legionslager. Was die Haartracht anlangt, so trifft hier alles zu, was über den Basternen Somzée gesagt worden ist. Nur ist dieser ein ganz jugendlicher, jener ein alter Mann, dieser in höchster leidenschaftlicher Erregung und heftiger körperlicher Bewegung dargestellt, jener in vollkommenster Ruhe, in körperlicher und geistiger Ruhe, und dennoch die eindringende Überlegung eines scharfen Verstandes, einer durchaus sachlichen Denkweise verratend, dieser eben ein hellenistisches, jener ein römisches Kunstwerk.

Bewunderten wir vorher an dem Basternenhäuptling der Trajanssäule die königliche Haltung, so zeigt uns die andere große Kaisersäule tatsächlich einen König, den einzigen germanischen König, dessen Bild wir haben und den wir zugleich mit Namen kennen. Es ist die Markussäule, deren spiralig aufsteigende Reliefs die Taten eines langwierigen Krieges im Donaugebiet uns so lebendig und lehrreich veranschaulichen. Sie ist die Schilderin der Markomannenkriege Mark Aurels aus den Jahren 171—175 nach Chr. und bietet eine Fülle von Darstellungen aus dem Leben der germanischen Stämme am Nordufer der mittleren Donau, darunter die herrlichsten germanischen Männer- und Frauengestalten. Leider kann sie als Ganzes und auch im Einzelnen nach rein künstlerischer Seite hin den Vergleich mit der Trajanssäule nicht aushalten. Dazu kommt, daß die Bilder wegen ihres weit höheren Reliefs ungleich mehr durch Abstoßung gelitten haben, als es bei ihrem Vorbilde der Fall ist. Immerhin müssen wir uns glücklich schätzen, daß noch soviel von diesem unersehblichen Schätze auf uns gekommen ist.

Eine der edelsten Erscheinungen ist hier der Quadenkönig Ariogais, die Seele hartnäckigsten Widerstandes im Freiheitskampfe gegen den das mährische Germanenland bekriegenden Kaiser. Im Jahre 173 hatte der König vor der einbrechenden Übermacht des römischen Heeres außer Landes fliehen müssen. Er hielt sich verborgen bei den benachbarten Basternen, die jenseits der Kleinen Karpaten an den Gebirgshängen der Nordwestecke des Hauptzuges der Karpaten ihre hochgelegenen Burgen hatten. Aber auch hier wird er im nächsten Jahre von den nachdringenden Patrouillen der Römer aufgespürt, hatte doch Mark Aurel tausend Goldstücke ausgesetzt, wenn der Quadenkönig lebend, fünfhundert, wenn er tot eingebracht würde. Und nun zeigt uns das Säulenrelief (Abb. 440, Taf. XLIV) den König und dahinter einen ihm sehr ähnlich sehenden germanischen Edlen, vielleicht des Königs Bruder, die Hände bei beiden auf den Rücken gefesselt, ebenso wie bei den vorausgehenden beiden lieblichen Knaben, wohl des Königs Söhnen. Wir sehen, wie sie, ein jeder durch einen hinter ihnen herschreitenden römischen Soldaten an der Fessel geleitet, von der hoch auf dem Felsen aus Quadern gebauten germanischen Königsburg mit Kuppeldach herabsteigen müssen. Wie vornehm und würdevoll zeigen sich alle diese Germanen in ihrem Unglück. Zumal des Königs edles Antlitz (Abb. 442, Taf. XLV) blickt zwar ernst, ja sorgenvoll in die Zukunft — wohl in Gedanken an sein Volk, — aber dennoch ruhig und gefaßt.

Aber auch die böhmischen Markomannen fühlen in dem Kriegsjahr 173 die Härte der römischen Macht. Ein Teil von ihnen wird zu dauernder Übersiedlung in das Land südlich der Donau, also auf römisches Gebiet gezwungen. Die Säule schildert, wie unbewaffnete Edle der Markomannen unter Führung von berittenen und bewaffneten Germanen desselben edlen Typus das Gestade des Flusses betreten, an dessen anderer Seite andere schon früher auf römischem

Boden angesiedelte Germanen ihnen freundlich herüberwinken. Indes scheint es den neu übergesiedelten Germanen unter römischer Herrschaft doch nicht behagt zu haben, denn sie werfen bald den Zwang ab und schließen sich wiederum ihren am Nordufer der Donau den Krieg weiterführenden Brüdern an. Doch wiederum mit Unglück. Ein Teil ihrer Edlen muß für den Freiheitsdrang des ganzen Stammes, der zum Wortbruch geführt hat, mit dem Leben büßen. So lautet der Urteilspruch des Kaisers.

Seine Gardereiter kommen in voller Gala, mit der Standarte, und umstellen den Richtplatz; die links abseits stehenden Frauen der Germanen, die traurig, aber gefaßt dem grausigen Vorgang zuschauen, sind auf unserem Bildauschnitt (Abb. 441, Taf. XLIV) nicht mehr sichtbar. Den Strafakt leitet ein deutlich als Nicht Römer Kennzeichneter, der mit dem Sinnbild des Schwertes bedacht ist. Vollzogen aber wird die Hinrichtung der sechs markomannischen Edlen, denen die Hände auf den Rücken gebunden sind, durch Angehörige desselben Stammes, die in römischen Diensten stehen — welch römischer Hohn! Germanen vernichtet durch Germanen, nicht in freiem Wettkampf gegeneinander, sondern ausschließlich im Dienste einer fremden Macht. Also wie in der Völkerwanderung und wie 1806 und sogar noch 1813: immer dasselbe Trauerspiel!

Die Markomannen-Edlen dieses Bildes sind, abgesehen von Ariogais, die schönsten Gestalten der ganzen Säule, einschließlich der Römer, von dem römischen Künstler mit großer Liebe gezeichnet. Der mächtige Kopf, das lange Gesicht, das reiche Haupthaar und der üppige Vollbart, endlich der hohe, schlanke Wuchs: alles das vereinigt sich hier, um germanische Idealgestalten zu verkörpern. Von Interesse ist es auch, hier die Friedenstracht der Germanen kennen zu lernen. Während zur Kriegszeit die Germanen (und übrigens auch die Gallier und Geten), das Obergewand ablegen und entweder mit völlig nacktem Oberkörper oder nur durch ein leichtes freiflatterndes Mäntelchen geschützt in die Schlacht ziehen, sehen wir sie hier mit einem enganschließenden Ärmelrock bekleidet; nur einer der germanischen Henker hat einen ärmellosen Rock, eine Ausnahme, die wir als solche im 3. und 4. Jahrhundert nach Chr. bei einem ganzen germanischen Stamme finden, der infolgedessen den Namen Armalausi, Armilausini (Ärmellose) erhielt.

Die weitaus zahlreichsten Denkmäler von Germanen, durchweg von Gefangenen oder Unterworfenen, hat aber die in realistischer Wiedergabe von Völkertypen außerordentlich hochstehende römische Kunst des ersten Jahrhunderts nach Chr., namentlich seiner ersten Hälfte, hinterlassen. Es sind das fortlebende Erinnerungen aus der Zeit der augusteischen Triumphe über die Siege und mehr noch die vermeintlichen Siege während der großen Germanenkriege unter Drusus, Tiberius, Germanicus. In die immer wiederkehrende Gruppe der Triumphaldarstellungen jener Imperatoren gehören die häufigen Miniaturnachbildungen kniender oder

sonst in unterwürfiger Haltung abgebildeter Germanen. Die vielleicht schönste davon ist das kleine Pariser Bronzefigürchen eines germanischen noch unbärtigen Jünglings (Abb. 443, Taf. XLV) von kräftigsten Gliedmaßen und schmalem, hagerem Gesicht mit energischem Ausdruck, in der gewöhnlichen Kriegertracht mit Mäntelchen um die Schultern, Hosen, die um die Hüften ein Gürtel festhält, und Lederschuhcn. Vorzüglich, wie sonst nirgends wieder, ist hier der Erhaltungszustand des hornartig dargestellten Haarknotens, der, wie man deutlich sieht, nur durch sorgfältigstes Kämmen und Knüpfen des mit batawischer 'Seife' gut pomadierten Haares erreicht worden sein kann.

Und nicht minder schön werden germanische Frauen von römischer Kunst dargestellt. Die volkstümlichste Darstellung dieser Art ist ja unstrittig die berühmte Marmorstatue der „Thusnelda“ (Abb. 444, Taf. XLVI; 446, Taf. XLVII), obwohl sie ihren Namen zweifellos mit Unrecht führt, ja vielleicht nicht einmal eine Germanin, sondern eine Gallierin darstellt. Auch diese edelste Kunstschöpfung geht, wie so vieles in römischer Kunst, auf griechische Überlieferung zurück, nicht nur in ihrer typischen Trauerstellung, mit dem auf die linke Hand aufgestützten rechten Arm, der wiederum das gesenkte Haupt stützen soll, und mit der als Zeichen der Trauer entblößten Brust, sondern auch in greifbaren Einzelheiten; wie den dicksohligen Gitterschuhen, die uns an den Pergamenischen Altar erinnern, in gleicher Weise, wie das bei dem Basternen der ersten Zinne von Adamklissi und noch mehr bei dem Basternen der Sammlung Somzée der Fall ist. Ich erwähne die Vermutung französischer Gelehrter, daß wir es hier vielleicht mit dem Nachleben einer griechischen Darstellung der Repräsentantin des durch die Griechen besiegten Galatervolkes zu tun haben, und weise auf einen Zug hin, der meines Wissens für diese Deutung noch nicht herangezogen worden ist, nämlich das Haarband, das wir ebenso bei der Relieffigur der Gallia auf dem Brustpanzer des Augustus von Prima Porta erkennen. Und doch mutet uns der Gesichtstypus mit dem feinen Oval, das wunderbare Haar, wie die ganze Gestalt und die Haltung so durch und durch germanisch an. Ich spreche daher hier eine andere Vermutung aus. Wir müssen uns daran erinnern, daß bei den Galaterkämpfen des dritten, zum mindesten bei denen des zweiten Jahrhunderts vor Chr. in Kleinasien oder in Griechenland sicher schon germanische Basternen beteiligt waren, wie ja der Basterne Somzée beweist. Und so könnte auch für diese besiegte „Galatia“ leicht eine herrliche Basternenfrau als Vorbild gedient haben. Da ist nichts leidenschaftlich Übertriebenes, keine Pose, wie sie schon damals galatische und gallische Eigenart war, sondern bei aller Trauer herrscht die stille Ergebenheit, die Hoheit eines unbeugsamen Charakters. Diese Züge schweben dem Dichter Halm vor Augen, wenn er im „Sechter von Ravenna“ zu Thusnelden sagen läßt: „Du stehst so still, so trüb mir gegen-

über" — „Schweres Leid kam über dich, doch auch die Kraft, es groß und still zu tragen“.

Ganz anders wirkt der Kolossalkopf einer Germania (Abb. 445, Taf. XLVI) in London auf uns ein, der zwar auch durch ein prächtiges Gelock sich auszeichnet und ganz gewiß das reine Gepräge des germanischen Typus trägt, aber von dem Künstler — sicher schon des zweiten Jahrhunderts nach Chr. — in keiner Weise genügend geistig charakterisiert worden ist, sondern vielmehr ziemlich leere Züge aufweist.

Unvergleichlich besser gelungen ist die Gestalt einer besiegten, trauernden Germania (Abb. 447, Taf. XLVII), jetzt in der Villa Pamfili zu Rom, die von der Neptunbasilika auf dem Marsfelde in Rom herrührt und zu den Darstellungen unterworfenen Provinzen gehört, die um 150 nach Chr. jenem weit älteren Säulenhau angefügt wurden. Bei aller großen Ähnlichkeit des Kopfes dieser Germania mit dem Londoner Kolossalkopf werden wir hier, trotz starker 'Eleganz' in der Darstellung dieser Gewandfigur, tief ergriffen, wo wir dort kalt blieben. Nicht mit Unrecht hat man diese Germania voll leidenschaftlichen Trostes eine antike „Mater dolorosa“ genannt.

Und als letztes Bild einer Germania wählen wir ein Kalksteinrelief, das freilich weder durch Größe, es ist nur 73 cm hoch, noch durch gute Erhaltung, das Gesicht ist stark bestoßen, noch endlich durch Schönheit der Ausführung sich für diese Bevorzugung empfiehlt. Allein es knüpfen sich an diese Steinplatte so wichtige Erörterungen über die weibliche Tracht, daß wir sie schon um deswillen hier nicht gut übergehen können.

Diese Platte ist ein Teil des Brüstungsschmuckes, womit der Sockel des Säulenumganges im Binnenhof des Prätoriaums des Mainzer Legionslagers bekleidet war. Das Legionslager war gleich nach dem großen Batavertriege, der sich an Neros Tod anschloß und überall eine Gefährdung der alten Erdlager am Rhein herbeigeführt hatte, von Despasian in Stein erneuert worden. Bei dieser Gelegenheit spätestens wurde jener Brüstungsschmuck in Kalkstein geschaffen; ich bin freilich geneigt, ihn für noch etwas älter zu halten, da er noch stark jene alte, harte, edige Soldatenweise atmet, jenen oberitalischen Stil, dessen frühesten Vertreter wir im Denkmal von Adamklissi kennen gelernt haben.

Wir sehen die typische Trauerhaltung mit den aufeinander und auf den Körper aufgestützten Armen, die wir schon bei der „Thusnelda“ besprachen. Das reiche Haar fällt in langen Strähnen über Hals und Brust, darüber vom Haupte den Rücken entlang und nach vorn zum Schoße ein breiter Schleier. Den Leib bedeckt ein trifotartig enge anliegendes Gewand, das in dem bei germanischen Kleiderstoffen so beliebten Kautenmuster gewebt ist. Und nun kommt das anscheinend Wunderbare, daß auch der Unterkörper der Frau und die Beine in trifotartig engen Hosen desselben

Stoffes stecken. Wir haben hier nicht irgend eine trauernde Germanin vor uns, sondern eine trauernde Germania. Und dieser große Unterschied ist bisher noch gar nicht genügend berücksichtigt worden.

Darstellungen besiegter trauernder Länder finden sich eben nicht nur in Gestalt aufrecht stehender Frauen, sondern auch als an der Erde oder auf einem erhöhten Sitze neben einem Tropaion ruhende Frauen, denen



Abb. 448. 0,73 m hoch.
Kalksteinrelief einer trauernden Germania; Mainz, Legionslager.

oft, aber durchaus nicht immer, eine männliche Person als zweiter Vertreter desselben besiegten Landes gegenübersteht. In diesen Fällen, die namentlich auf Münzbildern unzählige Mal sich wiederholen, ist es durchaus Regel, daß die Frauengestalt, soweit es irgend angeht, in der Kriegstracht des Landes vorgeführt wird, also in der Mannestracht. Und dies geschieht nicht nur bei „nordischen“ Völkern, sondern ganz allgemein. Am auffallendsten ist dies allerdings bei allen jenen Völkern, wo die Hose ein wesentlicher Bestandteil der männlichen Tracht ist. So

erscheinen als Frauen in gegürtetem Leibrock mit Ärmeln, Mantel und Hose, also in vollkommener Mannestracht, und zum Teil noch mit der landesüblichen Hauptwaffe in der Hand, folgende Länder: Armenia, Parthia, Asia Minor (Kleinasiens), Dacia (Siebenbürgen), Noricum (Österreich), Gallia, Britannia, Germania, Francia.

Aber auch für diejenigen Länder, wo die Mannestracht die Hose nicht kennt, wird den weiblichen Figuren ganz deutlich die Mannestracht des Landes angelegt. Das ist z. B. der Fall bei der Hispania an dem figurenreichen Panzer des Augustus von Prima porta. Denn ganz wie wir es bei den balearischen Schleuderern im Heere Trajans sehen, hat diese Frau völlig unbekleidete Beine, dagegen Schuhe, einen gegürteten Ärmelrock, Mantel und in der Hand das spanische Schwert. Dasselbe ist der Fall bei der weiblichen Personifikation Indiens auf der bekannten Silberschale von Lampisakus, die im Museum zu Konstantinopel sich befindet. Auch diese „India“ hat die indische Mannestracht, nämlich einen Lendenschurz, dazu einen langen, fast den ganzen Körper bedeckenden Shawl und Sandalen, sowie als Waffe einen Bogen in der Hand, während man für gewöhnlich die indischen Frauen mit ganz anderer Kopftracht und dazu mit nacktem Oberkörper darzustellen pflegte.

Diese zahlreichen Beispiele zeigen, daß die weiblichen Personifikationen besiegtter Länder in der römischen Kaiserzeit, vornehmlich im ersten Jahrhundert vor Chr., in der männlichen Tracht dieser Länder dargestellt worden sind. So war es auch bei den Darstellungen der trauernden Germania und also auch bei der Germania des Mainzer Pratoriums.

Wie konnte also nur ein so tüchtiger Archäologe wie Bienkowski auf den sonderbaren Gedanken verfallen, in der Tracht der Mainzer Germania die gewöhnliche Tracht der germanischen Frauen und im besonderen der Frauen aus dem Chattenlande zu sehen? Und mochte diesem Gedanken auch ein Dichtschreiber wie Ed. Heyd in mehreren seiner Schriften begeistert zustimmen, wie konnte sich dem ein Gelehrter wie Karl Schumacher anschließen, der Verfasser zweier Schriften über die antiken Darstellungen von Germanen und von Galliern? Bei beiden Gelehrten ist wieder einmal der klassische Philologe mit dem Archäologen durchgegangen. Mit Hilfe eines sehr unklar gefaßten Satzes des Wort- und Satzkünstlers Tacitus versuchen diese Herren ihre verfehlte archäologische Anschauung auf philologischem Wege zu rechtfertigen. Aber Müllenhoff hat hier längst das Richtige getroffen. Wenn Tacitus sagt, die weibliche Kleidung habe sich von der männlichen kaum unterschieden, so hat er den selbstverständlichen Unterschied männlicher und weiblicher Tracht, insofern letztere fast überall in Europa nur lange, bis an die Erde reichende Gewänder kennt, gar nicht erst besonders hervorheben wollen. Vielmehr bezieht sich seine Äußerung nur auf den Stoff der Kleidungsstücke.

Die Meinung, die schamhaften germanischen Frauen und gerade nur diese wären gleich den Männern in engen Trikotthosen umhergelaufen, ist so ungeheuerlich und geradezu beleidigend für germanisches Fühlen, daß man ohne innere Entrüstung diesen Punkt nur schwer besprechen kann. Warum wird denn von Bienkowski und Schumacher die Trikotthose nicht auch den dakischen, norischen, gallischen, britischen Frauen als gewöhnliche Tracht zugeschrieben? Denn auch diese Frauen tragen doch, wo sie als Darstellungen ihres besiegten Vaterlandes auftreten, die Hose. Und dann, wie kommt es, daß, wo Frauen in lebenswahren Bildern vorgeführt werden, wie an der Trajanssäule, Markusssäule, der Gemma Augustea: sie stets in langen Gewändern erscheinen. Zuweilen ist dies selbst bei den schematischen oder halb-schematischen Triumphaldarstellungen der Fall, wie wir es gleich bei der Gemma Augustea kennen lernen werden (Abb. 450, Taf. XLVIII). Wie will man auf der anderen Seite erklären, daß auf Münzen Domitians, also ungefähr zur selben Zeit, als die Mainzer Germania geschaffen worden ist, die besiegte „Germania“ auch insofern die Kriegstracht der Männer zeigt, als sie mit nacktem Oberkörper dargestellt ist. Glauben Bienkowski und Schumacher, daß die Germaninnen gleich den indischen Frauen tatsächlich sich je so gezeigt haben?

Es wird nun, glaube ich, genug sein, um den unglücklichen, weil durch und durch ungeschichtlichen Gedanken von der Hosentracht germanischer Frauen, hoffentlich für immer, beseitigt zu haben. Aber noch einen Punkt möchte ich berühren. Im 1. Jahrhundert nach Chr. sehen wir die Germanen stets nur in der Kriegstracht dargestellt, diese stets ohne den gegürteten Ärmelrock; im 3. Jahrhundert aber meist mit diesem Ärmelrock bekleidet, weil meist in Friedenstracht; so namentlich auf der Markusssäule. Klassische Archäologen, die nichts von germanischer Vorgeschichte wissen, haben in dem späteren Auftreten des Ärmelrocks der germanischen Männer einen großen Kulturfortschritt sehen wollen, der natürlich erst unter dem Einfluß der Römer sich vollzogen haben soll. Ach, du lieber Gott! Immer dasselbe kenntnislose Phantasieren! Hatten denn etwa die Römer gegürtete Ärmelröcke? Und hatten etwa die Germanen der Vorzeit nicht schon vor Jahrtausenden Ähnliches? Es ist schmerzlich, zu sehen, daß ein Mann wie Karl Schumacher auch diesen „klassischen“ Irrweg mit einschlägt! Bereits in der alten Bronzezeit hatten die Germanen einen gegürteten, sehr langen Schurz, wie es unser Bild (Taf. XI) deutlich genug zeigt. Ebenso hatten die germanischen Frauen damals lange, bis an die Knöchel reichende Röcke. Sie hatten also nicht nötig, solche seit indogermanischer Urzeit in Nord- und Mitteleuropa herrschende Sitte sich wieder erst von den Römern aufdrängen zu lassen.

Diese Beurteilung der germanischen Tracht durch die klassischen Archäologen ist ein so charakteristischer Zug in dem falschen Bilde, das die 'klassische' Wissenschaft im allgemeinen von germanischer Kultur sich macht, daß ein längeres Verweilen bei diesem Punkte gerechtfertigt schien.

Bei fast allen Bildwerken mit Germanendarstellungen fiel es uns auf, daß die antiken Künstler nicht nur die so besondere germanische Schönheit, sondern auch den eigenartigen germanischen Charakter, die germanische Denks-, Gefühls- und daraus folgende Verhaltungsweise mit tiefem Feingefühl und hohem Wirklichkeitsinn erkannt und verewigt haben. Wer etwa dieses ganz Besondere der germanischen Bildnisse nicht herausfinden sollte oder seine Auffspürung für eine nur uns Deutschen unterlaufende Selbsttäuschung halten möchte, den kann man bald eines Besseren belehren durch Hinweis auf die antiken Darstellungen anderer Völker.

Daß die Galater und Gallier frühgeschichtlicher Zeit, die zwar nicht mehr durch ihre von der germanischen so stark abweichenden Kopf- und Gesichtsgestaltung, wohl aber durch ihren noch bewahrten hohen Wuchs und ihren gleichfalls noch bewahrten lichten Typus in Haut und Haar unter den europäischen Indogermanen in dem nächsten Verwandtschaftsverhältnis zu den Germanen unstreitig noch standen, ist bekannt. Daß sie aber längst nicht die ebenmäßige Körperschönheit der Germanen besaßen, lehrt ein Blick auf den bei aller Naturtreue immerhin noch mit einem gut Teil hellenischer Idealisierung geschaffenen Galatertypus der Diadochenzeit. Die berühmten Köpfe der beiden Galaterkrieger (Abb. 449, Taf. XLVIII), des „sterbenden“ (links), wie des zum Todesstoß ausholenden (rechts), lassen das weit weniger fein gebaute, weniger profilierte Gesicht, sowie die breiteren Backenknochen des Kelten leicht erkennen. Gewaltig ist der Hang zur theatralischen Pose, der sogar bei dem Entschluß zum Tode und im Tode selbst diesen Stamm nicht verläßt. Den Römern haben die Gallier in ihrem sittlichen Charakter sehr wenig imponiert, wie das sehr deutlich auch aus der steten Geringschätzung hervorgeht, mit der ein Tacitus von diesem Volk im Gegensatz zu den Germanen spricht.

Und daß dieser Unterschied der Bewertung dieser beiden Völker bereits hundert Jahre vorher, zur Zeit des Kaisers Augustus, genau derselbe war, das lehrt handgreiflich die Darstellung der unterjochten Stämme auf der Unterhälfte der herrlichen Gemma Augustea (Abb. 450, Taf. XLVIII), jenes Wiener, einst Toulouser Sardonyxkameo aus der Künstlerhand des unter Augustus blühenden Kleinasiaten Dioskurides. Das Werk verherrlicht den Triumph des Tiberius vom Jahre 12 nach Chr. über Germanen und Keltoillyrier und bringt im unteren Teile Vertreter beider Stämme, je einen Mann und eine Frau. Während das männlich schöne, üppig umlockte Antlitz des gefesselten Germanen edlen Zorn gegen die feindlichen Sieger atmet, wird der mit keltischem Halsreife geschmückte Skordiske, dessen Kopf Züge von bäurisch-barbarischer Häßlichkeit, strähniges, ungeordnetes Haupthaar, lüdenhaften Wangenbart und struppigen Kinnbart zeigt, in unterwürfigster Sklavenhaltung wiedergegeben.

Die Züge dieses Stordisten von der unteren Donau finden wir in auffallender Ähnlichkeit wieder bei dem den Keltoillyriern zwar benachbarten, aber als ostindogermanisches Volk (in der führenden Oberschicht wenigstens und in der Sprache ostindogermanisch) verwandtschaftlich recht fernstehenden Stamme der Daker des südlichen und östlichen Ungarns, Siebenbürgens und der Walachei (Abb. 451, Taf. XLVIII). Vertreter des dakischen Stammes sind von römischen Künstlern in den Reliefs der Trajanssäule, wie als Vollstatuen an anderen Plätzen des Trajansforums mit meisterhafter Realistik in der Erfassung des Nationaltypus dargestellt worden. Das Unedle dieses Volkstypus gegenüber dem Germanentypus springt dermaßen in die Augen, daß darüber kein Wort verloren zu werden braucht, zumal wenn wir uns erinnern, daß dieselbe Trajanssäule jenes stolze Bild des als Gesandter vor Trajan erscheinenden Basternenfürsten trägt (Abb. 438, Taf. XLI).

Und dieselben Gegensätze offenbaren die Volkstypen des Siegesdenkmals von Adamklissi (oben S. 207), namentlich die Einzelgestalten der Gefangenen der Zinnenreliefs. Wir sahen schon den prächtigen Basternen der ersten Zinne (Abb. 432, Taf. XLI), und ihm steht eine Reihe ähnlicher Germanen dort und an den Metopen zur Seite (Abb. 433—436). Ganz anderen Schlages sind aber die drei anderen an der unteren Donau damals ansässigen Volksstämme, die ebenfalls von Crassus besiegt, an den Zinnen des Tropäums ihre Verewigung gefunden haben: Geten, Mysen, Thrafer.

Wir sahen schon in einem der Kampfbilder der Metopen (Abb. 437, Taf. XLIII) neben einem römischen Legionsjoldaten einen schwerverwundeten Basternen und einen Geten, der abwehrend sein riesiges Sichel Schwert dem Römer entgegenschwingt. Während an den Zinnen alle vier Feindestämme in annähernd gleicher Anzahl erscheinen, sind an den Metopen die Geten mit den Basternen die beiden weitaus am häufigsten zur Darstellung gebrachten feindlichen Stämme. Die verbündeten Basternen und Geten waren eben die Hauptfeinde, gegen die die beiden anderen, Mysen und eigentliche Thrafer, stark zurücktreten. Den Geten sind nicht weniger als 14 Metopen gewidmet, den Mysern aber und Thrafern, die in der Kriegstracht schwer zu unterscheiden sind, zusammen nur 5 Metopen, von denen nur eine einzige mit Sicherheit den Thrafern zugeschrieben werden kann, die einzige berittene Gestalt unter den Feinden Roms. Die Geten sind sowohl mit den Mysern als auch mit den eigentlichen Thrafern verwandt, insofern alle drei Stämme zur großen thrakischen Völkergruppe gehören. Aufs nächste verwandt sind die Geten aber mit den ihnen nordwestlich benachbarten Dakern in Ungarn und Siebenbürgen. Dies zeigt sich auch in ihrer Tracht und Bewaffnung. Haben die Daker der Trajanssäule, wenigstens die Vornehmen unter ihnen, regelmäßig eine faltige Tuchmütze (pileus), so hier die Geten eine dem Haupthaar enganliegende glatte Filzkappe; führen die Daker ein kleines Sichelmesser, so die Geten das große Sichel Schwert. Aber auch mit den Mysern

haben die Geten einen Zug gemein: beide verbindet die Kitteltracht, falls nicht die Geten, wie es in den Kampfbildern der Metopen meist der Fall ist, mit nacktem Oberkörper erscheinen (z. B. Zinne 6, Metope 9 = Abb. 455, Taf. L), eine Sitte, die sie vielleicht erst von den Basternen angenommen haben. (Abb. 452, Taf. XLVIII; 453, Taf. XLIX; 455, Taf. L).

Von den Geten wissen wir durch Strabo, daß sie sehr unstät lebten, mit ihren Karren oft auf die Wanderschaft gingen und von einem Donauufer nach dem anderen wechselten. Dies finden wir am Denkmal mehrfach bestätigt, da ihnen hier öfter ein Gefährt als charakteristisch beigegeben wird, so auch an Metope 9 (Abb. 455, Taf. L), wo allerdings nur der Führer des Gefährtes Gete ist, während die mitgenommene Familie nach dem Manne zu schließen eine myrische ist. Auch hier muß ich mich gegen Schumacher wenden, der in seinem Verzeichnis der Germanendarstellungen und auch an den Abgüssen im Mainzer Museum selbst die Gestalten dieser Metope wie auch den mit dem gänzlich ungermanischen Sichelschwert ausgerüsteten Geten der Metope 17 (Abb. 437, Taf. XLIII) unbegreiflicherweise als germanisch bezeichnet.

Die Myser oder Möser (Abb. 454, Taf. XLIX; Abb. 455, Taf. L) sind auf der einen Seite durch den kürzeren Kittel nebst Gurt mit den ihnen nordöstlich benachbarten Geten, auf der anderen Seite durch das unbedeckte Haupt und das strähnig abstehende Haar mit ihren südlichen Nachbarn, den eigentlichen Thrafern, verbunden.

Was die eigentlichen Thrafer (Abb. 456, Taf. L) in der Tracht für sich allein haben, ist der lange Kaftan, der nicht von einem Gürtel zusammengehalten wird, sondern offen steht, und die hohen Stiefel. Die Geten dagegen sind, soviel ich erkennen kann, überall barfuß dargestellt (z. B. Abb. 453, Taf. XLIX).

Verbunden werden die drei Stämme dadurch, daß die Mehrzahl ihrer Vertreter mit ihren vollrunden, weichlichen Formen an Gesicht, wie Körper etwas von jener Besonderheit der Thrafer haben, die uns auch literarisch überliefert wird, die Fettleibigkeit. Spricht doch auch Ovid von der fleischigen Fülle der Getengestalten. Sie alle mit ihrem schwammig aufgedunsenen, weichen Körper, ihrem in langen, straffen Strähnen abstehenden Haar, das gar zu enge und zu rundlich ein bäurisch-derbes, wenig intelligentes Gesicht umkränzt, sie erinnern nur zu lebhaft an die rohen Erscheinungen der heutigen Stämme jener Gegend und Südrusslands und stehen in auffallendster Weise ab von allen Darstellungen germanischen Volkstums.

Ehe ich nun das auch für die germanische Vorgeschichte so bedeutungsvolle Siegesmal von Adamklissi verlasse, drängt es mich noch einiges über eine Streitfrage zu sagen, die sich früher an dieses Denkmal knüpfte, jetzt allerdings längst erledigt ist. Da es aber noch immer eine große Partei gibt, eine solche,

die sich wie überall so auch hier für unfehlbar und allein zuständig hält — eines der sichersten Zeichen kurzsichtiger Beschränktheit —, für die jene große Streitfrage über Adamklissi immer noch besteht oder gar in einem Sinne gelöst ist, der meiner oben ausgesprochenen Ansicht in allem zuwider läuft, so bin ich zu einer kurzen Aussprache mit jener Partei gezwungen. Es ist natürlich keine andere, als die der klassischen Archäologen, jener ganz besonderen und eigentümlichen Freunde der vorgeschichtlichen Archäologie, die in diese Wissenschaft so sehr verliebt sind, daß sie sie am liebsten sogleich ganz verzehren möchten.

Wir haben oben schon erfahren, daß das Triumphdenkmal eine Inschrift trägt, die Trajan hat einmeißeln lassen. Leider ist der Wortlaut der Inschrift so zerstört, daß er nicht mehr wiederherzustellen ist. Doch besagt der erhaltene Teil mit keinem Worte, daß Trajan der Erbauer des Denkmals gewesen ist, dagegen läßt sich der Text ohne Zwang derart ergänzen, daß Trajan darin als Wiederhersteller des Denkmals sich bekundet (oben S. 210 f.). Wie es kam, daß der Inschriftstein bis auf Trajans Zeiten leer geblieben ist, haben wir gleichfalls schon erfahren (S. 209). Die ganze Erkenntnis dieser merkwürdigen Umstände verdanken wir, wie auch bereits bemerkt, Adolf Furtwängler, dem leider der Wissenschaft zu früh entrissenen großen Forscher. Das, was Furtwängler zu dieser Erkenntnis führte, waren neben dem Inhalt der dargestellten Kriegsbilder und dem völkischen Charakter der dargestellten Feindesgestalten seine Beobachtungen über die am Denkmal dargestellte römische Bewaffnung und über den Stil des Denkmals, dieses sowohl als Ganzes betrachtet, wie namentlich auch in dem Figurenfries der Metopen und selbst in den Zinnengestalten.

Verführt durch den Namen Trajans in der Inschrift hatte man das Denkmal zuerst blindlings in die Zeit Trajans gesetzt; ja nicht nur das, der Herausgeber des Denkmals hatte mit allen möglichen Mitteln des Zwanges es sogar fertig bekommen, die Darstellungen für eine Schilderung der großen Dakerkriege Trajans und somit für ein Seitenstück zu der berühmten Trajanssäule in Rom zu halten. Es socht ihn dabei nicht an, daß die Dobrudscha als Ort zur Aufstellung eines Siegesmales für die Dakerkriege so unpassend wie möglich gewählt gewesen wäre, da weder dort Daker je gesessen haben, soweit wir es wissen, noch auch dorthin Trajan während der Dakerkriege gekommen ist. Das Schlimmste an dieser Deutung war aber, daß die Darstellung des Denkmals mit dem der Säule inhaltlich nicht in einem einzigen Punkte übereinstimmt, außer darin, daß es sich auch um einen siegreichen Römerkrieg handelt. Weder ist die Gestalt des Trajan, der die Dakerkriege, wie alle seine Kriege, persönlich an Ort und Stelle geleitet hat, an dem Denkmal irgendwo zu entdecken, noch irgend ein Angehöriger des Dakenvolkes. Dagegen sind drei andere Stämme an dem Denkmal dargestellt, Geten, Myser, und Thrafer, die wiederum bei dem Dakerkriege ganz unbeteiligt waren und daher auf der Säule völlig fehlen. Nur die Basternen erscheinen sowohl am

Denkmal, als auch an der Säule, doch dort als Feinde Roms, hier teils auf Seiten Roms, teils neutral, dort sehr zahlreich und oft, hier recht selten auftretend. Die Aufdeckung dieser Tatsachen hätte genügen müssen, sollte man meinen, um jene erste voreilige Ansicht über Zeit und Bestimmung des Denkmals von Adamklissi ein für allemal zu beseitigen. Aber weit gefehlt. Die klassischen Archäologen verschmähten es, die Augen zu öffnen und zu sehen; sie pochten vielmehr auf ihrem falsch aufgefaßten Inschriftrest und damit war für sie die Angelegenheit erledigt.

Surtwängler stand aber unendlich höher, als die große Mehrzahl seiner Sachgenossen, vor allem auch darin, daß er sich zeitlebens nicht nur mit der „großen“ Kunst, sondern auch mit der Kleinkunst beschäftigt hatte, und nicht nur der Kleinkunst der klassischen Zeit, sondern auch aller früheren Perioden der Vorzeit Südeuropas. Er hatte sich sogar bemüht, auch von den so weit vorgeschrittenen Ergebnissen und namentlich den Methoden der nordischen Vorgeschichtsforschung möglichst viel in sich aufzunehmen und für sein Sondergebiet zu verwerten. Vor allem war es die typologische Methode der nordischen Prähistorie, die wir in diesem Buche ja in allen Kapiteln durch Anwendung auf Einzelfälle, z. B. bei der Entwicklung der Sicherheitsnadeln, Schwerter, Sabeln usw., genügend erläutert haben, die Surtwängler für seine Zwecke ausnutzte.

So kam er dahin zu erkennen, daß die Art der Bewaffnung des römischen Heeres an dem Denkmal von Adamklissi diejenige Stufe der Entwicklung wiedergibt, die in cäsarischer bis frühaugustischer Zeit erreicht war, keineswegs aber noch in trajanischer Epoche bestand, wo alles dieses bereits ganz anders aussah.

Allein hier vermochten die heutigen Vertreter der klassischen Archäologie dem glänzenden Schüler der Vorgeschichtsforschung, als der sich Surtwängler hier erwies, noch viel weniger zu folgen, als vorher. Noch heute sind sie der zuerst aufgestellten verfehlten Ansicht, es handele sich in Adamklissi um ein Trajansdenkmal.

Ein schlagenderer Beweis, daß klassische Archäologie, wie sie in der erdrückenden Überzahl ihrer Vertreter heute noch gehandhabt wird, und Vorgeschichtsforschung nichts miteinander zu tun haben, konnte nicht gut geführt werden, als er hier von den klassischen Archäologen unfreiwillig selbst geführt worden ist. Nicht nur der Stoff ist bei beiden Wissenschaften ein ganz verschiedener: die klassische Archäologie will ein Teil der Kunstgeschichte sein; die Vorgeschichtsforschung aber ist eine allumfassende Wissenschaft, die eine ganze Welt wieder aufzubauen hat, aus einer Epoche, in der es keinen geschriebenen Buchstaben gibt, außerordentlich wenig oder gar keine große Kunst, aber recht viel Kleinkunst. Die Vorgeschichtsforschung hat nicht nur ein gewaltiges Feld typologischer und stilistischer Arbeit zu bewältigen, sie hat auch Boden- und Klimaverhältnisse der Epochen festzustellen und kann

dabei die Hilfe der Diluvialgeologie und vorgeschichtlichen Landeskunde unmöglich missen. Die Vorgeschichtsforschung hat es in ihren Grabfunden allenthalben auch mit menschlichen und tierischen Skeletten zu tun: so kann sie sich den Fragen der vorgeschichtlichen Rassenforschung und auch der Tierzüchtung nicht entziehen. Im Gegenteil kann sie von diesem Stoffe gar nicht genug in ihre Hände bekommen und mit diesen Fragen gar nicht eingehend genug sich beschäftigen, denn sie hat ja auch die schwere, aber schöne Aufgabe, den Volkstörper vergangener Jahrtausende in seinem wahrsten leiblichen Sinne soweit zu erkennen, daß die allmähliche Entstehung der heutigen Völker Europas, und daneben auch der gesamten Mittelmeerwelt und Vorderasiens in leiblichem Sinne immer klarer herausgearbeitet werden kann. Zur Vorgeschichtsforschung gehört endlich auch als ein außerordentlich wichtiger Bestandteil die von mir geschaffene Siedlungsarchäologie, die das Werden, Wandern und Vergehen von Kulturen und von sie tragenden Siedlungsgebieten, d. h. Völkern und Stämmen, erforscht: eine ungemein langwierige, aber ebenso erfolgreiche Arbeitsweise.

Das sind also die ungeheuer viel größeren Aufgaben der Vorgeschichtsforschung gegenüber der klassischen Archäologie: wenn letztere auch über kurz oder lang sich mit der Vorzeit Südeuropas in eingehender Weise beschäftigen sollte — vorläufig tun dies ihre Vertreter nur ganz ausnahmsweise, für gewöhnlich aber kaum in oberflächlicher Weise —, so wird sie doch immer — wenn es hoch kommt — bei einem anderthalb Jahrtausende vor der Gegenwart liegenden Zeitpunkt das Ende ihres Interesses finden.

Die Vorgeschichtsforschung dagegen macht nicht eher Halt, als bis sie in die Gegenwart, in die heutigen Verhältnisse, einmünden kann. Ja, sie muß notgedrungen, wie bei den anthropologischen Verhältnissen der Bevölkerungen, bei Gebräuchen und religiösen Vorstellungen des Landvolkes und in vielen anderen Fällen, die Gegenwart als wichtige Quelle für die Erschließung der vorgeschichtlichen Urzeit heranziehen.

Alles das liegt der klassischen Archäologie, in ihren landschaftlich, zeitlich und stofflich eng gezogenen Schranken, vollkommen fern. Ihre Methode ist nicht die Methode der Vorgeschichtsforschung und umgekehrt. Darum leisten auch die Schüler der klassischen Archäologie, zumal wenn sie, wie das bei der ihnen angeborenen Bescheidenheit gewöhnlich ist, im Handumdrehen nicht nur ausgebildete Prähistoriker werden zu können vermeinen, sondern (man höre und staune) sogar die besser, die von vornherein am besten ausgebildeten Prähistoriker zu sein in Anspruch nehmen, — darum leisten diese Herren, sage ich, für gewöhnlich nichts oder nur traurig wenig in der Vorgeschichte. Freilich zeigen sie, wenn sie sich diesem Fach zuwenden, in der Regel nur eine halbe Hingabe, denn ihr Herz wohnt nun einmal in Südeuropa, in Griechenland oder im Ostlande, und die entsagungsvolle und ungemein viel Zeit erfordernde Arbeit, die für nennenswerte Leistungen auf dem Gebiete mittel-

und nordeuropäischer Vorgeschichtsforschung nun einmal aufzubringen notwendig ist, sind sie meist nicht in stande, und haben sie meist auch nicht die Neigung, zu leisten.

Wenn diese Gruppe klassischer Archäologen oder auch nur diejenigen unter ihnen, die sich verurteilt fühlen, nördlich der Alpen Römerforschung zu treiben, so ganz unter sich zu sein glauben, so machen sie ja aus ihrem Herzen keine Mördergrube, sondern sie leiten, um „Stimmung“ zu machen, ihren Vortrag mit dem bekannten Satze aus dem zweiten Kapitel der Germania ein, wo Tacitus rhetorisch fragt: Wer möchte Asien oder Afrika oder Italien verlassen, um nach Germanien zu ziehen, einem Lande ohne Schönheit, mit rauhem Klima, unerfreulich dem Bebauer wie dem Beschauer?

So kommt es, daß, wenn wir von den Historikern und Germanisten als einem Mitteldinge hier absehen, die Naturforscher entschieden ein weit besseres Rüstzeug für große Leistungen auf dem Gebiet der Vorgeschichtsforschung mitbringen, als die klassischen Archäologen. Ein klassisches Beispiel dafür ist der in diesem Buch so oft genannte, unvergeßliche Otto Tischler. Von Hause aus Naturforscher hat er den ganzen geschichtlichen und archäologischen Hilfsstoff, den er für seinen großartigen Betrieb der europäischen Vorgeschichte zu beherrschen nötig hatte, sich spielend angeeignet. Er war es, der die große Epoche der früheisenzeitlichen gallischen Kultur, die wir die Latène-Kultur nennen, als erster und sogleich so eindringend erforscht hat, daß seitdem die großen Züge unserer Kenntnis hier für immer festgelegt sind und daß nach Tischlers Leistung diese Epoche nur noch in den Einzelheiten genauer durchgearbeitet und nur der gesamte Stoff weiter aufgefüllt werden konnte. Und der Beginn dieser von Tischler erschlossenen Epoche, der früheste Latène-Abschnitt, ist der kurze Zeitraum, wo, kaum ein bis anderthalb Jahrhunderte lang, der durch die einheimischen Schöpfungen an sich schon interessant genug gestaltete reiche Kulturinhalt der Epoche im linksseitigen Rheinland und Süddeutschland einen Nebenreiz dadurch erhält, daß griechische Bronzegefäße aus Unteritalien reichlich eingeführt werden. Natürlich spielt diese Einfuhrware gegenüber der gleichzeitigen einheimischen Ware zahlenmäßig eine nur geringe Rolle. In den gewaltig langen und inhaltschweren Kulturläufen der gesamten mittel- und nordeuropäischen Vorgeschichte vollends bedeutet die Tatsache jener ganz vorübergehend geübten griechischen Einfuhr nur eine bis zur Winzigkeit zusammenschrumpfende, ja geradezu verschwindende Einzelheit. Und diese winzige Einzelheit wollte ein klassischer Archäologe neuerdings benützen, um daran die Behauptung zu knüpfen, die ganze europäische, also auch die mittel- und nordeuropäische Vorgeschichtsforschung sei nur ein Teil, eigentlich nur ein Anhängsel der klassischen Archäologie. Dieser Herr, übrigens der frühere Vertreter der klassischen Archäologie zu Berlin, konnte weiter erklären, ohne ein homerisches Gelächter in seinem Kreise auszulösen: seiner Ansicht nach müsse, wer ein rechter Prähistoriker werden wolle, nicht Prä-

historie studieren, sondern — klassische Archäologie; für einen solchen Archäologen genüge dann nach dem Studium ein einjähriger Aufenthalt an einem größeren Museum, etwa in Mainz, um der gesamten Vorgeschichtsforschung mächtig zu werden. Und wie ehrlich dieser Herr es mit der Vorgeschichtsforschung meint und mit ihrer „richtigen Organisation“, zu deren Anbahnung er, obwohl vollkommener Laie darin, sich dennoch berufen zu fühlen scheint, geht daraus hervor, daß er sich an die Studierenden der Vorgeschichte heranzumacht und ihnen versichert, er werde der Vorgeschichte als selbständiger Wissenschaft den Garau machen.

Nun mit viel größerem Rechte könnte der Vertreter der Geologie oder der Anthropologie verlangen, der werdende Prähistoriker sollte statt Prähistorie nur Geologie oder Anthropologie studieren, um nach beendetem Studium nach Mainz zu gehen und dort alsbald zu einem vollen Prähistoriker sich umzubilden. Das wäre noch nicht derjenige Gipfel der Unsinnigkeit, den jener genannte Berliner erklimmen hat. In die Denkweise jenes klassischen Archäologen erst einmal eingelebt, könnte man mit genau demselben Rechte sagen, die klassische Archäologie sei nur ein Teil und ein recht kleiner Teil der gesamteuropäischen Vorgeschichte: also fort mit dem Studium der klassischen Archäologie und nur noch Vorgeschichte studiert, dann ein Jahr nach Rom oder Athen, und man ist ein vollendeter klassischer Archäologe! Ich brauche nicht zu erwähnen, daß die Direktion des Mainzer Römisch-Germanischen Museums mit diesen Berliner Unsinnigkeiten nicht in dem geringsten Zusammenhang steht, was ich auch daran erkannt habe, daß noch neuerdings angehende Studenten, die der Prähistorie sich widmen wollten und in Mainz darüber anfragten, von dort her an mich gewiesen worden sind.

Ich kann über das ganze Vorgehen jenes Berliner Herrn gegen die deutsche Vorgeschichte nur sagen, daß ich es als pathologisch auffasse. Solche Ergüsse, wie die oben mitgeteilten, und andere immer desselben Herrn, wonach es der Vorgeschichte und vor allem dem Unterricht in der Vorgeschichte „an der notwendigen Universalität“ fehlen solle, wie sie etwa die klassische Archäologie besitze — eine in völliger Verblendung gegenüber den tatsächlichen Verhältnissen geschehene Äußerung, da es ja wohl ziemlich allgemein anerkannt ist, daß der klassischen Altertumswissenschaft eine große Enge des Gesichtsfreies eigentümlich ist, während die Weite der Interessen der Vorgeschichtsforschung soeben geschildert worden ist — solche Ergüsse, sage ich, sind nicht ein Ausfluß ruhiger Tätigkeit des sachlich denkenden Verstandes, sondern schießen empor lediglich aus haßerfülltem Herzen. Mein oben abgegebenes Urteil, daß die Methode und der Stoff der klassischen Archäologie so ziemlich die schlechteste Vorbildung für den Betrieb der mittel- und nordeuropäischen Vorgeschichtsforschung sind, ist ein aus genügender Erfahrung aufgebautes, wohlwogeneres Urteil. Ich bin nicht nur der prähistorische Sachmann, der in Deutschland die weitesten Sachinteressen, die umfassendste Stoffkenntnis und ein-

gehendste Personalkennntnis besitzt, sondern ich habe auch nach der anderen Seite ein unbefangenes und begründetes Urteil, denn ich habe nicht nur in jungen Jahren zehn Semester klassische Philologie und klassische Archäologie studiert, ich habe auch in der Folgezeit nie die Fühlung mit der klassischen Archäologie aufgegeben und meine Vorlesungen über südeuropäische Bronzezeit, über die Römergeschichte an Rhein und Donau und meine literarische Betätigung sind weitere Beweise, daß ich andauernd über den Zaun Mitteleuropas sehr stark nach Südeuropa hineinguckte. Mein Urteil über klassische und vorgeschichtliche Archäologie ist also ausreichend auch nach der klassischen Seite hin gestützt.

Jener Berliner klassische Archäologe aber hat sein Leben lang über die klassischen Zaunpfähle nicht hinübergeschaut und besitzt über die wesentlichen Aufgaben der Vorgeschichte teils gar keine, teils kindlich urzeitliche Vorstellungen. Und obendrein wird seine Fähigkeit zum Urteil über diese Wissenschaft durch seinen ungezügelten Haß gegen sie und gegen meine Person vollkommen aufgehoben. Meine Person hier zu erwähnen, bin ich leider gezwungen, weil jener Klassiker vor Jahren einmal den Versuch machte, für jenen oben genannten kurzen „griechischen“ Zeitraum der gallischen Kultur des 5.—4. Jahrhunderts vor Chr. einen ganz kleinen neuen Gedanken auszusprechen. Obwohl jener Herr diesen winzigen Ausschnitt als denjenigen einzigen Teil der mitteleuropäischen Vorgeschichte erklärt hat, auf dem er sich umgetan habe, so mißlang sein Versuch dennoch gänzlich. Denn dieser Klassiker setzte in seiner Unkenntnis der Vorgeschichte ein Kunstwerk des 4. Jahrhunderts nach Chr. in das von ihm angeblich so gut studierte 4. Jahrh. vor Chr., so daß ich damals gezwungen war, ihn etwas unsanft in seine „klassischen“ Schranken zurückzuweisen.

Es wäre auf alle Fälle sehr angezeigt, daß jedes Sach und jeder Sachvertreter vor seiner eigenen Türekehrte. Für jenen Herrn insbesondere hätte es sich vielleicht eher empfohlen, erst einmal die beiden schon sehr verschossenen halben Lorbeerblätter, über die er verfügte, jenes von 1879 und das von 1886, mit frischer grüner Farbe zu überziehen. Man kommt wirklich in eine peinliche Lage, wenn man von jungen Leuten gefragt wird, was denn dieser Herr eigentlich geleistet habe, und man antworten muß: aus seinen letzten 28 Jahren ist etwas Nennenswertes nicht bekannt geworden.

Nach dieser leider recht langen, aber für die Würde und das Fortkommen der deutschen Vorgeschichtsforschung unbedingt notwendig gewesenem Abschweifung kehren wir nun zu dem „geliebten“ Adamklissi zurück, wie Surtwängler es in seinen letzten Jahren zu nennen pflegte.

Zweierlei haben wir noch zu behandeln, von denen jedes, auch abgesehen von allen bisher schon angeführten schlagenden Gründen, für sich allein schon genügen müßte, um Surtwänglers Ansicht als die allein mögliche zu erweisen.

Das erste ist die römische Tracht und Bewaffnung. Beweisend sind hier acht Umstände.

Alle römischen Soldaten des Denkmals sind ausnahmslos rasiert; auf der Trajanssäule dagegen sieht man schon viel härtige Soldaten, selbst in der Umgebung des Kaisers, so daß sich die härtige hadrianische Zeit dort schon ankündigt.

Von den Angriffswaffen fällt zu Adamklissi das große cäsarische Pilum, die kolossale Wurflanze, auf; da dieses nur bis zur flavischen Epoche sich hält, etwa 70 nach Chr., fehlt es naturgemäß auf der Säule.

Von den Verteidigungswaffen ist zu Adamklissi besonders wichtig der von jeder Gattung von Soldaten getragene eiserne Kettenpanzer und der Schuppenpanzer (Abb. 437, Taf. XLIII); es fehlt wiederum der erst zur flavischen Epoche aufgekommene orientalische Schienen- oder Streifenpanzer, der auf der Säule die ständige Tracht des Legionars ist.

Da das Cingulum, die vom Gürtel über die Bauchmitte senkrecht herabhängenden breiten Lederstreifen, die bereits frühe im 1. Jahrhundert nach Chr. allgemein üblich werden und auch das 2. Jahrhundert noch andauern, in Adamklissi völlig fehlt, muß das Denkmal notwendig in das 1. Jahrhundert vor Chr. fallen.

An Schilden zeigt Adamklissi bald den langen ovalen, bald den halbzyklindrischen, an den Seiten stumpfwinklig ausgebogenen (Abb. 437), auf der Trajanssäule aber haben nur die Hilfstruppen einen zwar auch ovalen, dabei jedoch kleineren Schild, während der Legionar stets den halbzyklindrischen, aber nun nicht mehr stumpfwinklig ausgebogenen, sondern vollkommen rechtwinklig gerade abgeschnittenen Schild trägt, das sog. scutum.

Die Standartenträger und Hornbläser haben in Adamklissi noch nicht die zur flavischen Epoche aufgekommene Tierfellbekleidung, die in dem Eindringen starker fremder Bestandteile ins römische Heer ihren Ursprung hatte.

Die Helme sind in Adamklissi sehr schwer und nach orientalischer Weise stark kegelförmig, mit einem Doppelknopf an der Spitze, von dem aus Rippen nach dem Stirnband herablaufen (Abb. 437); der Nackenschutz reicht sehr tief herab, was schon zu Beginn des 1. Jahrhunderts nach Chr. nicht mehr in dem Maße der Fall ist; außerdem wird aus der Kegelform dann eine einfache Halbkugelform.

In Adamklissi erscheinen noch mehrfach Beinschienen am linken Bein, Armschienen am rechten Arm (Abb. 437), beides griechische Dinge, die nach dem Militärschriftsteller Vegetius nur „im Altertum“, zu Ciceros Zeiten, üblich waren; auf der Trajanssäule fehlen sie völlig.

Von der für Adamklissi charakteristischen Verwendung eines weißen sehr harten Kalksteins und dem damit in Zusammenhang stehenden harten und ungelentken Stil der Figuren sprachen wir schon (oben S. 211). Seit flavischer Zeit

jetzt auch hier ein Umschwung ein: an die Stelle des Kalksteins treten weichere Gesteinsarten, wie Sandstein; der Stil wird nun weicher, freilich auch viel flauer. Es kommt eine Art Hellenisierung auf, indem das Malerische der Darstellung jetzt erstrebt wird. Statt der früheren Ausbreitung auf die Fläche stellten sich nun Verkürzungen ein, sogar hellenisches Pathos. Jene trockene naturtreue oberitalische, also im Grunde gallische Soldatenkunst von Adamklissi hat ihr für die Frühzeit beweisendes Seitenstück in den gleichfalls von den oberitalischen Legionen geschaffenen frühen Soldatengrabsteinen an Rhein und Donau.

Damit sei die Betrachtung über Adamklissi nicht nur, sondern auch über die Darstellungen fremder Völkerschaften im Verhältnis zu derjenigen der Germanen durch griechische und römische Künstler abgeschlossen.

Säßen wir den Gesamteindruck der Germanendarstellungen in kurzen Sätzen zusammen, so können wir sagen: aus allen germanischen Gestalten spricht das ruhige Selbstbewußtsein, die verhaltene Kraft und Willensstärke, die körperliche Leistungsfähigkeit, wie die geistige Verfassung, die den Deutschen auszeichnen: das ruhige maßvolle Denken, aber auch der unbändige Freiheitsdrang, der eigenwillige Individualismus. Jedenfalls körperliche Schönheit, hohe geistige Begabung, harter Charakter.

Ein solches Volk — das waren keine faulen Bärenhäuter, die ihre Trägheit nur dadurch unterbrachen, daß sie „immer noch eins“ tranken, — um sich dann im Gerause totzuschlagen. Nein, solche klassischen Sabeleien gehören in die Bierzeitung und in das ulkige Kneiplied, aber nicht in die geschichtliche Darstellung — mögen auch klassische Historiker von heute darüber ihre Sondermeinung hegen. Von Urzeiten her waren wir gute Trinker und wir sind es noch heute; aber wir trinken nicht immer und wir tranken auch nicht immer; sondern zuvor taten wir unsere Pflicht mit Energie und zäher Ausdauer und erst nach sauern Wochen kam dann ein Festtag mit ungebundener Lust. Und so war es auch bei den Germanen; so muß es immer bei ihnen gewesen sein. Wenn wir in den ersten zwei bis drei Jahrhunderten unserer Zeitrechnung in den germanischen Gräbern das Trinkhorn in Doppelzahl keine unbedeutende Rolle spielen sehen, so ist nochmals an Cäsar zu erinnern, der berichtet, daß die Trinkhörner nur bei festlichen Gelagen verwendet wurden. Also auch die alten Germanen zechten nicht täglich, sondern nur ausnahmsweise. Und das ist ja für jeden denkenden Menschen eine selbstverständliche Voraussetzung. Ein Zechervolk ist auf die Dauer kein Heldenvolk. Die Germanen waren aber ein Heldenvolk und sind es stets geblieben. Denn nur ein durch und durch mannhaftes, leistungsfähiges Volk konnte am Ende der römischen Kaiserzeit die Welt erobern.

Und wie war es 2—3000 Jahre vorher? Welche Antwort gibt darauf die vorgeschichtliche Archäologie, insonderheit die Siedlungsarchäologie, wie ich sie erdacht, seit einem viertel Jahrhundert ausgebildet und in der Schrift

über „die Herkunft der Germanen“ kurz beschrieben habe? Die Hauptergebnisse wurden schon in die Darstellung der Gefäßkunst der Steinzeit verwoben (oben S. 19f.): Vom nördlichen Mitteleuropa, von der Ostsee her und weiter dann von der oberen und mittleren Donau sind damals, im dritten Jahrtausend vor Chr., die großen Völkerbewegungen ausgegangen, die ganz Europa, vor allem Südeuropa und Vorderasien mit derjenigen Bevölkerung erfüllt haben, die unsere Sprache spricht, die Sprache der Indogermanen. Überall dort wurde mitteleuropäisches Blut die herrschende Klasse und hat, auch wo es allmählich bis in ein Nichts oder fast in ein Nichts verflüchtigt worden ist, zum ewigen Angedenken des weltgeschichtlichen Berufes unserer Stämme wenigstens unsere Sprache dort untilgbar den Ländern eingeprägt.

Die vielgerühmte deutsche Wissenschaft, vor allem die geschichtliche, Historie und Philologie, sind ihrer Pflicht gegen die Nation nur unvollkommen bewußt. Was ist zu hoffen, wenn man sie täglich selbst ihr zuwider handeln sieht?

Karl Müllenhoff (1870).

5. Schluß.

So Großes, wie es am Schluß des vorhergehenden Kapitels nochmals kurz angedeutet worden ist, kündigt die vorgeschichtliche Archäologie, freilich nicht in Museen und Sammlungen, wo die Denkmäler der Vorgeschichte — trümmerhaft, wie sie die Erde wieder herausgibt — das Auge des Laien nur zu oft enttäuschen, falls Eindrücke wie in einem Kunstmuseum oder auch nur in einem Kunstgewerbemuseum erwartet werden. Und dies um so mehr, da die prähistorischen Museen, selbst solche, die über halbwegs ausreichende Mittel gebieten, ihre Schätze dem stets lernbegierigen Publikum bisher in so trostloser Aufmachung darboten, daß dieses von solchem Trödelkram sich nicht angezogen fühlen konnte. Dieser für Wissenschaft, Volksaufklärung und Nationalbewußtsein gleich schädliche Zustand jener Museen ist nur die Folge einer geradezu betrübliehen Ahnungslosigkeit ihrer Leiter davon, was sich bei etwas weniger trockener, ja lederner Auffassung ihres Berufs und bei etwas mehr Phantasiebegabung leisten ließe. Es fehlt jeder schüchternste Versuch, durch anschauliche Wiederherstellungen, Ergänzungen, Nachbildungen im kleinen, wie im großen das alte Kulturleben dem Auge und der Phantasie der Beschauer wenigstens etwas näher zu bringen. Eine Ausnahme machen hier allein das Römisch-Germanische Zentralmuseum zu Mainz, namentlich seitdem im letzten Jahrzehnt seine neue Aufstellung in dem so glücklich erneuerten Prachtbau des Schlosses, dieses Kleinods deutscher Renaissance, vollzogen wurde, und das Hallische Museum für Vorgeschichte.

Wir müssen uns ja stets gegenwärtig halten, daß der Schwerpunkt der Wissenschaft der Vorgeschichte nicht in den einzelnen Fundstücken liegt, obwohl es auch an herrlichen Kunstwerken aus der Vorzeit gewiß nicht

fehlt — wie dieses Buch genügend gezeigt hat —, sondern in dem Aufbau der Wissenschaft vom gesamten Leben unserer Vorfahren, sowohl von dem äußeren, mehr stofflichen, wie von dem inneren, mehr gedanklichen Leben, wofür die Erde gleichmäßig zahlreiche Zeugnisse andauernd herausgibt, also in dem Aufbau einer Kulturwissenschaft, für die der Museumsinhalt nur einen Teil der Grundlage bildet. Freilich ist dieser Teil von hervorragender Bedeutung. Darum eben müssen die Museen für Vorgeschichte so hochgehalten werden, von Volk und Staat, nicht bloß in Dänemark oder in Schweden, wo der Kronprinz des Reichs als voll durchgebildeter Sachmann — er ist ein Schüler Oscar Almgrens — streng wissenschaftliche Ausgrabungen leitet, sondern ebenso bei uns, obschon oder gerade weil keines Medizeers Güte unserer heimischen Vorgeschichte lächelt.

Wie reimt sich aber mit solcher Notwendigkeit zusammen, wenn die Generalverwaltung der Preussischen Museen in ihrer Rangordnung an die Spitze die Antikenmuseen stellt, an den Schluß aber als letzte Abteilung der langen Reihe das prähistorische Museum und die Sammlung für deutsche Volkskunde — noch hinter die berühmten Kulturen der Hottentotten und Papuas, Feuerländer und Botokuden?

Ich kann mir nicht versagen, hier an die beherzigenswerten, echt deutschen Worte zu erinnern, die unser Kronprinz im August des Jahres 1910 dem versammelten Professorenkollegium der Königsberger Albertina zurief, als seine feierliche Investitur und Proklamation als Rektor magnificentissimus dieser Universität erfolgte¹⁾:

„In meinen Bonner Studentenjahren“, sagte er, „glaube ich durchgeföhlt zu haben, was wir, die Jugend, aus gelehrtem Munde vor allem hören möchten, und meine neue Würde gibt mir die willkommene Gelegenheit, der Dolmetsch dieser Gedanken zu sein.

Weisen Sie uns die Wege, auf denen unser deutsches Volk wandeln soll, um die Stellung unter den Völkern einnehmen zu können, die ihm, seinen geistigen und physischen Kräften entsprechend, zu Recht zukommt. Dabei ist uns nicht damit allein gedient, die Schwächen und Mängel unseres Landes zu kennen, denn diese Erkenntnis führt leicht zu Verdrossenheit und unfruchtbarer Kritik, vielmehr sehnen wir uns nach Betonung unseres deutsch-nationalen Volkstums im Gegensatz zu den internationalisierenden Bestrebungen, welche unsere gesunde völkische Eigenart zu verwischen drohen.“

¹⁾ Nachdem ich im Jahre 1911 bei meinem Koblenzer Vortrage und in der ersten Auflage seiner Veröffentlichung als Erster diese Worte des Kronprinzen mit scharfer Betonung angeführt habe, sind sie in den folgenden Jahren innerhalb der nationalen Kreise in Zeitschriften und Zeitungen ununterbrochen wiederholt worden. Dies kann mich indes nicht hindern, die Worte an der Stelle, wo ihre hohe Bedeutung zum ersten Male betont worden ist, auch jetzt noch weiter erklingen zu lassen.

Nun, wer es bisher noch nicht gewußt hat —, durch dieses Buch wird jeder es erfahren haben, wie sehr gerade die deutsche Vorgeschichte, richtig verstanden, ein Gebiet ist, wie geschaffen, um die Forderungen des Kronprinzen überall und zwanglos zu erfüllen.

Aber wie reimt sich mit der hohen nationalen Bedeutung der Vorgeschichte weiter zusammen, daß in ganz Deutschland nur eine einzige Lehrkanzel für deutsche Archäologie besteht? Bei solchen Zuständen kann es nicht wundernehmen, daß auch die Lehrerschaft der höheren Schulen den alten einseitigen, von der Wissenschaft längst überwundenen Geschichtsauffassungen immer weiter huldigt.

Wie reimt sich endlich mit der hohen Stellung der Vorgeschichte zusammen, daß die Berliner Akademie der Wissenschaften, die durch die hochsinnige Stiftung unseres Kaisers eine besondere Deutsche Kommission erhalten hat, die Aufgaben dieser Kommission ganz streng in den Rahmen rein sprachlich-literarischer Forschung eingeschnürt hat, wogegen jede Förderung der so sehr der Förderung bedürftigen Sachwissenschaften, vor allem der germanischen Altertumskunde und der germanischen Archäologie oder Vor- und Frühgeschichte nach der Satzung der Kommission ausgeschlossen ist? Ein auf die Dauer unerträglicher Zustand der Vernachlässigung einer der wichtigsten Wissenschaften vom deutschen Volke, ein Zustand, dem die Akademie und die Deutsche Kommission um so eher ein baldiges Ziel setzen müßte, als sie doch sehen müssen, wie durch die Errichtung der Römisch-germanischen Kommission zu Frankfurt a. M., dieses Ablegers des Deutschen Archäologischen Instituts, zwar für die westdeutschen Gebiete der Römerforschung glänzend gesorgt worden ist und auch für die vor- und nachrömischen Kulturverhältnisse der Rheinlande hierbei einiges abfällt, daß aber das eigentliche Germanenland, also vor allem Norddeutschland und dann Mitteldeutschland, Gebiete, die durch ihren großen Fundreichtum eine unendliche Fülle dringlichster Forschungsnotwendigkeiten uns auferlegen, nach wie vor ein Stiefkind der Fürsorge geblieben sind bei den obersten Instanzen der wissenschaftlichen Behörden.

Es gab eine Zeit — sie liegt freilich mehr als ein Jahrhundert zurück —, wo die schönwissenschaftliche Klasse der Berliner Akademie sich für deutsche Vorgeschichte lebhaft zu erwärmen anfang: damals als Alois Hirt, der treffliche Kenner der antiken Denkmäler Südeuropas, der berühmteste Cicerone in Rom und als solcher von Goethe dort hochgeschätzt, nicht minder später von Schiller —, als Alois Hirt in Berlin Akademiker ward und 1798 in den Schriften der Akademie eine für damalige Verhältnisse treffliche Vorlesung erscheinen ließ, die den „Denkmälern der nordischen Völker“⁷⁾, gemeint

⁷⁾ Siehe Anmerkung S. 242.

sind die Urnenfriedhöfe Norddeutschlands, gewidmet ist. Dieser Anlauf war aber ein nur vorübergehender, zumal bald danach, seit Gründung der Berliner Universität, nur die amtlich dort beglaubigten Wissenschaften in der Akademie fortan Eintritt und einen Platz an der Sonne fanden. Da erhebt sich für jeden, dem die allseitige Erforschung unseres Volkes ernsteste Herzenssache ist, immer von neuem die Frage: wie lange soll es noch währen, daß die deutsche Vorgeschichte von der Berliner Akademie mit völliger Nichtachtung übersehen wird? Wie lange noch soll die deutsche Archäologie die großzügigen Organisationen entbehren, die die Vertreter der römischen, griechischen, ägyptischen und orientalischen Archäologie innerhalb der Akademie der Wissenschaften diesen fremden Wissenszweigen der Archäologie seit vielen Jahrzehnten in so überschwänglich reicher Weise zu verschaffen gewußt haben. Ich rufe hier, so laut ich es vermag, das Ehr- und Vaterlandsgefühl derjenigen an, die zunächst berufen sind, hier helfend einzugreifen und wirksam vorzugehen: denn ohne solche Einwirkungen, aus sich selbst heraus, vermag hier nichts zu entstehen.

Der Notruf dieser letzten Zeilen war ebenso schon in der ersten Auflage dieses Buches erklingen. Und was tönte darauf von jener, durch rein äußere Umstände zu entscheidendem Einfluß gelangten Seite als Antwort zurück? „Nun ja, es gibt viele schöne und nützliche Dinge, die die deutsche Kommission nicht treibt.“ Weiteres, als diesen höhnischen Ausspruch hatte die „berufene“ Seite für die nationale Frage deutscher Vorgeschichtsforschung nicht übrig. So also lautete der Bescheid von einer Kommission, die ausdrücklich eingesetzt worden ist für Pflege und Erforschung der Sprache „in dem weiten Umfange, den Jacob Grimm der deutschen Sprachwissenschaft gegeben hat, wonach sie die Wissenschaft vom deutschen Leben ist“. Von dieser Seite her ist also auch heute noch nicht das geringste Verständnis für die stärksten Notwendigkeiten nationaler Forschung zu erwarten. Wer freilich die Kräfte und Persönlichkeiten kennt, die der deutschen Kommission die Richtung vorschreiben, kann sich hierüber nicht wundern, konnte von vornherein nichts anderes erwarten. Ist es doch in wissenschaftlichen Kreisen längst zum Gespött geworden, wie merkwürdig diese „Deutsche Kommission“ selbst die von ihr so eng gezogenen Pflichten gegen die deutsche Sprache, ihre Pflege und Erforschung auffaßt¹⁾.

Und nun zum Schluß. Wir Prähistoriker sind — soviel steht fest — nicht aus Stellenhunger, nicht aus dem Zwange, einen Brotberuf zu ergreifen,

¹⁾ Wer über diese Dinge näheres erfahren will, mag es in der Broschüre eines der berufensten Meister deutscher Sprachforschung nachlesen: Friedrich Kluge, Zur Nachfolge Erich Schmidts. Akademische Zeit- und Streitfragen. Freiburg i. Br. 1913.

zu unserer Wissenschaft gekommen, sondern trotz schwerer äußerer Hemmnisse, die aus der Unvollkommenheit der staatlichen Organisation unserer Wissenschaft ihr und uns beständig erwachsen, in reiner Begeisterung für diese herrliche, befreiende Wissenschaft dazu getrieben worden, unser ganzes Leben ihr zu widmen. Denn Begeisterung, ja mehr noch als das, leidenschaftliche Hingabe zu wecken, dazu ist keine nationale Wissenschaft geeigneter, als unsere Prähistorie, wie ich das mein Leben lang an mir, in den letzten Jahrzehnten an meinen Schülern und Zuhörern erfahren habe. Wie geht ihnen allen das Herz auf, sofern sie nur die neuen Erkenntnisse auf sich wirken lassen, — wenn sie über die Engen der herrschenden Vorurteile unserer Geschichtswissenschaft auf so nachdrückliche Weise emporgehoben werden. Nach Goethes bekannten Ausspruch ist „das Beste, was wir von der Geschichte haben, der Enthusiasmus, den sie erregt“. Nun, in der Sicherheit, dieses Beste stets zu besitzen und dem anklopfenden und Einlaß begehrenden Jünger mühelos in Herz und Sinn einzugeben, kann keine geschichtliche Disziplin sich messen mit unserer Germanischen Vorgeschichte. „Wer eine große Vergangenheit ins Leben ruft, genießt die Freude des eigenen Schaffens“: so lautet das stolze Bekenntnis eines berühmten Erforschers des griechischen Altertums. Aber wie viel stärker muß das Hochgefühl sein, das die Brust dessen schwellt, der nicht für irgend ein fremdes, heute längst dahin gegangenes Volk ein solcher Lebenswecker wird, sondern in hartem aber siegreichem Kampfe mit der Ungunst der Überlieferung Mittel und Wege findet, dem eigenen Volke, an dessen Ewigkeit er mit Ernst Moritz Arndt gern und freudig glaubt, seine berghoch verschüttete heldenhafte Urzeit in ihrer ganzen Größe in immer reinerer Gestalt, in immer überzeugenderer Klarheit von neuem erstehen zu lassen! Und so kehren wir hier am Ende zurück zum Anfang und zu Jacob Grimms schlichten und doch so ergreifenden Worten:

Weil ich lernte, daß seine Sprache, sein Recht und sein Altertum viel zu niedrig gestellt werden, wollte ich mein Vaterland erheben.

Anmerkungen aus der ersten Auflage.

¹⁾ (Zu Seite 10.) Ende desselben 19. Jahrhunderts erstand den armen Germanen ein zweiter, noch schlimmerer „Abelung-Thersites“ in Otto Seeß. In einem Aufsatz der Preussischen Jahrbücher vom April 1894 über „die Germanen“, den er dann, etwas abgeschwächt, in seine „Geschichte des Untergangs der antiken Welt“ aufgenommen hat, nennt S. die Germanen nicht nur „Naturvolf“, „Barbaren“, „wilde Barbaren“, „rohe Wilde“, „wilde Horden“, sondern auch Diebe, Räuber, Mordgesellen, „Trunken- und Raufbolde von wüster Völlerei“, Kleinmütige und durch Gold käufliche Feiglinge ohne jede Spur von Charakterfestigkeit usw. — So schimpft nur Beschränktheit gepaart mit Sanatismus; und fast noch beschämender für den Universitätsprofessor Seeß ist die Unwissenheit, die er hierbei auf einem Gebiete zeigt, in dem er zu Schriftstellern versucht.

²⁾ (Zu Seite 10.) Dissertation tendant à expliquer les causes de la supériorité des Germains sur les Romains et à prouver, que le Nord de la Germanie ou Teutonie entre le Rhin et la Vistule, et principalement la présente Monarchie Prussienne est la patrie originaire de ces nations héroïques qui dans la fameuse migration des peuples ont détruit l'Empire Romain et qui ont fondé et peuplé les principales monarchies de l'Europe (Nouveaux Mémoires de l'Académie R. des Sciences et Belles-Lettres. 1779. S. 379—404).

Rein tatsächlich und wörtlich genommen ist Herzberg mit seiner Anschauung freilich nicht ganz im Recht, da die zur Zeit der Völkerwanderung aus Ostdeutschland ausgewanderten Ostgermanen, die in Südeuropa neue Völker- und Staatsgebilde schufen, ihre Heimatlande bis auf geringe Reste völlig geräumt und dort die einsiedelnden Wenden als Nachfolger erhalten hatten. Im tieferen Grunde denkt Herzberg aber trotzdem durchaus richtig, da die späteren niedersächsischen Koloniatoren der ostdeutschen Lande von demselben rein germanischen Stamme und derselben einst gegen Rom bewährten Tüchtigkeit waren, wie jene früheren Bewohner, die Ostgermanen, und da weiter die süddeutschen Teilnehmer jener ostdeutschen Kolonisation, die alten Alemannen, sogar nur nach ihrer alten swedischen Urheimat in Brandenburg und Mecklenburg zurückkehrten.

³⁾ (Zu Seite 24.) Gegenüber der neuerdings ausgesprochenen laienhaften Ableitung der Kugelflaschen aus der Kürbisform erscheint es angezeigt, das Vorkommen ihrer Vorläufer, der langhälligen, flaschenartigen Amphoren mit Kugelbauch, seltener mit kleinstem Standboden, innerhalb der ältesten nordischen Megalithkeramik kurz zu beleuchten. In Schleswig-Holstein sind neun derartige Funde bekannt, darunter eine Amphore von Gjenner, Kr. Apenrade, die zehn senkrecht plastische Rippen auf ihrem Bauche zeigt, ähnlich Abb. 5; die anderen haben Furchenverzierung: 1) Norby bei Rieseby, Kr. Eßernförde; 2) Heiligenhafen, Kr. Oldenburg i. H.; 3) das in unserer Abb. 6 wiedergegebene Stück, dessen Fundort unbekannt, usw.; 25mal erscheinen sie in Dänemark,

und zwar niemals in Ganggräbern, sondern nur in den älteren Megalithgräbern (Dolmen); vergl. Worsaae, Nordiske Oldsager 1859, No. 102; A. P. Madsen, Afbildninger af danske Oldsager og Mindesmaerker, Stenalderen, Taf. 45, Abb. 20; Madsen, Gravhøje og Gravfund fra Stenalderen i Danmark. 1896. Taf. IVa; Soph. Müller, Ordning, Stenalderen No. 229, Nord. Altertumsf. I, 154, Nordiske Fortidsminder I, 157f.; Stjerna: Ant. Tidskr. f. Sverige 19,2:121. — Vgl. außerdem Mannus II, S. 64, 69: Jarrenthin (Dorpommern), Kalenczow bei Lublin. — Ferner: Aarb. f. n. O. 1881 u. 1917.

⁴⁾ (Zu Seite 29.) Von großer Bedeutung für die Beurteilung der genauen zeitlichen Stellung des eigentlichen Anhalter (Latdorf-Bernburger) Stils im Verhältnis zu den nächstverwandten nordischen Kulturen, wie auch zu den nur entfernt verwandten donauländischen sind die bei ihm unverhältnismäßig stark auftretenden symbolischen und anderen Ornamente, wie Malteserkreuz, gezahnte Räder, ineinandergestellte Spitzbögen, Kammornament (vergl. Mannus I, 238 Anm. 1). Besonders wichtig ist hier das Schachbrettmuster, das z. B. bei einem hochhalsigen Gefäß mit S-förmig geschwungenem Wandprofil aus Tangermünde erscheint (Zf. f. Ethnol. 1883, Tafel VIII, No. 4), ebenso auf dem Unterteil einer „Trommel“ aus dem Spizen Hock bei Latdorf und auf dem Scherben einer typischen Tasse aus Bernburg (O. Merkel, Katalog des AltertumsMuseums der Stadt Bernburg S. 24, B. 114 und S. 56, B. 229), endlich auf einer kugelbauchigen Tasse mit zwei durchbohrten Griffleisten aus dem Laufhügel bei Derenburg, Kr. Halberstadt (Friederich, Abbildungen von mittelalt. und vorchristl. Altert. Wernig. 1872, Taf. V, 12). — Im Gebiete der Megalithkeramik nenne ich sein Vorkommen in Mecklenburg-Schwerin bei Molchow (IV, 6; Belz, Vorgech. Alt. d. Gr. Meckl.-Schw. S. 90, 4e), entartet bei Dargun und Remlin (Belz: ebd. S. 89, 2c) in genauer Übereinstimmung mit dem nur einmalig innerhalb der thüringischen Schnurkeramik vorkommenden Schachbrettmuster einer Amphore von Lohholz bei Schölen, Kr. Naumburg (Vorgech. Altert. d. Pr. Sachsen IV, Taf. VII, e); in Ostdeutschland: Gefäß aus dem Kreise der Kugelflaschen von Kulmsee, Kr. Thorn (unsere Abb. 53, Taf. VI); ferner in Dänemark (S. Müller, Nord. Altertumskunde S. 159, Muster j); in Schonen aus Ganggräbern von Öster-Werlinge, Sjellinge und Quistofsta (Bruzelius, Svenska Fornlemningar. Lund 1855 I, Taf. II, 12; Montelius, Chronologie der ältesten Bronzezeit S. 90). — Aus England liegt ein Beispiel vor in einem der schlanken Becher, die ich 1909 und später öfter besprochen und abgebildet habe (Mannus I, Taf. XXII, 15); wiederum ein neues Zeichen, daß diese englischen Gefäße nicht, wie man immer noch meint, bronzezeitlich, sondern steinzeitlich sind. Und zwar haben wir es nach Ausweis Dänemarks (Madsen, Afbildninger af danske Oldsager og Mindesmaerker, Stenalderen, 1868, Taf. XXI, r: Ganggrab von Arby auf Seeland) und Südschwedens mit der Periode der jüngeren Ganggräber zu tun, auf die ja auch manche andere Parallelercheinungen gerade im Anhalter Stil deutlich hinweisen. — Danach ist dann die Zeit der selteneren Gefäße der donauländischen Steinzeitkulturen zu bestimmen, die das Schachbrettmuster führen, wie die herrliche Vase von Bichanz in Schlessien vom Stüchreihentypus (s. unsere Abb. 91, Taf. VIII), ferner sehr roh ausgeführte Stücke aus Butmir in Bosnien, die in spiralkeramischer Umgebung auftreten (die neolith. Station von Butmir Bd. I, Taf. VI 10, 15; Bd. II, Taf. XIII, 6; vergl. auch Jahrbuch d. k. k. Zentralkommission 1905, S. 9, Abb. 11), ebenso wie ein Scherben mit aufgemaltem Schachbrettmuster aus Oslawan in Mähren (Červinka, Morava za pravěku S. 78, Abb. 31, No. 3) und solche aus Kronstadt in Siebenbürgen (Teutsch: Mitt. d. Wiener anthrop. Ges. 1900, S. 190, Fig. 47). Ob das bekannte weibliche Idol von Kličevac in Serbien, dessen Gewandung in Schachbrettmuster verziert ist, hier eingereiht werden muß, bleibt so lange zweifelhaft, als der steinzeitliche Ursprung dieser Figur nicht sicher gestellt ist. Anzuschließen sind hier endlich Scherben aus der neolithischen Schicht des Palastes zu Knossos (Lagrange: La Crète ancienne Fig. 10); ein Scherben vom oberitalischen

Pfahlbau am Vareseer See (Montelius, *Civ. pr. en Italie I*, Taf. 2, Abb. 22); endlich noch einschlägige Scherben aus Frankreich, wie vom Camp de Chassey, Saone-et-Loire, abgebildet bei Déchelette, *Manuel d'archéologie préhistorique I*, S. 560, 7, 9.

⁵⁾ (Zu Seite 108.) Die Klinge Abb. 147, die Beigabe eines Mannesgrabes in Steinkiste unter Hügel, Amt Aalborg, ist dadurch von besonderem Interesse, daß sie in einem fünf Fuß langen Holzschäft eingeseht war, der nicht, wie sonst bei allen Beilen, aus einem knieförmig gebogenen Altholz bestand, sondern aus einer geraden Stange. Diese besaß am unteren Ende als Abschluß einen Bronzeknopf, der außer nordischer Spiralverzierung noch eingelegten Bernsteinschmuck trägt, also nur germanische Arbeit sein kann. Sollte also etwa nur die Klinge dieser herrlichen Waffe aus Italien bezogen sein?

⁶⁾ (Zu Seite 113.) Angelucci, *Gli ornamenti spiralforni in Italia*, Torino 1876.

⁷⁾ (Zu Seite 237.) Sammlung der deutschen Abhandlungen, welche in der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgelesen wurden in den Jahren 1798 bis 1800. Berlin 1803, S. 175—208.

Sachregister.

- Aalborg, Jütland, Bronzebeil 66, 108, Abb. 147.
 — erhaltener Holzschäft 242.
Achtantiger Griff an bayrischen Bronze-
schwertern 100, 105, Abb. 114 Nr. 23.
 Adamklissi in der Dobrudscha, römisches
 Siegesdenkmal 207 ffg., 224 ffg.
 — Aufbau 208, Abb. 430, 431.
 — Bildwerte, Germanen 211 ffg., Abb.
 432—437.
 — — andere Volkstypen 223 fg., Abb.
 452—456.
 — — Römer 230 fg., Abb. 436, 437, 453.
 — — Inschrift 209, 210, 225.
 — — Zeit der Errichtung 207, 210, 225.
 Adellung 10.
 Ägäische Kultur 10, 18, 121, 128.
 Ägypten, Feuersteingeräte 42.
 — Bronze 44, 45.
 — Spirale 47, 102.
 — mykenische Bügelfanne 123, Abb. 248.
 — Griffzungenschwert 125.
 — Eisen 134, 135, 136.
 Akademie s. Berliner A.
 Akanthusblatt in Adamklissi 208.
 Alb s. Rauhe Alb.
 Albsheim, Rheinpfalz, Gefäß des Rössen-
 Tiersteiner Stils 33, Abb. 34.
 Alemannen, Rückkehr in die Urheimat im
 Mittelalter 240 Nr. 2.
 Alesia, Frankreich, germanische Waffen 183,
 185, 194, Abb. 377—379.
 — keltischer Schildbuckel 185, Abb. 380.
 Alfis 87, 89 fg., 94, 95, 96.
 Alkyoneus 211.
 Almgren 137, 145, 146.
 Altdorf, Mittelfranken, Bronzen aus kelti-
 schen Gräbern 53, Abb. 118.
 Alt-Wansen, Kreis Ohlau, Mäandergefäß
 173, Abb. 343, 338 Nr. 5 u. 6.
Amazonenreitkräfte 42, Abb. 104, 105.
 Amphoren, langhalsige mit Kugelbauch in
 ältester Megalithkeramik 20, 24, 240,
 Abb. 5—7.
 — vielösig, reichverzierte 25, 29, Abb. 26,
 28.
 — der Schnurkeramik 29, 30, 240, Abb.
 41, 42, 46.
 Amphoren s. Kugel-, Megalith-.
 Ancycluszeit, Klima 144.
 Anderlingen, Kr. Bremervörde, Bildstein
 87, 138, Abb. 197.
 Andernach a. Rh., spätneolithischer Zonen-
 becher 25, Abb. 22.
Angeln, Volkstamm 164.
 Angermünde, Udermark, Scheibenkopfnadel
 101, Abb. 214.
 Englische Sibeln 163, Abb. 316—318.
 Angriffsweise der Germanen 188, 194.
 Anhalter Stil 19, 20, 28, 41, Abb. 35—40.
 Anhänger, herzförmige der Bronzezeit,
 illyrischer Typ auf germanischem Ge-
 biet 101.
 — halbmondförmige der römischen Kaiser-
 zeit 162, Abb. 313.
 Antonius G., Prokonsul 207.
 Arby, Seeland, Becher aus einem Gang-
 grab 241.
 Ariogais, Quadenkönig 215, Abb. 440, 442.
 Armalausi 216.
 Armbänder, goldene der Bronzezeit, ger-
 manischer Typ 70, Abb. 161—163.
 — längsgerippte, keltischer Typ auf ger-
 manischem Gebiet 100, Abb. 119 Nr. 12.
 — s. Schlangenkopf-
 Armbrustfibeln, eingliedrige 154.
 — zweigliedrige mit hohem Nadelhalter
 152, 160, Abb. 296, 297.
 Ärmelrock 221.
 Armilatusini 216.
 Armringe, keltischer Typ mit Spitzoval-
 muster, auf germanischem Gebiet 100,
 Abb. 118 Nr. 7.
 — illyrischer Typ 64, Abb. 133, 137, 138.
 — s. Nieren-
 Arndt, Ernst Moriz 239.
 Aspeberg, Tegneby, Tanum, Selsenzeich-
 nung Abb. 183.
 Assarlit, Kleinasien, griechische Sicherheits-
 (Bogen-)Nadel 123, Abb. 247.
 Äzung an Latènezeitlichen Lanzenspitzen
 191.
 Aue bei Mühlhausen in Thüringen, ge-
 drehtes Gefäß der Latènezeit 169,
 Abb. 332.
 Augenfibeln 150, 158, Abb. 284—289.

- Augustus 209, 217.
— f. auch Oktavian.
Arthämmer, ungarische, aus Bronze 60, Abb. 126, 127.
- Baalberge bei Bernburg, Krug, Vorstufe der Schnurkeramik 29, Abb. 45.
Bada, Braštad, Bohuslän, Selsenzeichnungen 83, 94, Abb. 184, 185, 188, 208, 209.
Badingen, Kr. Templin, westgermanische Mäanderurne 177, Abb. 353.
Balkatra, Schonen, Altarbekrönung mit Sonnenscheibe 79, Abb. 169, 170.
Bang 96, 98.
Bart der Germanengestalten in Adamklissi 213.
Basternen, von den Wandiliern abgezweigt 154, 213.
— in Südrussland und an der unteren Donau 147, 154, 191, 206, 207.
— in Kleinasien 217.
— Kriege mit den Römern 207, 208.
— Truppe von Reitern mit Fußgängern gemischt 195.
— Erfinder der Sibel mit umgeschlagenem Fuß 154.
— Marmorbüste, griechische Arbeit 212, 217, Abb. 428, 429.
— Darstellungen in Adamklissi, ihre Tracht 211 ffg., 223, 225, 226, Abb. 432—437.
— auf der Trajanssäule 225, 226, Abb. 438.
Bataver 195.
Becher, aus Megalithgräbern 25, Abb. 14—16.
— Schnurkeramische 29, 30, Abb. 17—20.
— f. Gloden-, Zonens.
Beile aus Nephrit und Jadeit 16.
— aus Bronze, germanische 67, Abb. 114, 146—149.
— — keltische Abb. 119, 120.
— — illyrische Abb. 126, 133.
— — aus Großbritannien Abb. 123, 124.
— — aus Oberitalien Abb. 143.
— als Sinnbild der Gottheit 75.
Beinspiralen, illyrischer Typ 62, 64, Abb. 127, 128, 132, 134.
— — auf germanischem Gebiet 101.
Bétes, Kom. in Ungarn, Griffzungenschwert 126, Abb. 252.
Bemalte Keramik 41, Abb. 90, 94—103.
— Schachbrettmuster 241.
Berich, Gotenkönig 146.
Berliner Akademie der Wissenschaften 237.
Berlof, goldenes, römische Kaiserzeit 161, Abb. 309.
Bernburg, Anhalt, Schachbrettmuster im Anhalter Stil 241.
Bernburger Stil = Anhalter 19.
Bernstein, als Einlage 70, 242, Abb. 153.
— Handel 99, 139.
Bertrand 12.
- Bientowski 220, 221.
Billerbeck, Kr. Pyritz, Eisenschwert des 7. Jahrhunderts vor Chr. 136, Abb. 267.
Bing 80 ffg., 95.
Björneröd, Tanum, Bohuslän, Selsenzeichnung 94, Abb. 207.
Blantenburg, Kr. Angermünde, Bronzeblechgürtel 65, Abb. 141, 142.
Blitzzeichen auf Lanzenspitzen 194, Abb. 399 a, 400 a.
Blume, Erich 166.
Bodsgestalt des Thonar 87, 89, 94.
Bogen 201.
Bogennadel 123, Abb. 247.
Böhmen, ohne Ortsangabe, markomanische Schildteile Abb. 389, 390.
— — Trindhornbeschläge Abb. 416—418, 424, 426.
Bollersleben, Kr. Apenrade, frühe germanische Sicherheitsnadel 111, Abb. 226.
Borgstedt, Kr. Rendsburg, englische Sibel vom Nydamtyp 163, Abb. 316—318.
Bornholm, Brudenpfeiler für die skandinavische Auswanderung 145.
— Hausurnen 141.
— Sibel mit hohem Nadelhalter 152, Abb. 297.
Borum Eshöi, Jütland, frühe germanische Sicherheitsnadel 112, Abb. 231.
Brandenburg, Provinz, Ursprungsland der Kugelflaschen 30.
Brandenburg a. Havel, Kugelflasche 30, Abb. 48.
Brandgrubengräber 145.
Brandshüttungsgräber 145.
Branit, Böhmen, illyrische Bronzen 62, Abb. 128.
Braschwitz, Saalkreis, Krug des Anhalter Stils 28, Abb. 36.
Braštad f. Bada, Breda.
Breda, Braštad, Selsenzeichnung Abb. 186.
Brigetio, Ungarn, Bronzebüste eines Germanen 214, Abb. 439.
Brillenspiralen, keltischer Typ 57, Abb. 116.
— auf germanischem Gebiet 100.
Bronzezeit f. Inhaltsverzeichnis.
Brostowo, Kr. Wirsiß, ostgermanische Mäanderurne 174, 177, Abb. 350.
Brünne 201.
Břchanz, Kr. Wohlau, Dase vom Stichtypus mit Schachbrettmuster 41, 241, Abb. 91.
Büdeltechnik auf Bronzen 64, 65.
Bügelkanne, mykenische 125, Abb. 248.
Bugge 96, 98.
Burg bei Magdeburg, Gefäße des Mollenberg-Burger Stils 25, Abb. 30, 31.
Burgunden 145, 147, 148, 154, 166, 177, 179, 183, 190, 192, 193, 194.
Butmir, Bosnien, Gefäße der Spitalmäander-Keramik 41, Abb. 101, 102.
— mit Schachbrettmuster 241.

- Burtehude, Prov. Hannover, Amazonenstreitart 42, Abb. 105.
- Camp de Chasse, Saone-et-Loire, neolithische Scherben mit Schachbrettmuster 242.
- Cäjar, Berichte über die Götter der Germanen 96, 97.
— über germanische Reiterei 185, 195.
— über Trinkhörner 202, 232.
— Kriegspläne gegen die Basternen 207.
- Cascina Ranza bei Mailand, Bronzendeputfund 65, Abb. 143.
- Castions di Strada, Udine, Bronzeblech mit Spiralen 106, Abb. 220.
— Griffzungenschwert 106, 119, Abb. 221.
- Cingulum 231.
- Corseiten, Kr. Sischhausen, ostgermanischer Potal 177.
- Crassus, Cicinius 207, 210, 211, 225.
- Cröbern bei Leipzig, gedrehte Gefäße der Latènezeit 169, Abb. 333, 334.
- Czejewo, Kr. Wreschen, Reitergrab 194.
- Dahmsdorf, Kr. Breslau, Griffzungenschwert 126 Abb. 251
- Dahmsdorf, Kr. Breslau, Griffzungenschwert 126, Abb. 251.
- Däfer 210, 223, 225, Abb. 451.
- Dänemark, ohne Ortsangabe, Megalithamphore Abb. 5.
— Bronzeschwertgriffe Abb. 151—153.
— Bronzeschwert Abb. 156.
— Pferdetopf eines Rasiermessers Abb. 176.
— Griffzungenschwert 127, Abb. 265.
— Fund eines mykenischen Schwertes 106.
- Danneil 45.
- Dargun, Mecklenburg, Schachbrettmuster der Megalithkeramik 241.
- Dekeldosen, Schnurkeramische 29, 30, Abb. 45, 47.
- Defebalus 210.
- Delphi, italische Sicherheitsnadel 122.
- Derenburg, Kr. Halberstadt, Schachbrettmuster im Anhalter Stil 241.
- Dichtkunst, germanische, in der Bronzezeit 74.
- Dienstag, Worterklärung 87.
- Dienstedt, Thüringen, Scheibensibel 158, Abb. 302.
— silberner Armring mit birnförmigem Verschluss 162, Abb. 314.
- Dingelstedt am Huy, Kr. Oschersleben, Gefäße der Spitalmünderkeramik 41, Abb. 95, 96.
- Dioskurides 222.
- Dnjeprgebiet, bemalte Keramik 41, Abb. 103.
- Dobretae 214.
- Dolch aus Feuerstein 42, Abb. 113.
- Dolch aus Bronze, von italischer Form, in Schweden gefunden 118, 124.
— vom Peshieratypus in Griechenland 124.
- Dolmen 13, 144, 241, Abb. 1, 2.
- Domitian 210.
- Doppelart, Sinnbild der Gottheit 75.
- Doppelspiralscheiben, feltischer Typ 57.
— auf germanischem Gebiet 100.
- Dorische Wanderung 125.
- Dörrenholz, Sachsen-Meiningen, Bronzen aus feltischem Frauengrabe 57, 58, Abb. 116, 117.
- Dreibein auf Lanzenspitzen 182, Abb. 373 i.
- Dreiperiodensystem 45, 131.
- Driebausen, Kr. Osnabrück, Schale der Megalithkeramik 24, Abb. 9.
- Drusus 210, 216.
- Dumzin, Kr. Kolberg-Körlin, Bronzendeputfund 64, Abb. 133.
- Eberstadt, Oberhessen, Gefäße des Eberstädter Stils 35, Abb. 66—71.
- Eberstädter Stil 22, 23, 35, Abb. 66—71.
- Eberswalde s. Messingwert.
- Edda 96, 98.
- Eisen, Wortstamm 156.
- Eisenach, germanische gedrehte Gefäße der Latènezeit 169.
- Eisenzeit s. Inhaltsverzeichnis.
- Elbgermanen, Einfluß ostgermanischer Waffenformen 179, 182.
- Elb-Megalithkeramik 19, 20, 25, Abb. 26 bis 29.
- Engelhardt 131.
- England, steinzeitlicher Becher mit Schachbrettmuster 241.
— Bronzetypen 59, Abb. 122—125.
— germanische Besiedelung 164.
- Etruster 49, 50.
- Sauerbach, Oberhessen, Spiralkeramik des Plaidter Stils 38, Abb. 77.
- Selsenzeichnungen 82 ffg.
- Sibeln der Bronzezeit s. Sicherheitsnadeln.
— der römischen Kaiserzeit 148 ffg.
— Entwicklung des Fußes und des Mittelkammes 158, 159, Abb. 304—306.
— der Völkerwanderungszeit 163 ffg.
- Sibeln mit Sondernamen.
— mit zweilappiger Rollenlappe 148, 150, 152, 158, 160, Abb. 277—283.
— kräftig profilierte 152, 156, 158, 160, 199, Abb. 290—295.
— mit umgeschlagenem Fuß 154, 156, 159, 160, Abb. 298—301.
— kreuzförmige s. Nydam-Sibel.
— hannoversche 100.
— s. Englische, Armbrust-, Augens-, Hafens-, Hafentkrenz-, Nydam-, Scheiben-.
- Siligranarbeit 161, 162.

- Simbulwinter 144.
 Singerbergen, illyrischer Typ 101, Abb. 128.
 — auf germanischem Gebiet 101.
 Sinnland zum Beginn der Eisenzeit 144.
 — ohne Ortsangabe, Schlangenkopfarmbänder Abb. 320, 325.
 Sjellinge, Schonen, Schachbrettmuster in der Megalithkeramik 241.
 Sleischer, Ostar 74, 76.
 Slomborn bei Worms, Gefäße des Slomborner Stils 38, Abb. 81—85.
 Slomborner Stil 22, 23, 38, Abb. 81—85.
 Slurstedt, Sachsen-Weimar, Schlangenkopfarmband 166, Abb. 327.
 Sohrde, Kr. Westhavelland, Hakenkreuz auf Eisenmesser 194, Abb. 399 c.
 Stamea 190, Abb. 387, 388.
 Frankreich, Bronzetyphen 59, Abb. 121.
 Franzosen, ihre Beurteilung der Germanen 205.
 Frauengestalten als Personifikation der Länder 219 fg.
 Freyr 86, 88, 90, 94, 96.
 Friedberg, Oberhessen, Gefäße des Friedberger Stils 35, Abb. 64, 65.
 Friedberger Stil 22, 23, 35, Abb. 64, 65.
 Friedeburg, Mansfelder Seekreis, Henteltasse des Anhalter Stils 28, Abb. 35.
 Friesen 165.
 Frija 96.
 Fruchtbarkeitsgottheiten 77, 86.
 Fuciner See, Prov. Aquila, Griffzungenschwert 127, Abb. 260.
 Sünen, ohne Ortsangabe, Feuersteindolch Abb. 115.
 — mittelgermanisches Latèneschwert 179, Abb. 363.
 Furtwängler, Adolf 225, 226, 230.
 Fußbergen, illyrischer und keltischer Typ 58, 64, Abb. 117, 135, 136.
 — auf germanischem Gebiet 101, Abb. 213.
 Fußwaage des Rössener Stils 27, 33, Abb. 32.

 Galater 212, 217, 222.
 Gallier 216, 222, Abb. 449.
 — s. auch Galater.
 Ganggräber Abb. 3, 4.
 — Schachbrettmuster 241 Nr. 4.
 — Sehlen der langhalsigen Amphoren mit Kugelbauch 241 Nr. 3.
 Gauten 146.
 Gemma Augustea 221, 222 fg., Abb. 450.
 Genucla 207.
 Georgendorf, Kr. Steinau, Reitergrab 193, 194.
 — verzierte Lanzenspitze daraus Abb. 394.
 Gepiden 146, 147, 148, 152, 156, 161, 168, 192.
 Germanen, im Urteil des Altertums 205, 206.
 — des 18. Jahrhunderts 10.
 — der Gegenwart 7, 205.

 Germanen, Bildwerke des Altertums 211 ffg., Abb. 428, 429, 432—433, 450.
 — äußere Erscheinung 206, 232.
 — Wesen und geistige Art 232.
 Germania 218 ffg., Abb. 443—448.
 Germanicus 210, 216.
 Gesichtsurnen 140, 142, 169, Abb. 268, 269.
 Geten 206, 207, 213, 216, 223, 224, 225, Abb. 437, 452, 453, 455.
 Giersfeld, Kr. Berenbrück, Napf der Megalithkeramik 24, Abb. 8.
 Gitterschuhe 217.
 Glasperlen 102, 132.
 Glockenbecher 19, 21, 25, Abb. 23, 24.
 Gnidowitz, Kr. Breslau, Hentelkrug der Oberschnurkeramik 33, Abb. 60.
 Gnoien, Mecklenburg, Bronzen von illyrischem Typ 101.
 Goethe 99, 239.
 Goldbelag an Sonnenscheiben 80.
 Goldeinlagen an Waffen 193, 194.
 Goldschmied, germanischer 70.
 Goplosee, Prov. Polen, Griffzungenschwert 127, Abb. 261.
 Goten 145, 146, 150, 152, 155, 156, 162, 179, 190, 191, 194.
 Gotland, Augensibel 150, Abb. 287.
 — Hausurnen 140.
 — Übergang zur Körperbestattung um Chr. 146, Ann. 1.
 Götter, germanische 75 ffg.
 Graudenz, Kreis, ausgeschnittene Lanzenspitze 182, Abb. 371.
 Griechen 214.
 Griechenland, Spiralmuster Abb. 215.
 — Italische Sicherheitsnadeln 121, 122, 123, 124.
 — Dolch vom Deschieratypus 124.
 — Griffzungenschwörter 125, 127, 128.
 — Bronzezeit nicht übereinstimmend mit dem übrigen Europa 132.
 — Auftreten des Eisens 135.
 Griechische Schrift 18.
 Griffzungenschwörter 100, 106, 118, 119, 124 ffg., Abb. 249—265.
 Grimm, Jacob 98, 238, 239.
 Großbritannien s. England.
 Großgartach, Württemberg, Gefäße des Großgartacher Stils 35, Abb. 72, 73.
 Großgartacher Stil 22, 23, 35, Abb. 72 bis 75.
 Groß-Tschernojez, Böhmen, Mondhentelkrüge 31, Abb. 51.
 Grünchen, Kr. Lissa, Lanzenspitze mit Zeichen 194.
 Guldhöi, Jütland, frühe germanische Sicherheitsnadel 112, Abb. 230.
 Gurob bei Kahun, Ägypten, mykenische Bügelfanne 123.
 Gürtel aus Bronzeblech, illyrischer Typ 65, Abb. 141, 142.
 — auf germanischem Gebiet 101.

- Gürtelplatte 71, Abb. 164.
 Gutonen 150.
 Gutschmid, Alfred v. 46.
 Gymnasialbildung 9.
- Hadrian 214.
 Hafensichel 150, Abb. 289.
 Hafentkrenz auf Lanzenspißen 194, Abb. 399 c.
 Hafentkrenzichel 158, Abb. 303.
 Halm, Friedrich 217.
 Halle a. S., germanische gedrehte Gefäße der Latènezeit 169.
 Halskragen, längsgerippte, germanischer Typ 101, Abb. 114, 210.
 — auf illyrischem und keltischem Gebiet 101, Abb. 132.
 Halsring mit birnförmigem Verschluss der römischen Kaiserzeit 162, Abb. 314.
 Hammelstall, Kr. Prenzlau, vierfüßige Schnurbecher der Oderschnurkeramik 33, Abb. 57, 58.
 Hammer, Sinnbild der Gottheit 86.
 Hammer bei Nürnberg, mykenisches Bronze-
 schwert 106, Abb. 219.
 Handpauken des Anhalter Stils 28, 76, Abb. 39, 40.
 Hängedose der jüngeren Bronzezeit 73, Abb. 165.
 Hängetutuli, illyrischer und keltischer Typ 64, Abb. 120, 127.
 — auf germanischem Gebiet 100, Abb. 211, 212.
 Hannover, ohne Ortsangabe, kräftig profilierte Sichel Abb. 290—292.
 Hannöversche Sichel 100.
 Hannöverscher Tierkopf 163, 165, 166.
 Hartungensage 95.
 Harz, Einlage in Bronze 70.
 Hasel 144.
 Hausurnen 140, 142, 169, Abb. 270—275.
 Häven, Medlenburg, Hafentkrenzichel 158, Abb. 303.
 Heberties bei Wiesbaden, Schnurkeramischer Becher 39, Abb. 88.
 Hebräische Schrift 18.
 Heiligenhafen, Kr. Oldenburg i. H., lang-
 halbige Ampflore mit Kugelbauch 240.
 Heiligental, Mansfelder Seekreis, Hänge-
 gefäße des Anhalter Stils 28, Abb. 37.
 Heilige Zeichen auf eisernen Lanzenspißen 193.
 Hel 95.
 Helme, germanische 200.
 — römische 231.
 Hentelstasse der Elb-Megalithkeramik 25, Abb. 27.
 — des Molltenberg-Burger Stils 25, Abb. 29.
 — des Anhalter Stils 28, Abb. 35.
 Herzberg, Staatskanzler 10, 240.
 Heyd, Ed. 220.
- Herenberg, Kr. Zeven, Zonenbecher 25, Abb. 21.
 Hildebrand, Hans 53, 134.
 Hinkelsteinstil 22, 35, Abb. 61—63.
 Hirse 144.
 Hirt, Alois 237.
 Hjortegaarden, Seeland, Megalithampflore 24, Abb. 7.
 Hofby, Schonen, Nadelkopf einer germanischen Sicherheitsnadel 118, Abb. 240.
 — Griffzungendolch italischer Form 118.
 Höhenferchesar, Kr. Westhavelland, Brand-
 grab des 2. Jahrhunderts nach Chr. 186, 190, Abb. 385.
 — Mäanderurne mit Bild eines aufge-
 zäumten Pferdes und Eisenichel 199, Abb. 411—413.
 Höhenleipisch, Kr. Liebenwerda, vielantiger
 Hammer 42, Abb. 110.
 Hohentwiel, Württemberg, Griffzungen-
 dolch 124, Abb. 249.
 Höhenwuzen, Kr. Königsberg, Neumark,
 ostgermanische Grabfunde 191, Abb. 388.
 Holubice, Böhmen, Trinkhornbeschlag 203, Abb. 421.
 Holzheim bei Gießen, Schnurkeramischer
 Becher 39, Abb. 87.
 Holzschäft zu Bronzebeilen, gerader 242.
 — im Knie gebogen 67, Abb. 149.
 Holzschale mit Sternmuster 80, Abb. 178.
 Hornjommern, Kr. Langensalza, Hand-
 pauke des Anhalter Stils 29, Abb. 40.
 Hosen 213, 217.
 — bei Frauengestalten 218 ffg.
 Hostmann, Chr. 49, 51.
 Hundersingen, Schwäbische Alb, Bronzen
 aus keltischen Gräbern 58, Abb. 119, 120.
 Hvitlyde, Tanum, Seltenszeichnung Abb. 190.
- Idole 77, 241, Abb. 167, 168.
 Ilbersdorf, Anhalt, Schnurkeramische Am-
 pflore 29, Abb. 42.
 Illyrier 44, 52, 53, 60, 62, 70, 101, 107,
 108, 113, 122, 126, 136, 138, 139, 140.
 Illyrische Bronzetyphen Abb. 126—128,
 132—142.
 Illyrischer Krug 62, Abb. 129.
 Indien, Bronzezeit 44.
 Indogermanen, Ausbreitung 233.
 Ingväonen, Auflösung 165.
 Iztropolis 207.
 Italien, Spirale 106, Abb. 218, 220.
 — Bronzetyphen 65, Abb. 143.
 — Bronzezeit, Einteilung nach Kossinna
 und Montelius 118 ffg., 130.
 — Sicherheitsnadeln, italische 108 fg.,
 112 ffg.
 — — germanische 114.
 — Griffzungenschwerter 125 ffg.
 — Auftreten des Eisens 135.

- Jadett, einheimisch in Europa 16.
 Jägersborg bei Kopenhagen, Goldbelag einer Sonnenscheibe 79, Abb. 171.
 Jahn, Martin 186.
 Jankowo, Kr. Mogilno, Prov. Posen, Lanzenspitze mit Zeichen 194, Abb. 396.
 Jazygen 214.
 Jensen, Trachtenbilder der Bronzezeit Abb. 115.
 Jerichow I, Kreis, germanisches gedrehtes Gefäß der Latènezeit 170.
 Jordanes 147.
 Jordansmühl, Kr. Nimptsch, steinerner Streithammer 42, Abb. 109.
 Jordansmühler Stil 41, Abb. 89.
 Jüten 164.
 Jütland, Hausurnen 141, 142, Abb. 273 bis 275.
- Kaldus, Kr. Kulm, Trichterrandbecher 31, Abb. 49.
 Kalleby, Tanum, Bohuslän, Selsenzeichnungen Abb. 181, 193.
 Kallmar, Schweden, Hausurne 142, Abb. 272.
 Kantow, Kr. Ruppin, frühe germanische Sicherheitsnadel 111, Abb. 227.
 Katscher, Kr. Leobschütz, Glodenbecher 25, Abb. 24.
 Kaufasus, Bronzefigürchen des Feuergottes 86, Abb. 191.
 Kaulwitz, Schlesien, verzierte Schwertklinge der Latènezeit 182, Abb. 367.
 Keil der Schlachtordnung 194.
 Kelten 44, 52, 57, 100, 108, 113, 122, 126, 136, 179, 185, 197.
 Keltische Bronzetypen Abb. 116—121.
 Keltischer Krug 62, Abb. 131.
 Keltische Schildbuckel Abb. 380—383.
 Keltouillyrier 222, Abb. 450.
 Keltomanie 45.
 Kiefer 144.
 Kinnefulle, Dester götland, Selsenzeichnung Abb. 189.
 Kivik, Schonen, Grabkammer mit Selsenzeichnungen 88, 90, 95, Abb. 199—204.
 Klassische Archäologen und Philologen 8, 220, 221, 225, 226 ffg.
 Kl. Stief, Pferdegrab 197, Abb. 409.
 Kl. Rieß, Gefäß der Stichertheramit 41, Abb. 93.
 Kl. Zarnow, Kr. Greifenhagen, Bronzen-Depotfund 64, Abb. 132.
 Klischevac, Serbien, Idol 241.
 Klima Germaniens nach Tacitus 228.
 Klimawechsel in Skandinavien 143 fg., Abb. 276.
 Kloppenburg, Grft. Oldenburg, Becher aus Megalithgräbern 25, Abb. 15, 16.
 Kluge, Friedrich 238 Anm. 1.
 Knebel, Jütland, Dolmen 14, Abb. 1, 2.
 Knossos, Kreta, neolithische Scherben mit Schachbrettmuster 241.
- Köben, Kr. Steinau, vierhenkliger Napf, Begleitgefäß der östlichen Kugelflaschen 32, Abb. 55.
 Koch, Mathias 46.
 Kollhagen, Landtr. Lüneburg, Hängeturm 100, Abb. 212.
 Körperbestattung bei den Goten 146.
 — in Böhmen im 1. Jahrh. nach Chr. 146 Anm. 1.
 Kossinna, Zeittafeln der Bronzezeit 130.
 — Anfang der Eisenzeit 134.
 — Herkunft der Ostgermanen 138.
 — Gesichts- und Hausurnen 140.
 Kötschen, Kr. Merseburg, Deckdose der Schnurkeramik 30, Abb. 47.
 Kowel j. Suszyczo.
 Kragenfläschchen 24, 31, Abb. 10, 50.
 Kriebel, Kr. Schwerin, Prov. Posen, zweihenkliger Napf, Begleitgefäß der östlichen Kugelamphoren 32, Abb. 56.
 Krenowitz, Mähren, Gefäß der bemalten Keramik 41, Abb. 90.
 Kreta, italische Sicherheitsnadel 122.
 — Griffzungenschwert 127, 128.
 Kreuz, Kr. Silehne, Sporn vom Dimoortyp 197, Abb. 407.
 Kreuzfibel 157.
 Kronprinz von Preußen 236.
 Kronstadt, Siebenbürgen, neolithische Scherben mit aufgemaltem Schachbrettmuster 241.
 Krossen, Prov. Brandenburg, Augenfibel 150, Abb. 285.
Kugelflaschen 19, 20, 21, 24, 26, 30, 31, 240, Abb. 48, 52, 53, 54.
 Kulmsee, Kr. Thorn, Gefäß aus dem Kreise der östlichen Kugelflaschen 31, Abb. 53.
 Kuftrin, westgermanische Mäanderurne ostgermanischer Form 177, Abb. 351.
 Kuznice bei Thorn, Ruffisch-Polen, Beinpirale und Fußberge 64, Abb. 134, 135.
- Lagarde, Paul de 3.
 Langstrup, Seeland, Bronzegürtelplatte 71, Abb. 164.
 Lanzenstäfte 201.
 Lanzenspitzen, aus Bronze 67, Abb. 150.
 — aus Eisen, Hallstattzeit 136, 182, Abb. 267.
 — Latènezeit 182, Abb. 369, 370.
 — mit ausgeschnittenem Blatt 182, Abb. 371, 372, 377.
 — verzierte 182, 191, Abb. 372—375.
 — römische Kaiserzeit, Sramea 190, Abb. 387, 388.
 — verzierte 191 ffg., Abb. 391—397, 399, 400.
Latdorf, Anhalt, Spitzes Hoch, Handpauke des Anhalter Stils mit Schachbrettmuster 241.
 Latdorf-Bernburger Stil = Anhalter Stil 19, 20, 28.

- Latène, Schweiz 134.
 Latènekultur 134, 228.
 Latènzeit, Keramik 169 ffg.
 — Waffen 179 ffg.
 La Turbia bei Monaco, Triumphaldenkmal
 des Augustus 209.
 Laufender Hund 104.
 Leichenbrand, Ursprungsgebiet 15.
 Leimerwih, Kr. Leobschütz, Serpentin-
 hammer 112.
 Lerchenberg, Kr. Glogau, verzierte Lanzen-
 spitze 191, Abb. 393.
 Lindenschmit, Ludwig 49, 50, 51.
 Lindenwald, Kr. Wirsh, Gesichtsurne 140,
 Abb. 269.
 Lisch, Friedrich 49, 131, 133.
 Litorinazeit, Klima 144.
 Litsleby, Tanum, Selsenzeichnung Abb. 187.
 Löfassen, Tanum, Selsenzeichnung Abb. 194.
 Lohholz, Kr. Naumburg, Schachbrettmuster
 der Schnurkeramik 241.
 Lohme, Rügen, Griffzungenschwert 127,
 Abb. 255.
 Lohne, Kr. Lingen, Kragenfläschchen 24,
 Abb. 10.
 Lofi 96.
 Lübbust, Kr. Neustettin, Stuhlsporn 197,
 Abb. 404.
 Lübsow, Kr. Greifenberg, Trinthorn 203,
 205, Abb. 427.
 Lüneburger Gegend, ohne Ortsangabe,
 Hängescheibe 100, Abb. 211.
 Lünow, Kr. Westhavelland, Skelettgrab des
 2. Jahrh. nach Chr. 168, 169, 189, 203,
 Abb. 329, 330, 386, 419, 420, 422, 423,
 425.
 Luren 73, Abb. 166.
- Mäander, Umwandlung aus der Spirale
 104.
 — auf germanischen Bronzen 170, Abb.
 165.
 — auf Tongefäßen, Ausgang der Latène-
 zeit 170 ffg., Abb. 338—344.
 — der römischen Kaiserzeit 174, 199,
 Abb. 345—354, 411, 412.
 Maider 207.
 Maigraf 91, 94.
 Mainz, Legionslager, Germania 218 ffg.,
 Abb. 448.
 Mark Aurel 215.
 Martomannen 146 Anm. 1, 150, 189, 195,
 215 fg., Abb. 441.
 Markusäule 195, 215, 221, Abb. 440, 441.
 Medlenburg, ohne Ortsangabe, Sibel mit
 umgeschlagenem Fuß 157, Abb. 300.
 — Stuhlsporn 197, Abb. 402.
 Megalithamphoren 20, 24, 240, Abb. 5—7.
 Megalithgräber, Verbreitung 13.
 — Ursprungsgebiet 15.
 Megalithkeramik 19, 20, 240.
 — Schachbrettmuster 241.
- Merowingische Kleinodien 8.
 Mesopotamien, Bronzezeit 44.
 Messer, ostgermanische, verziert 193.
 Messingwert bei Eberswalde, Prov. Bran-
 denburg, Goldschale 80, Abb. 180.
 Mischschewitz, Kr. Karthaus, Skelettgrab
 des 3. Jahrhunderts nach Chr. 177,
 Abb. 352.
 Mithridates 207.
 Mittelalter 7, 8.
 Molkenberg-Burger Stil 19, 20, 25, 28,
 Abb. 28—31.
 Mölsheim bei Worms, Kump der Spiral-
 keramik vom Plaidter Typus 38, Abb.
 76 (auch Taf. VII).
 Moltzow, Medlenburg, Schachbrettmuster
 in der Megalithkeramik 241.
 Mondgott 94 ffg.
 Mondhelferkrüge 31, Abb. 51.
 Mondschel auf Selsenzeichnung in Kivik
 89, Abb. 201.
 — auf verzierten Lanzenspitzen 193.
 Monsheim bei Worms, Gefäße des Rössen-
 nierfeiner Stils 28, 33, Abb. 33, 34.
 — des Großgartacher Stils 35, 38, Abb.
 74, 75.
 — des Plaidter Stils 38, Abb. 78 (auch
 Taf. VII).
 — des Slomborner Stils 38, Abb. 79,
 80 (auch Taf. VII).
 Montelius, Ostar, Zeitbestimmung und
 Einteilung der Bronzezeit 114 ffg., 130,
 131, 132, 134.
 — Zeittafel 130.
 — Zeitbestimmung des Beginnes der Eisen-
 zeit 134.
 — Typologie 226.
 Morgentrote, Gottheit 86 ffg.
 Mortillet, Gabriel de 11.
 Möser = Myser 224.
 Movers 46.
 Mühlhausen i. Aue.
 Myliana, Kreta, Griffzungenschwert 127,
 Abb. 263.
 Müllenhoff, Karl 53, 97, 165, 220, 235.
 Müller, Sophus 105, 106, 108, 126, 127,
 197.
 Munch, Edvard, Darstellung der Sonne
 79, Abb. 177.
 Müncheberg, Kr. Lebus, Runenlanze 194,
 Abb. 395, 400 a, d.
 Museen 235 fg.
 Musik in der Bronzezeit 74.
 Mykenä, Sicherheitsnadeln 122, 123, Abb.
 244—246.
 — Griffzungenschwerter 127, 128, Abb.
 254, 264.
 Mykenische Kultur, Bronzeschwerter 66,
 106, Abb. 144, 145, 219.
 — Sunde in Mittel- und Nordeuropa
 106, Abb. 219.
 — Griffzungenschwerter 127, 128, Abb.
 254, 263, 264.

- Mykenischer Dolch vom Peschieratypus 124, Abb. 250.
 — Sicherheitsnadeln 122, 123, Abb. 244 bis 246.
 — Spirale 102, 105, 108, Abb. 215.
 — Bügeltannen 123, Abb. 248.
 — Tierplastik 81.
 Myser 207, 223, 224, Abb. 454, 455.
- Nadel mit durchloctem Halse 111, Abb. 229.
 — mit geschwollenem Halse, keltischer Typ, Abb. 118—121.
 — auf germanischem Gebiet 100.
 Nadelhalter der Sibeln der römischen Kaiserzeit, Entwicklung 159, Abb. 304 bis 306.
 Nadelkopf der germanischen Sicherheitsnadel, Entwicklung 116, 117, Abb. 237 bis 243.
 Naharvalen 95.
 Nabetal, Becher der Schnurkeramik 39, Abb. 86.
 Nalenczow bei Lublin, Kugelflasche 241, Nr. 3.
 Nasenschiene des Pferdes 197, Abb. 409.
 Naturforscher in der Vorgeschichte 228.
 Neidenburg, Kreis, ostgermanische Lanzenspißen 182, Abb. 372, 374.
 — Schildfessel 185, 186, Abb. 384.
 Nephrit 16.
 Nerike, Schweden, Rasiermesser 81, Abb. 175.
 — Griffzungenschwert 127, Abb. 259.
 Nerthus 82.
 Netowitz, Böhmen, Bronzen und Tonkrüge aus illyrischen Gräbern 62, Abb. 129.
 Neubrandenburg, Mecklenburg, Hängedose 73, Abb. 165.
 Neukölln bei Berlin, Reitergrab 197.
 Neutra, Komitat in Ungarn, mykenischer Bronzedolch 106.
 Nienbüttel, Kr. Uzen, westgermanische Mäanderurne 177, Abb. 354.
 Nierenring mit Mäander 170.
 Nilsjon, Sven 46, 47.
 Nöfing, Oberösterreich, Griffzungendolch 119.
 Norby, Kr. Ederförde, langhalsige Amphore mit Kugelbauch 240 Nr. 3.
 Norddeutschland, Einwanderung der Germanen zur Bronzezeit 44, 87, 99.
 — Auftreten des Eisens 136.
 Noregaard, Insel Lolland, Ganggrab 14, Abb. 3, 4.
 Norra Trättelanda, Tanum, Selsenzeichnung Abb. 182.
 Nydam-Sibel 163, Abb. 316—318.
 Nydammoor, Schleswig, Moorfund 201.
- Oberöblingen s. Schraplau.
 Ober-Wiederstedt, Mansfelder Geb.-Kreis, Gefäß der thüringischen Spiralkeramik 41, Abb. 94.
 Oblowitz, Kr. Lauenburg, Hausurne 142, Abb. 270.
 — Milchform zwischen Stuhl- und Knopfsporn 197, Abb. 406.
 Oderschnurkeramik 32, Abb. 57—60.
 Ofen, in der Donau gefundenes Griffzungenschwert 127, Abb. 262.
 Ohlau, Kreis in Schlesien, Kragenfläschchen 31, Abb. 50.
 Ottavian 207, 210.
 — s. auch Augustus.
 Oland, Schweden, böhmische Sonderart der Scheibentopfnadel 62, Abb. 130.
 — Nadel mit umgeschlagenem Fuß 156, Abb. 298.
 — Sibel der Völkerwanderungszeit 165, Abb. 319.
 — Schlangentopfarmbänder 166, Abb. 321, 326.
 — einschneidiges Schwert der Latènezeit 179, Abb. 355.
 Olbia 206.
 Oldendorf bei Amelinghausen, Landkr. Lüneburg, germanische Bronzen aus Hügelgrab 100, 101, Abb. 210.
 Olympia, falsche Spirale der Eisenzeit 104, Abb. 218.
 Orient, Einfluß auf Europa 11, 12, 15, 105.
 Ortshänder der Latènezeit 179, 181, Abb. 358, 359, 365, 366.
 — der römischen Kaiserzeit 190, 201, Abb. 410.
 Oslawan, Mähren, neolithische Scherben mit aufgemaltem Schachbrettmuster 241.
 Osmarsleben, Anhalt, Schnurkeramischer Becher 25, Abb. 20.
 Osnabrück, Schale mit Griffzapfen der Megalithkeramik 24, Abb. 11.
 Östergötland, Hausurnen 140.
 Ostermarie, Bornholm, Bronzetaffe 80, Abb. 179.
 Österwerlinge, Schonen, Schachbrettmuster in Megalithkeramik 241.
 Osthavelland, Kreis, Vorstufe der Augenfibel 150, Abb. 284.
 Ostpreußen, ohne Ortsangabe, Sibel mit Rollenhilfe 149, Abb. 283.
 — Augenfibel 150, Abb. 288.
 — Hafenfibel 150, Abb. 289.
 — Sibel mit umgeschlagenem Fuß 156, Abb. 299.
 Ovid 224.
- Paderborn, auf der Senne, Glodenbecher 25, Abb. 23.
 Pansdorf, Kr. Liegnitz, Gewandnadel mit Scheibentopf 65, Abb. 140.
 Pawesin, Kr. Westhavelland 25, Abb. 29.
 Pedatel, Mecklenburg, Hügelgrab der mittleren Bronzezeit 132.

- Peiting, Oberbayern, Griffzungendolch 119.
 Pergamenische Bildhauerschule 211.
 Perlen, goldene und silberne, der römischen Kaiserzeit 161, Abb. 308.
 Peschiera am Gardasee, früheste italische Sicherheitsnadeln 108, 114, Abb. 224, 225.
 — mit gerollter Spiralscheibe 109.
 Peschieradolchtypus 124, Abb. 250.
 Peschierafibeltypus 114.
 Pfeile 194, 201.
 Pferd, Zähmung 16.
 — altgermanische Rasse und Zucht 195, 197.
 — Aufzäumung 195, 197, 199, 200, Abb. 409, 410, 412.
 — in Gräbern 197, Abb. 409.
 — Darstellungen in Bronze 81, 85, Abb. 173, 175, 176.
 — auf Felsenzeichnungen 81 ffg., Abb. 181, 183—185, 187, 200, 202, 205 bis 208.
 — auf Mäanderurne 199, Abb. 412.
 — Sinnbild der Gottheit 85 ffg.
 Phönizier 17, 18, 46 ffg.
 Phönizische Schrift 18.
 Pichora, Böhmen, Fibel mit Stützplatte für die Spiralarolle 150, Abb. 278.
 — Augenfibel 150, Abb. 286.
 Plaidtler Stil 22, 23, 38, 39, Abb. 76 bis 78.
 Planany, Nordböhmen, westgermanische Mäanderurne der Latènezeit 173, Abb. 341.
 Plau, Mecklenburg-Schwerin, Bronzen von illyrischem Typ 101.
 Podbaba bei Drag, Bombengefäß der Spiralkeramit 41, Abb. 98.
 Podolien, ohne Ortsangabe, Tonidole der Steinzeit 77, Abb. 168.
 Poln. Neudorf, Kr. Breslau, ostgermanische Mäanderurne der Kaiserzeit 174, Abb. 344.
 Pomerellen, Gesichtsurnen 140.
 Pompejus 209.
 Pöpelwitz, Kr. Breslau, ostgermanische Mäanderurne der römischen Kaiserzeit 174, Abb. 348.
 Polen, Prov., ohne Ortsangabe, Schließhaken und Perle der römischen Kaiserzeit 161, Abb. 307, 308.
 Povegliano bei Verona, Bronzetypen 66, Abb. 143.
 — Griffzungenschwert 119.
 Premysleni, Böhmen, Gefäß der Stüchreihenkeramit 41, Abb. 92.
 Preehler, Kr. Salzwechel, Fußberge 101, Abb. 213.
 Prieschka, Kr. Liebenwerda, Reitergrab 194.
 Priester, Tracht 89, 90.
 Przygodzice, Kr. Ostrowo, Fußberge 64, Abb. 136.
 Punzierung eiserner Lanzenspitzen 191.
 Puschwitz, Kr. Neumarkt, Schlesien, blumentopffartiger Becher der Oderschurteramit 33, Abb. 59.
 Quaden 215, Abb. 440, 442.
 Quarzit zum Feuerschlagen 201, Abb. 387, 410.
 Quistofsta, Schonen, Schachbrettmuster der Megalithkeramit 241.
 Rad, Sinnbild des Sonnengottes 58, 75, 78 ffg.
 Rädchentechnik 177.
 Radnadel, feltischer Typ 58, Abb. 116.
 — auf germanischem Gebiet 100, Abb. 210.
 Raninga 194.
 Rasiermesser der Bronzezeit, germanische 62, 81, 89, Abb. 114, 175, 176, 198.
 — illyrische 62, Abb. 129.
 Rauhe Alb, Württemberg, feltischer Krug 62, Abb. 131.
 Rebenstorf, Kr. Lüchow, Silberarmring des 3. Jahrh. nach Chr. 163, Abb. 315.
 Reiterei 183, 195, Abb. 410.
 — s. auch Pferd.
 Reitergräber 194.
 Religion der Steinzeit 12, 75.
 — der Bronzezeit 78 ffg.
 Remlin, Mecklenburg, Schachbrettmuster der Megalithkeramit 241.
 Rendsburg, Kreis, germanische Gewandnadel mit durchloctem Halse 111, Abb. 229.
 Repeč, Böhmen, Griffzungendolch 119.
 Rheindürkheim bei Worms, Kumpf des Hinkelsteinstils 35, Abb. 61.
 Rheinhausen, ohne Ortsangabe, verzierte Lanzenspitze 182, Abb. 375, 376.
 — feltische Schildbudele 186, Abb. 381, 383.
 Riedels Mühle bei Torgau, germanisches gedrehtes Gefäß der Latènezeit 169, Abb. 335.
 Riemenzungen 169, Abb. 330.
 Roggen 144.
 Römer, Beurteilung der Germanen 205 fg.
 — Bewaffnung und Tracht 225, 226, 231, Abb. 436, 437, 440, 441, 453.
 Römische Kaiserzeit, Fibeln 148 ffg.
 — Schmuckfaden 161 ffg.
 — Keramik 174 ffg.
 — Waffen 189 ffg.
 Römisch-germanische Kommission 237.
 Römisch-germanisches Zentralmuseum 235.
 Ronsden, Kr. Graudenz, Eisensporn der Latènezeit 195, Abb. 401.
 Rössen, Kr. Merseburg, Fuhrterrane des Rössen-Niersteiner Stils 27, Abb. 32.
 Rössener Stil, Elb-Saale-Zweig 19, 20, 27, 28, 33, Abb. 32.
 — Niersteiner oder Heidelberger Unterart 19, 22, 23, 33, Abb. 33, 34.

- Rohla, Kr. Sangerhausen, Dedeldose des Anhalter Stils 29, Abb. 45.
 Rougemont 48.
 Rugen 146.
 Rugier 144, 166, 192.
 Runen 17, 194.
 Runenlanze von Müncheberg 194, Abb. 395.
 — von Kowel 194, Abb. 400.
 Ryland, Tanum, Bohuslän, Selsenzeichnung 90, 94, 95, Abb. 206.
- Sachsen 164, 165.
 Sackrau, Schleien, Königsgräber der römischen Kaiserzeit 161, 162, 166, Abb. 301.
 Sadersdorf, Kr. Guben, Reitergrab 194.
 Samland, ohne Ortsangabe, Augenfibel 150, Abb. 288.
 — kräftig profilierte Fibel 152, Abb. 294.
 — Gürtelteil 168, Abb. 328.
 Sarmaten 214.
 Sarubines, Gouv. Kiew, germanisches Urnengräberfeld des letzten Jahrh. vor Chr. 147.
 Sattel 195.
 Säßforn, Kr. Östhavelland, Henteltasse der Elb-Megalithkeramik 26, Abb. 27.
 Schachbrettmuster in der neolithischen Keramik 241 Nr. 4.
 Scharfa, Böhmen, Kugelgefäß mit eingezogenem Hals der Spiralkeramik 41, Abb. 97.
 Scharnierhalsringe, kronenartige, ostgermanische, Funde bei Kiew und in Ostgalizien 147.
 Scheeren, eiserne, verzierte. 195.
 Scheibe, Sinnbild der Sonne 46, 78 ffg.
 Scheibenfibeln der römischen Kaiserzeit 158, Abb. 302.
 Scheibentopfnadel, germanischer Typ 101, Abb. 214.
 — auf illyrischem Gebiet 101.
 — Sonderform mit Halsöse, illyrischer Typ 62, Abb. 129.
 — auf germanischem Gebiet 62, Abb. 130.
 Schildbuckel, germanische 185, 186, 201, Abb. 378, 379, 385—388, 401.
 — feltische 186, Abb. 380—383.
 Schilde, germanische 185 ffg., 201, 214, Abb. 389, 410.
 — römische 231.
 Schildfesseln 185, 186, 189, 190, Abb. 384 bis 387, 390.
 Schiller 10, 68.
 Schölen s. Lohholz.
 Schöpfung, Kr. Merseburg, Handpaufe des Anhalter Stils 29, Abb. 39.
 Schlachtordnung 194, 195.
 Schlangentopfarmbänder 166, Abb. 311, 320—327.
 Schleswig, ohne Ortsangabe, langhalsige Amphore mit Kugelbauch 24, Abb. 6.
 Schleswig, Arthammer 42, Abb. 107.
 — Fibel mit Rollentappe 148, Abb. 280.
 — Armbrustfibel mit hohem Nadelhalter 152, Abb. 296.
 Schnallen 168, Abb. 328, 329.
 Schnurkeramik 19, 20, 21, 22, 24, 25, 29, 30, 32, 39, Abb. 17—20, 41—47, 86 bis 88.
 — Schachbrettmuster 241.
 — vielantige Arte 40, Abb. 110—112.
 Schonen, ohne Ortsangabe, Bronzestreitbeil 67, Abb. 146.
 — Hausurne 141, Abb. 271.
 — Schlangentopfarmband 166, Abb. 324.
 Schraplau-Oberöbblingen, Mansfelder Seetreis, Henteltasse, Vorstufe der Schnurkeramik 29, Abb. 44.
 Schrift, Erfindung 17 ffg.
 Schuhe 213, 217.
 Schumacher, Karl 220, 221, 224.
 Schwaneberg, Kr. Prenzlau, Amazonentreitart 42, Abb. 104.
 Schweden, Bevölkerungsabnahme zu Beginn der Eisenzeit 144.
 — Ost-, Übergang zur Körperbestattung um Chr. 146.
 — Bronzedolche 72, Abb. 159, 160, 216.
 Schweiz, Bronzetyphen 59, Abb. 121.
 Schwerter aus Bronze, Stich- oder Hieb- waffe 48.
 — — germanische 67, Abb. 114, 151—158.
 — — mykenische 144, 145.
 — — s. Griffzungenschwerter.
 — aus Eisen, frühe Eisenzeit 136, Abb. 267.
 — — der Latènezeit 179 ffg., Abb. 355 bis 368.
 — — der römischen Kaiserzeit 201, Abb. 385, 410.
 Schwertscheiden der Latènezeit 179, 180, 190, Abb. 357, 360—366.
 — der römischen Kaiserzeit 190, 201, Abb. 410.
 Seed 240.
 Seeland, ohne Ortsangabe, kräftig profilierte Fibel 152, Abb. 293.
 — Schlangentopfarmband 166, Abb. 322.
 — zweischneidiges Latèneschwert mit Eisenscheide von Holzscheidenform 179, Abb. 364.
 Seeste, Kr. Tiedlenburg, Gefäße der Megalithkeramik 24, Abb. 12, 13.
 Seife 217.
 Selnowo, Kr. Graudenz, Armringe und Anhänger, weibliches Skelettgrab um 200 nach Chr. 162, Abb. 311—313.
 Senne s. Paderborn.
 Serder 207.
 Sernander 143.
 Serpirola, Oberitalien, italische Fibel, Urform 109, 114, 120, Abb. 223.
 — germanische Fibel, II. Stufe 114, 116, 120, Abb. 233.
 Sichelmesser der Daten 223.

- Sichelschwert der Goten 213, 223, Abb. 437.
 Sicherheitsnadeln der Bronzezeit, germanische 108, 110 ffg., Abb. 226—228, 230—243.
 — — örtliche Verbreitung 114 ffg.
 — — zeitliches Auftreten 117 ffg., 130.
 — italische 108 fg., 112 ffg., Abb. 223 bis 225, 244—247.
 — — örtliche Verbreitung 114, 121 ffg.
 — — zeitliches Auftreten 118, 119 ffg., 129, 130.
 — der römischen Kaiserzeit s. Sibeln 137.
 Siedlungsarchäologie 227.
 Siegda, Kr. Woblaw, ostgermanische Mäanderurne mit Doppelmäander 174, Abb. 349.
 Siems bei Lübeck, Griffzungenschwert 127, Abb. 257.
 Silberbeschlag an Trinkhörnern 202, Abb. 427.
 Silbereinlage 193, 194.
 Siret 48.
 Scandinavien, Klimawechsel 143 fg., Abb. 276.
 — Spiralmuster der Bronzezeit 103, 104, Abb. 216.
 Stopas 212.
 Stordisten 222, 223, Abb. 450.
 Sleipner 86, 89.
 Smørumovre, Amt Kopenhagen, Bronze-Lanzenspiße 67, Abb. 150.
 Sommergraf 91.
 Sonne, in der germanischen Mythologie 75, 78 ffg.
 — Sinnbilder 75, 78 ffg.
 — Bild eines Malers der Gegenwart 79, Abb. 177.
 Sonnengott 75, 78 ffg.
 Sonnengötterdreiheit 86 ffg.
 Sonnen Scheibe 79 ffg., Abb. 171—174.
 Sonnenwagen 81, 86.
 Sorge, Kr. Zerbst, germanisches gedrehtes Gefäß der Latènezeit 169, Abb. 336.
 Spandau, Prov. Brandenburg, Griffzungenschwert 127, Abb. 258.
 Spiralbänder aus Bronze mit Mittelgrat und Endspiralen, illyrischer Typ 62, Abb. 127, 128, 132, 134.
 — auf germanischem Gebiet 101.
 Spiralen 47, 54, 71, 71, 79, 102 ffg., Abb. 215—218.
 — religiöses Sinnbild 75, 78, 85 ffg.
 — sog. falsche 104, 107, Abb. 218 Nr. 1.
 Spiralferamit 22, 23, 38, 41, Abb. 79—84, 94—103.
 — Schachbrettmuster 241.
 Spiralmäanderferamit s. Spiralferamit.
 Spiralscheiben aus Draht als Endglieder an Sicherheitsnadeln 112 fg.
 — an anderen Bronzesachen 57, 58, 62, 64, 73, 100, 101, 110, 113.
 Spitzes Hoch = Latdorf.
 Spitzhütchen, keltischer Typ 100.
 Spitzhütchen, illyrischer Typ 101, Abb. 132.
 — auf germanischem Gebiet 100, 101, Abb. 210, 212.
 Spondylusmuschel 15.
 Sporen der Latènezeit 197, Abb. 401.
 — der römischen Kaiserzeit 194, 197, Abb. 352, 402—408.
 St. Andrä, Oberbayern, Griffzungendolch 119.
 Stappenbeck, Kr. Salzwedel, bronzene Sicherheitsnadel 117, Abb. 243.
 Stargard, Pommern, doppeltonische Amphore des Mollenberg-Burger Stils 25, Abb. 28.
 Stedten, Mansfelder Seekreis, Schnurferamischer Becher 25, Abb. 17.
 Steinzeit s. Inhaltsverzeichnis.
 Sticheramit, südwestdeutsche 23, 35.
 Sticherferamit 22, 41, Abb. 91—93.
 — Schachbrettmuster 241.
 Stimming 200.
 Strabo, Bericht über die Goten 224.
 Straupitz, Kr. Lübben, eiserne verzierte Lanzenspiße 191, Abb. 392.
 Strega, Kr. Lübben, burgundisches Kriegergrab 193.
 Sudow, Kr. Saatzig, östliche Kugelflasche 31, Abb. 54.
 Sudschin, Kr. Danziger Höhe, ostgermanische Urne der Latènezeit 173, Abb. 342.
 Südindogermanen 22, 23, 35, 43, 77.
 Südrußland, ohne Ortsangabe, steinzeitliche Frauen-Idole 77, Abb. 167.
 — germanische heilige Zeichen 194, Abb. 398, 399.
 Sulla 209.
 Sużyczo, Kr. Kowel, Wolhynien, Runenlanze mit heiligen Zeichen 194, Abb. 397, 400.
 Sweden 169, 181, 182, 183, 195.
 Swebischer Haarknoten 212 fg., 217.
 Sylt, Schleswig, Bronzeschwerter 67, Abb. 154, 155, 157, 158.
 — frühe germanische Sibeln 111, 112, Abb. 228, 232.
 Szymborze, Kr. Hohensalza, ostgermanisches Mäandermuster 174, Abb. 345.
 Tacitus, Bericht über die germanischen Götter 96, 97.
 — die weibliche Tracht der Altispriester 89.
 — die Kleidung 220.
 — den swebischen Haarknoten 212.
 — die Mitbestattung von Pferden 197.
 — das Klima Germaniens 228.
 — die Germanen 206.
 — die Gallier 222.
 — die römischen Triumphaldenkmäler 210.
 Tangermünde, Altmärk, Gefäß des Anhalter Stils mit Schachbrettmuster 241.
 Tarent, Terramarefund mit italischer Sicherheitsnadel 124, 129.

- Tegneby s. Aspeberg.
 Tell el Amarna, Ägypten, spätmykenische
 Bügelfanne 123.
 Teltow, Kreis, germanisches gedrehtes
 Latenegefäß 170.
 Templin, Prov. Brandenburg, Griffzungen-
 schwert 126, Abb. 253.
 Tentferer 195.
 Teterow, Mecklenburg, Bronzen vom illyri-
 schen Typ 101.
 Thingfest der Götter 94.
 Thingus 94.
 Thomßen, Chr. J. 45.
 Thonar 86, 88, 89, 96.
 Thor 94.
 Thorsberg, Schleswig, Moorfund 197, 200,
 201.
 — — silberner Helm 200, Abb. 414.
 Thrafer 44, 60, 62, 206, 207, 224, 225,
 Abb. 456.
 Thusnelda, sogenannte, Statue 212, 217,
 Abb. 444, 446.
 Tiberius 216, 222.
 Tierkopf, gemeingermanischer 165, Abb.
 319.
 — hannöverscher 163, 165, 166, Abb. 316
 bis 318.
 Tierornamentik 165.
 Tilarids 194.
 Tischler, Otto 51, 137, 154, 228, Abb.
 266.
 Tisza-Sas, Kom. Heves, Gefäß der Spiral-
 mäander-Keramik 41, Abb. 99.
 Tius 87, 94, 96.
 Toiva, Tanum, Selsenzeichnung Abb. 196.
 Töpliwoda, Kr. Münsterberg, flache Streit-
 art 42, Abb. 111.
 Tracht, germanische, zur Bronzezeit 57, 221,
 Abb. 115.
 — — zur römischen Kaiserzeit 201, 213 ffg.,
 Abb. 410, 432—450.
 — der Thrafer, Geten, Myser 223.
 Trajan, Inschrift am Denkmal zu Adam-
 flissi 210, 225, 226.
 — Datierkrieg 214.
 Trajansforum 223, Abb. 451.
 Trajanssäule 214, 215, 221, 223, 231, Abb.
 438.
 Trensen 195, 197, 199, Abb. 409.
 Treviso, Norditalien, Schwert der II. itali-
 schen Bronzeperiode 119.
 Trichterrandbecher 24, 31, Abb. 14—16, 49.
 Trinkhörner 202 ffg., 232, Abb. 415—427.
 Triskeles s. Dreibein.
 Triumphaldenkmäler, römische 209.
 Trogus Pompejus 147.
 Trommeln s. Handpauken.
 Trundholm, Seeland, Sonnenscheibe und
 Pferd aus Bronze 80, 81, Abb. 172,
 173.
 Tuchband, Kr. Lebus, Pokal der römischen
 Kaiserzeit 177.
 Tufvene, Tanum, Selsenzeichnung Abb.
 195.
 Typologische Methode 226.
 Tyr 87.
 Udermark, ohne Ortsangabe, kurze Lanzen-
 spitze der Latenezeit 182, Abb. 369.
 Uhlenberg bei Brauel, Kr. Zeven, Streit-
 art von jütländischem Typus 42, Abb.
 108.
 Undset 134.
 Ungarn, Bronzetyphen 60, Abb. 126, 127.
 — Spitalmuster 105, Abb. 217.
 — Griffzungenschwert 106, 107, Abb. 222.
 Unger 53.
 Untersöchering, Oberbayern, Griffzungen-
 dolch 119.
 Uppland, Schweden, Schlangenkopfarm-
 band 166, Abb. 323.
 Urmix bei Coblenz, Gloden-Zonen-Becher
 25, Abb. 25.
 Urstier, Horn als Trinkhorn verwendet 202.
 Varese See, Oberitalien, neolithischer
 Scherben mit Schachbrettmuster 242.
 Wechta, Grbt. Oldenburg, Trichterrand-
 becher 24, Abb. 14.
 Vegetius 231.
 Vercingetorix 183.
 Vilsfara, Schonen, Selsenzeichnung 90, 95,
 Abb. 205.
 Vimoor, Sünen, Moorfund der römischen
 Kaiserzeit 197, 201.
 — Sporen daraus 197, Abb. 403, 405.
 Volkstedt, Mansfelder Seekreis, Gefäße der
 Hochstufe der Schnurkeramik 30, Abb. 46.
 Vorgeschichtsforschung, Entwicklung 10.
 — Wesen und Umfang 226 ffg., 236.
 Wachow, Kr. Westhavelland, Kriegergrab
 des 2. Jahrh. nach Chr. 190, Abb. 387.
 Wagenitz, Kr. Westhavelland, germanisches
 gedrehtes Latenegefäß 170, Abb. 337.
 Wafendorf bei Preetz, Holstein, Streit-
 art von jütländischem Typus 42, Abb.
 106.
 Walternienburg, Kr. Jerichow I, vielöfige
 Amphore der Elb-Megalithkeramik 25,
 Abb. 26.
 Wandalen 89, 147, 148, 156, 168, 182,
 192, 193, 194.
 Wandilier 139, 140, 141, 142 fg. 213.
 Waren, Mecklenburg, Bronzen von illyri-
 schem Typ 101.
 Weddegast, Anhalt, Amphore der Schnur-
 keramik 29, Abb. 41.
 Weizen, Nordgrenzen 144.
 Wellersdorf, Kr. Sorau, germanische Sicher-
 heitsnadel 116, Abb. 235.
 Wendenfibul, sogenannte 133, 134, Abb.
 279, 280.

- Wendysffel, Namensanflug an Wandilier 143.
Westpreußen, ohne Ortsangabe, Sibel mit Rollenlappe und Sehnenhülse 149, Abb. 281, 282.
— kräftig profilierte Sibel 152, Abb. 295.
— Schildarmband und Gold-Berlod 161, 162, Abb. 309, 310.
Wiederau bei Pegau, Kgr. Sachsen, schnurkeramischer Becher 25, Abb. 19.
Wietau, Kr. Fischhausen, ostgermanischer Pokal 177.
Wiesbaden, germanische gedrehte Gefäße der Latènezeit 169, Abb. 331.
Wilhelmsau, Kr. Niederbarnim, Reitergrab des 4. Jahrh. nach Chr. 177, 191, 194.
— verzierte Lanzenspitze daraus 191, Abb. 391.
Wille, Georg 107.
Wintergraf 91.
Witoſlaw, Kr. Wirſib, Gesichtsurne 140, Abb. 268.
Woche, fünftägige 76, 96.
Wochentage 96.
Wodan 86, 89, 94, 96.
Woischwitz, Kr. Brestau, Doppelhenkelkrug des Jordansmühler Stils 41, Abb. 89.
Wollmesheim, Rheinpfalz, Griffzungen-schwert 127.
Womwelno s. Lindenwald.
Worms, Gefäße des Hinkelsteinstils 35, Abb. 61, 62.
— Goldbelag einer Sortenscheibe 80, Abb. 174.
Worsaae 131, 134.
Wulfen, Anhalt, schnurkeramischer Becher 25, Abb. 18.
Zafer Papoura, Kreta, Dolch vom Peschiera-typus 124, Abb. 250.
Zarrentin, Dorpommern, Kugelflasche 241, Nr. 3.
Zäumung s. Pferd.
Zechlau, Kr. Schlochau, östliche Kugelflasche 31, Abb. 52.
Zeitbestimmungen, Methode von Montelius 132.
— Bronzezeit 130.
— — germanische II. und italische III. Periode 118 ffg.
— Beginn der Eisenzeit 130, 134 ffg.
— Einwanderung der Ostgermanen ins Weichselgebiet 139, 145.
Zeittafeln der Bronzezeit 130.
Zerbst, Kreis in Anhalt, germanische gedrehte Latènegefäße 170, Abb. 336.
Zonenbecher 25, Abb. 17—22.



03
M
18630

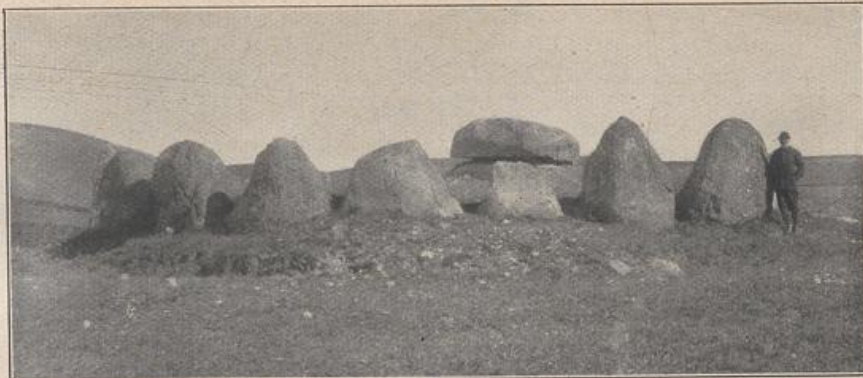


Abb. 1. Knebel, nahe Aarhus, Jütland: Dolmen mit kleinem Eingang und Steinfranz auf kleinem Hügel.

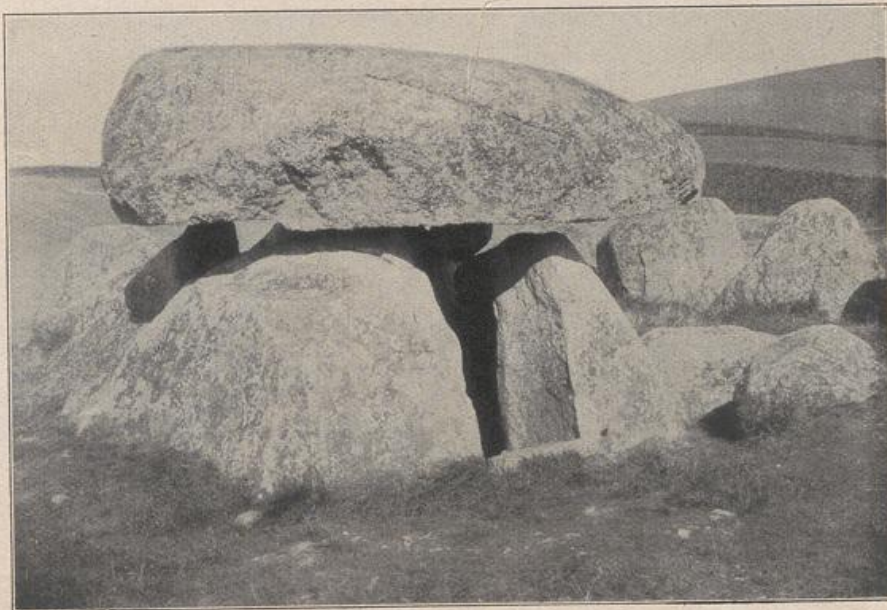


Abb. 2. Knebel, Jütland: Kammer des Dolmens vgl. Abb. 1: 5 Trags, 1 Deck-, 2 Gangsteine.



Abb. 3. Nøregaard, Insel Lolland: jüngeres Ganggrab. (Abb. 1—3: Lienenau: Mannusbibliothek 13.)

G. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft.

Verlag von Curt Kabisch, Leipzig.



Abb. 8.

$\frac{1}{3}$.

Abb. 11.



Abb. 9.

Etwa $\frac{1}{3}$.



Abb. 12.

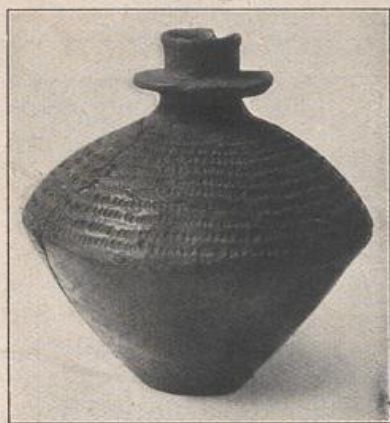


Abb. 10. $\frac{1}{2}$.



Abb. 13. Etwa $\frac{1}{3}$.

Gefäße aus nordwestdeutschen Megalithgräbern (Prov. Hannover und Westfalen).

8. Giersfeld bei Antum, Kr. Bersenbrück. 9. Driehausen, Kr. Osnabrück. 10. Lohne, Kr. Lingen. 11. Osnabrück.
12. und 13. Seeßte, Kr. Tecklenburg. (8. 10. 11. Original-Aufnahmen; 9. 12. 13. nach Präh. Zeitschr. I, Taf. IX, X.)



Abb. 14. 12 cm hoch.



Abb. 15. 12,5 cm hoch.



Abb. 16. 10 cm hoch.

Abb. 14—16. Becher aus nordwestdeutschen Megalithgräbern.

14. Dächta in Oldenburg; Mus. in Detmold. 15. 16. Kloppenburg in Oldenburg; Hzl. Mus. in Braunschweig Nr. 1314 und 1317. Beachte bei Abb. 15 das doppelte Zickzackband am Innenrande.



Abb. 17. $\frac{1}{4}$.



Abb. 18. 12,5 cm hoch.



Abb. 19. $\frac{1}{4}$.



Abb. 20. 12 cm hoch.

Abb. 17—20. Frühe und mittlere Schnurkeramische Becher.

17. Stedten, Mansfelder Seekreis, aus Steinplattengrab (nach Größler). 18. Wulfen bei Köthen, Anhalt. Hzl. Museum in Braunschweig. 19. Wiederau bei Pegau, Kgr. Sachsen. Sammlung des Pastors Krause in Schedewitz bei Zwickau; die Abbildung wird dem Prähist. Museum in Dresden verdankt. 20. Osmarsleben bei Gützen, Anhalt Hzl. Museum in Braunschweig. Original weiß eingelegt.



Abb. 23. $\frac{1}{3}$. Spätestneolithische breite Glodenbecher. Abb. 24.
23. Auf der Senne bei Paderborn (Kosjinna: Mannus V, 34). 24. Katscher, Kr. Leobschütz, Oberschlesien; Mus. Breslau.



Abb. 25. $\frac{1}{4}$.
Urmisch bei Coblenz. Gloden-Zonen-
Becher (Günther: Mannus II, 178).

Abb. 30. 31. Moltkenberg-Burger Stil.
Burg bei Magdeburg. Mus. Burg. (Original-Aufnahme.)



Abb. 32; etwa $\frac{1}{2}$.
Rössen, Kr. Merseburg (Präh. Zeitschr. I, Taf. XI).



Abb. 32-34. Gefäße vom Rössen-Niersteiner Stil.
33. Monsheim b. Worms (Koehl; Mannus IV, Taf. IV, 5). 34. Links Albsheim, Rheinpfalz; rechts Monsheim
bei Worms (Koehl; Mannus IV, Taf. IV, 6).

Abb. 33. 34; etwa $\frac{1}{6}$.

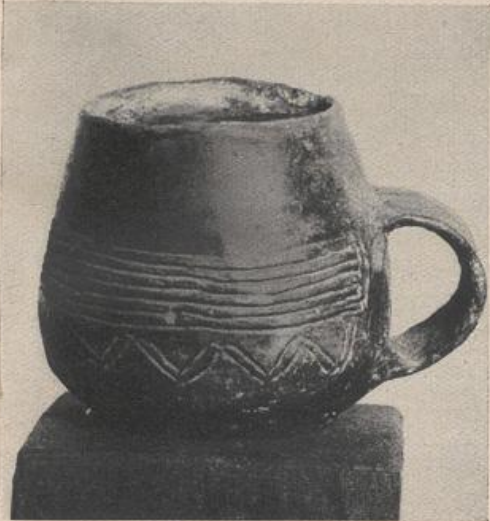


Abb. 38. 6 1/2 cm hoch.
(Kosjinna: Mannus V, 33.)
Abb. 38. Anhalter (Latdorfer) Stil.



Abb. 41. 22 cm hoch.
Weddegast, Kr. Bernburg, Anhalt; Mus. Bernburg; aus einem Steinplattengrab (n. Originalphotographie).



Abb. 43. 16 cm hoch.
Baalberge bei Bernburg (nach Originalphotographie).

Abb. 41. 43. Vorstufe der Schnurkeramik.



Abb. 46. 1/3.

Abb. 46. 47. Hochstufe der Schnurkeramik.

46. Vollstedt, Mansfelder Seekreis. (Größler: Hallische Jahresschrift I, Taf. XXIII.)
47. Kötschen, Kr. Merseburg (nach Präh. Zeitschr. I, Taf. XIV, 2).



Abb. 47. Etwa 1/2.



Abb. 51. Groß-Tschernosek a. d. Elbe, Nordböhmen: Mondhelfelkrüge. (Mannus I, 197.)



Abb. 53. Etwa $\frac{1}{5}$.
53. Gefäß aus dem Kreise der östlichen Kugelamphoren;
Kulmsee, Kr. Thorn, Westpr. (Mannus II, S. 72.)



Abb. 63. $\frac{1}{4}$.
63. Worms-Rheingewann: Fußbecher (nach Koehl, Festschrift).
Abb. 61—63. Gefäße des Hinkelstein-Stiles. (Koehl: Mannus IV, Taf. IV, 1. 2.)



Abb. 61. Rheindürkheim bei Worms. 12 cm hoch.



Abb. 62. Worms. 12 cm hoch.



Abb. 64. 16 cm hoch. Glodengefäß.

Abb. 65. Dase.

Abb. 64. 65. Friedberger Stichtkeramik: Friedberg in Oberhessen (Original-Aufnahmen).

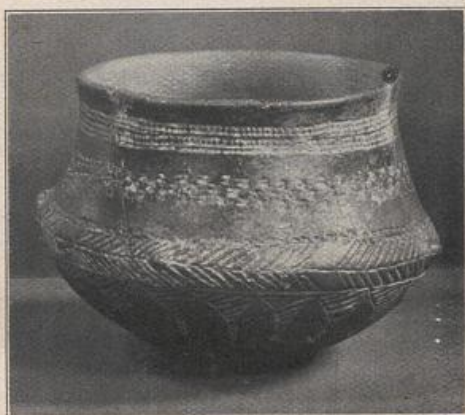


Abb. 74. 75. 12 cm hoch. Großgartacher Stichtkeramik: Monsheim bei Worms.
(Koebl: Mannus IV, Taf. IV, Abb. 5. 6.)



Abb. 76. 10,5 cm.
Mölsheim.

Abb. 80. 10,5 cm.
Monsheim.



Abb. 78. 18 cm. Monsheim.

Abb. 76. 80. 78. Spiralleramik aus Rheinhesen. (Koebl: Mannus IV, S. 65.)

Abb. 76. 78. Plaidter Stil. — Abb. 80. Stomborner Stil.

G. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.



Abb. 86. Etwa $\frac{1}{3}$.
Unteres Nahetal.



Abb. 87. $\frac{1}{5}$.

Holzheim bei Gießen.



Abb. 88. $\frac{1}{5}$.

Hebenkies bei Wiesbaden.

Abb. 86—88. Becher der Hochstufe der Schmuckkeramik in Westdeutschland.
(Kosfinna: Mannus I, Taf. XXII, 10—12.)



Abb. 91; etwa $\frac{1}{5}$.



Abb. 93. $\frac{1}{2}$.



Abb. 92. $\frac{1}{4}$.

Abb. 91—93. Stabreihen-Keramik des östlichen Mitteldeutschlands. 91. Bschanz, Kr. Wohlau, Schlesien.
92. Premysleni in Böhmen (nach J. E. Pič). 93. Kl. Rieß, Kr. Beestow-Stortow, Brandenburg.
(Kosfinna: Mannus I, S. 234, Abb. 8.)



Abb. 95; 10 cm hoch.



Abb. 94; 31 cm hoch.



Abb. 96.

Abb. 94—96. Spiralkeramik aus Thüringen.
95. Dingelstedt am Huy, Kr. Oschersleben; Mus. Halberstadt: Bombengefäß mit 3 Budeln. 94. Ober-Wiederstedt, Mansfelder Geb.-Kreis (Mannusbibliothek I, 23, Abb. 26). 96. Dingelstedt am Huy, Kr. Oschersleben; Mus. Wernigerode: „Tonbutte“; die Verzierung zumeist in Furchenstich ausgeführt.



Abb. 97.



Abb. 98.

Abb. 97—98. Spiral-Keramik aus Böhmen.

97. Scharfa bei Liboc: Gefäß mit eingezogenem Hals (jünger); 98. Podbaba bei Prag: Bombengefäß (älter) die Verzierung bei 97 und 98 zuerst eingeritzt, dann übermalt (nach Mannus III, Taf. XXVIII und XXX).



Abb. 99; etwa $\frac{1}{4}$.

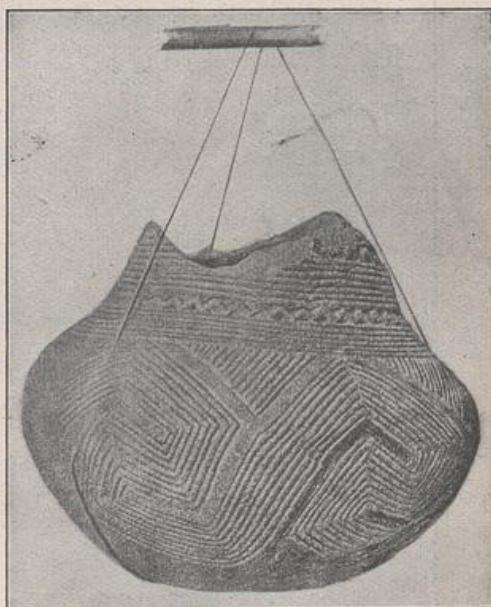


Abb. 100.



Abb. 101.



Abb. 102.

Abb. 99—102. Spiralmäander-Keramik aus Ungarn und Bosnien.

99. Tija-Sas, Kom. Heves, Ungarn (Mannusbibliothek I, 15, Abb. 20a). 100. Ungarn (Mannusbibliothek I, 19, Abb. 25). 101. 102. Butmir in Bosnien.

XX

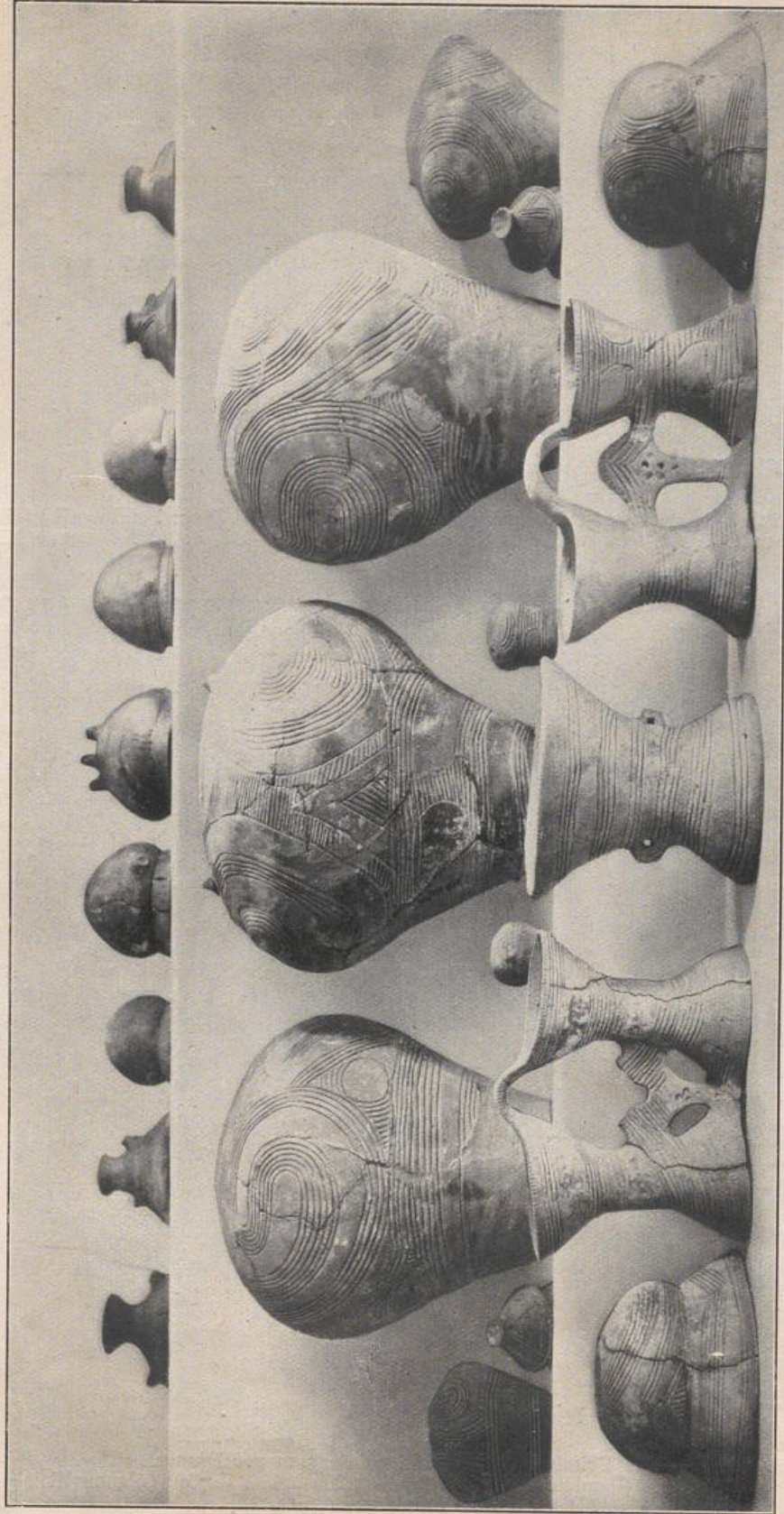


Abb. 103. Bemalte Keramik der späteren Steinzeit vom Dnjepr (Mannus I, Taf. XXXI).

В. Косинна, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft.

Verlag von Curt Kabisch, Leipzig.



Abb. 115. Rückkehr der Krieger aus einem Frühjahrsfeldzug über See in die Heimat. Zeichnung von Karl Jensen (nach W. Dreyer, Nordens Oldtid, Kopenhagen, Gyldebrandske Buchhandlung). Die Tracht, die Bewaffnung und der Schmuck von Männern und Frauen entspricht genau den Funden aus den Eichenbaumfarg-Gräbern Schleswig-Holsteins und Jütlands der Periode II der Bronzezeit; die Schiffe und der Pflüger sind nach den Sessenzzeichnungen Schwedens aus derselben Periode dargestellt.

6. Koffinna. Die deutsche Vorgesichte eine hervorragend nationale Wissenschaft.

Verlag von Curt Habisch, Leipzig.

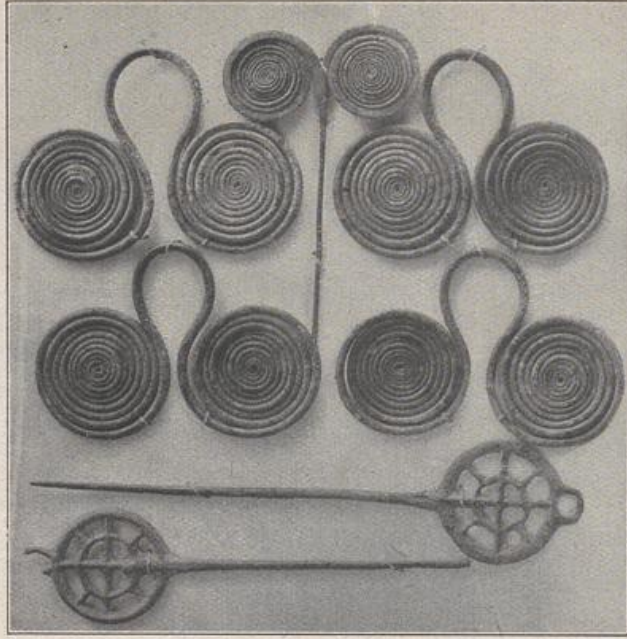


Abb. 116. $\frac{3}{8}$.
4 Brillenspiralen; Nadel mit Doppelspiralkopf; 2 Radnadeln vom jüngsten Typus.

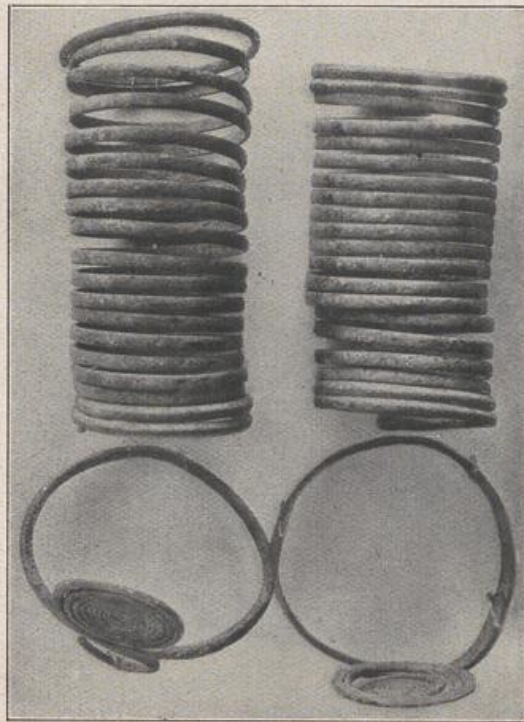


Abb. 117. $\frac{3}{8}$.
2 Unterarmspiralen; 2 Fußgelenkbänder.
Abb. 115. 116. Dörrensolz, Sachsen-Meiningen. Frauengrab in Hängel.

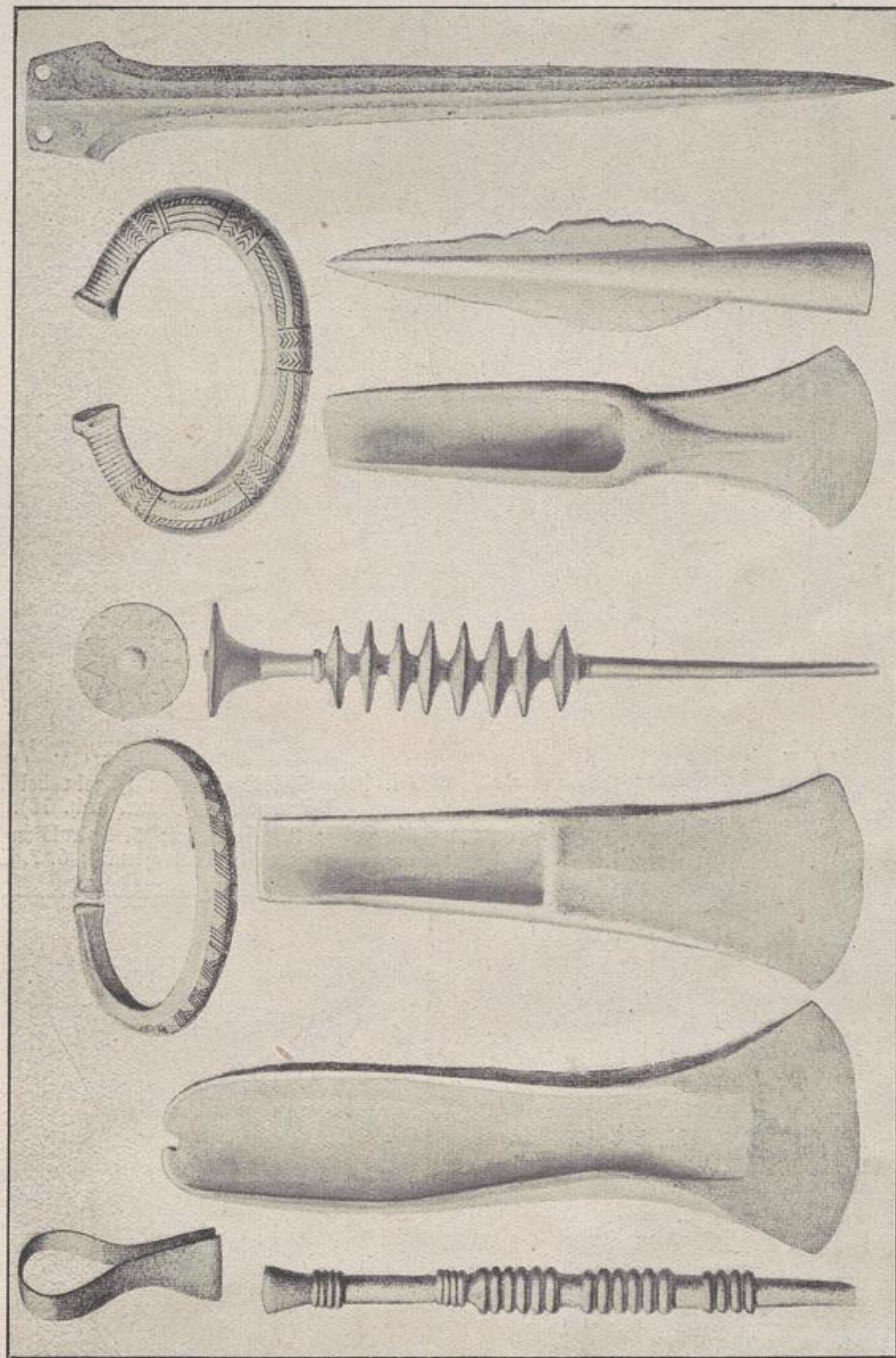


Abb. 121. Typen der Periode II der Bronzezeit in Ostschweiz und in der Schweiz (nach Montelius).
Oben: Haarsange; zwei Armringe; Schwert mit trapezförmigen Obertheil Unten: Gewandnadel; zwei Beiflingen; Gewandnadel; Beiflinge; Lanzenspitze.

©. K o s s i n n e, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig



Abb. 129. Stelettgräber in Hügeln bei Netowitz, Böhmen (nach Pam. arch. 18).
1. Dolch; 2. Ofennadel; 3. Spiralösen-Nadel; 4. Rasiermesser; 5. Zierblechbuckel; 6. 7. Tonfrüge.

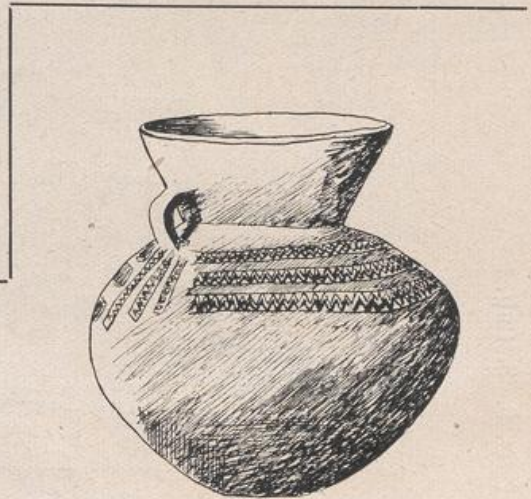
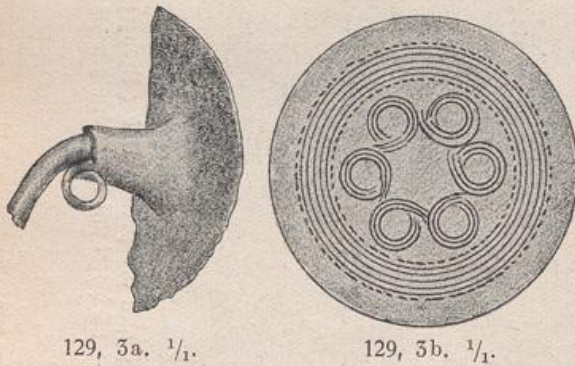




Abb. 134. $\frac{1}{3}$.



Abb. 135. $\frac{1}{2}$.



Abb. 136. $\frac{1}{2}$.



Abb. 137. $\frac{1}{2}$.



Abb. 138. $\frac{1}{2}$.

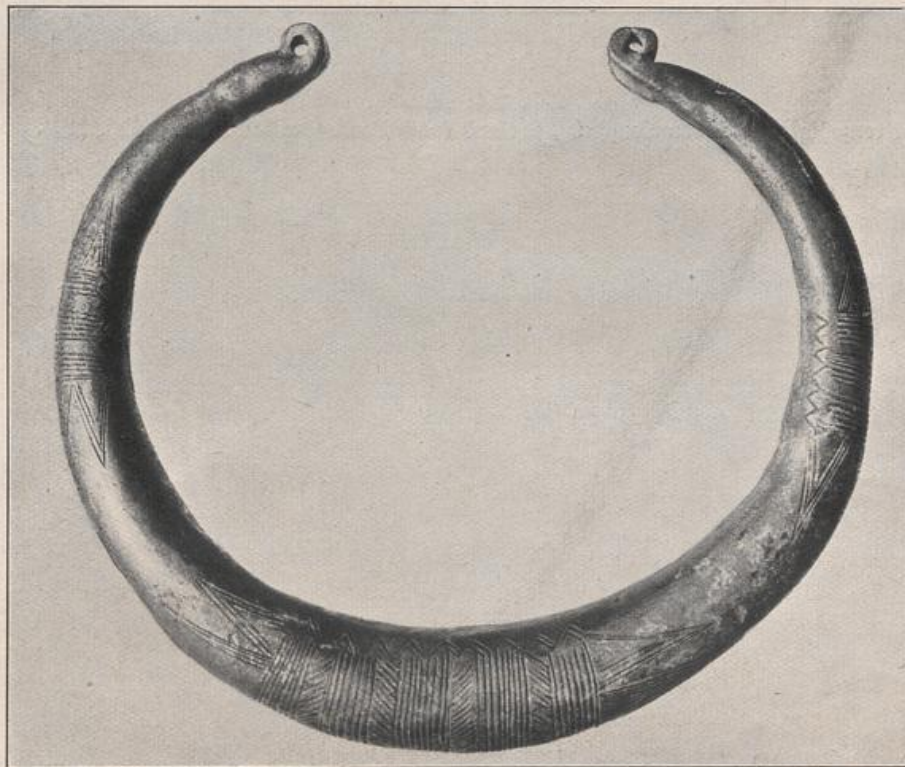


Abb. 139.

Typen der Periode II aus Ostdeutschland.

Abb. 134. Beinspirale mit Mittelgrat und (abgebrochenen) Endspiralscheiben; Abb. 135. Fußring; beides aus Kuznice bei Thorn, Russisch Polen. Abb. 136. Fußring aus Przygodzice, Kr. Ostrowo, Pr. Posen. Abb. 137; 138. Arm- oder Fußringe aus Schlesien. Abb. 139. Halsring aus Hinterpommern.

G. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

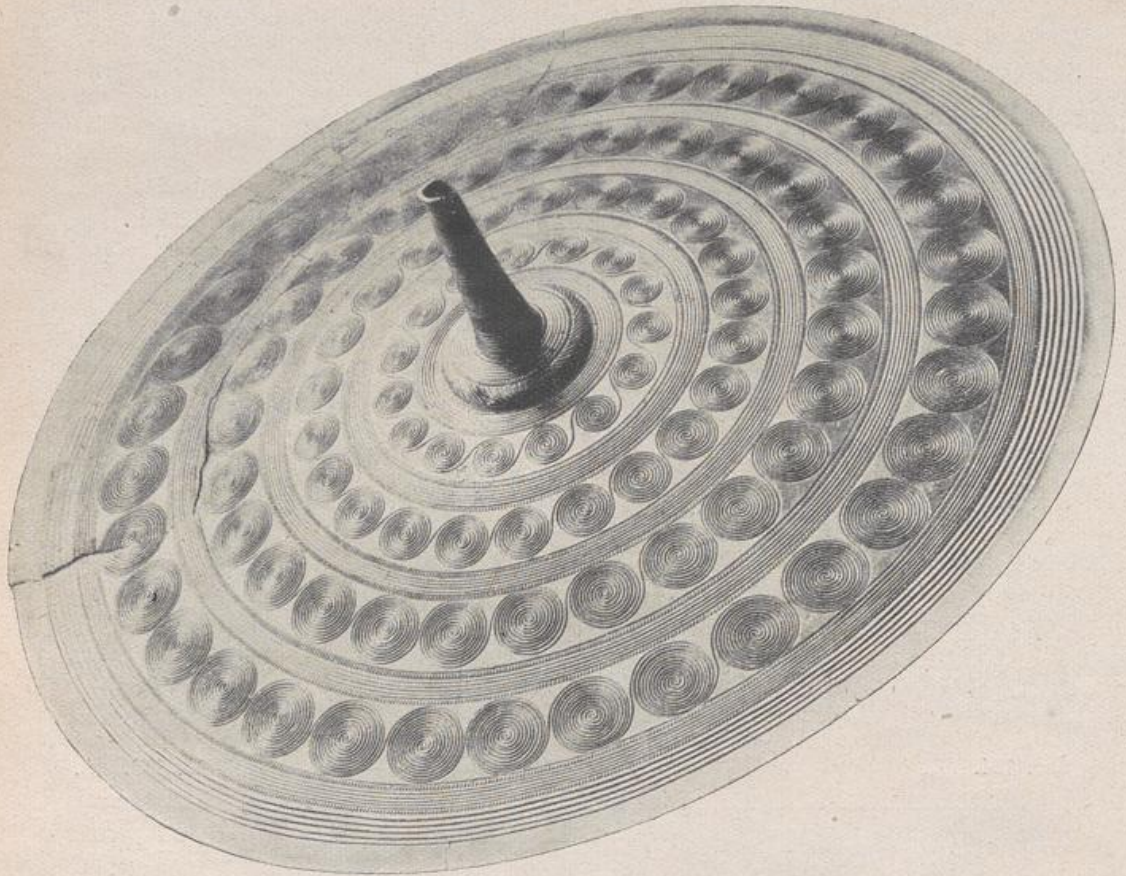


Abb. 164; etwa $\frac{1}{2}$.
Bronzegürtelplatte von Langstrup, Seeland (nach Nord. Sertidsminder I, Taf. XV).

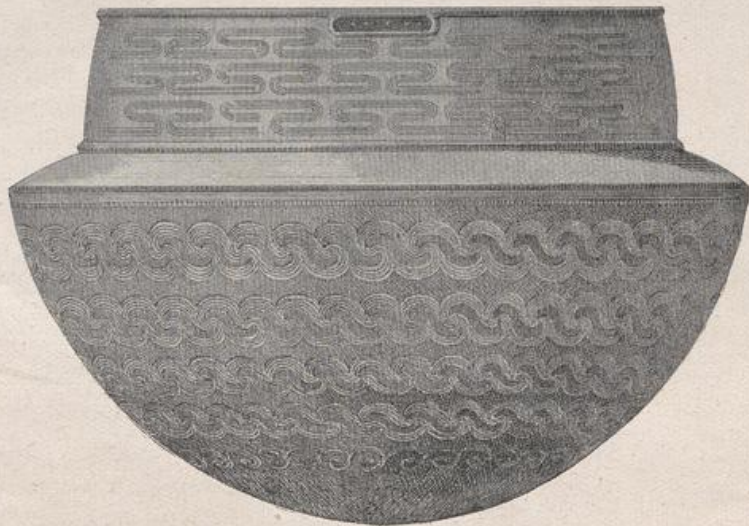


Abb. 165; etwa $\frac{1}{3}$.
Bronzehängedose vom Ausgang der Bronzezeit aus Neubrandenburg, Medl.-Strelitz.



Abb. 167. Steinzeitliche Frauen-Idole der Südindogermanen in Südrufland. (Kossinna: Mannus I, Taf. XXIX.)

G. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

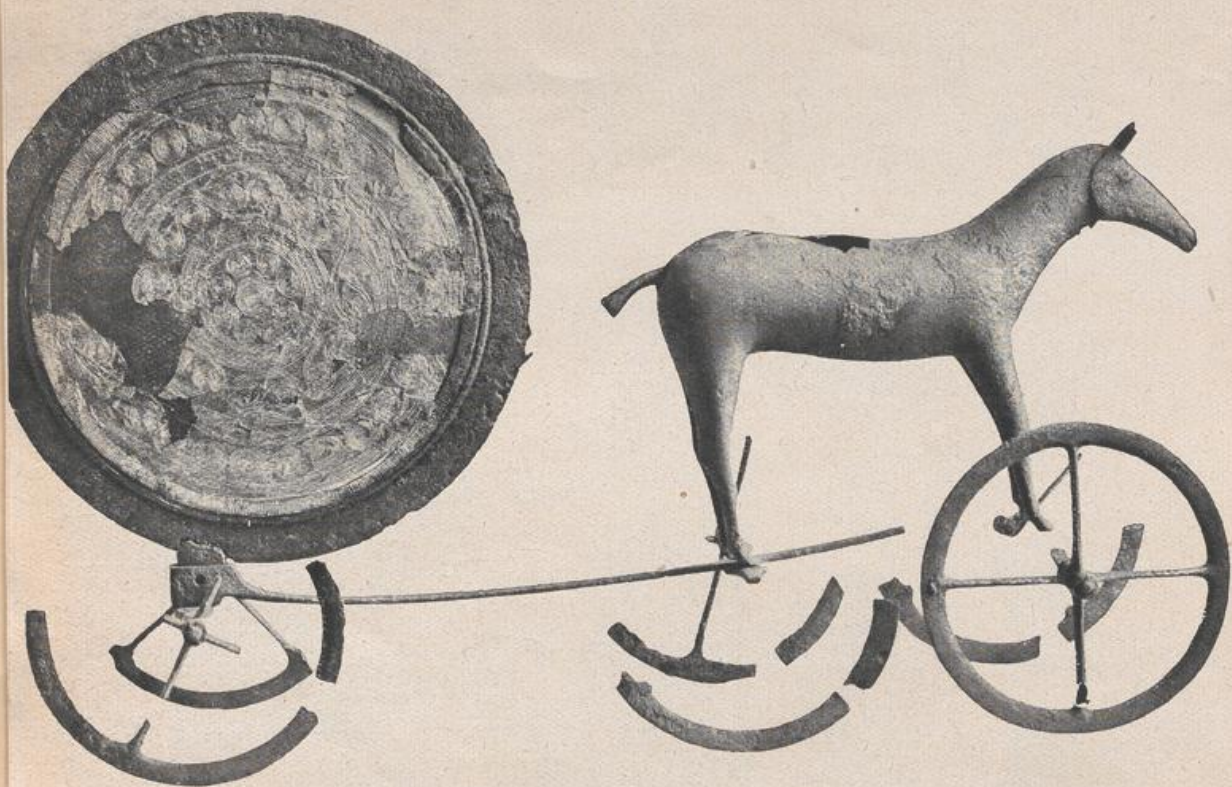


Abb. 173. $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{3}$. Trundholm, Seeland.
Goldbelegte Seite der Sonnenscheibe und Pferddegott: beide auf dem Götterwagen.



Abb. 174. $\frac{1}{1}$. Worms. Goldbelag einer
Sonnenscheibe.

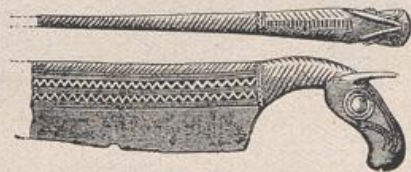


Abb. 175. Prov. Nerike, Schweden.



Abb. 176. Dänemark.
Abb. 175. 176. Griffe von Bronze-Rasier-
messern.

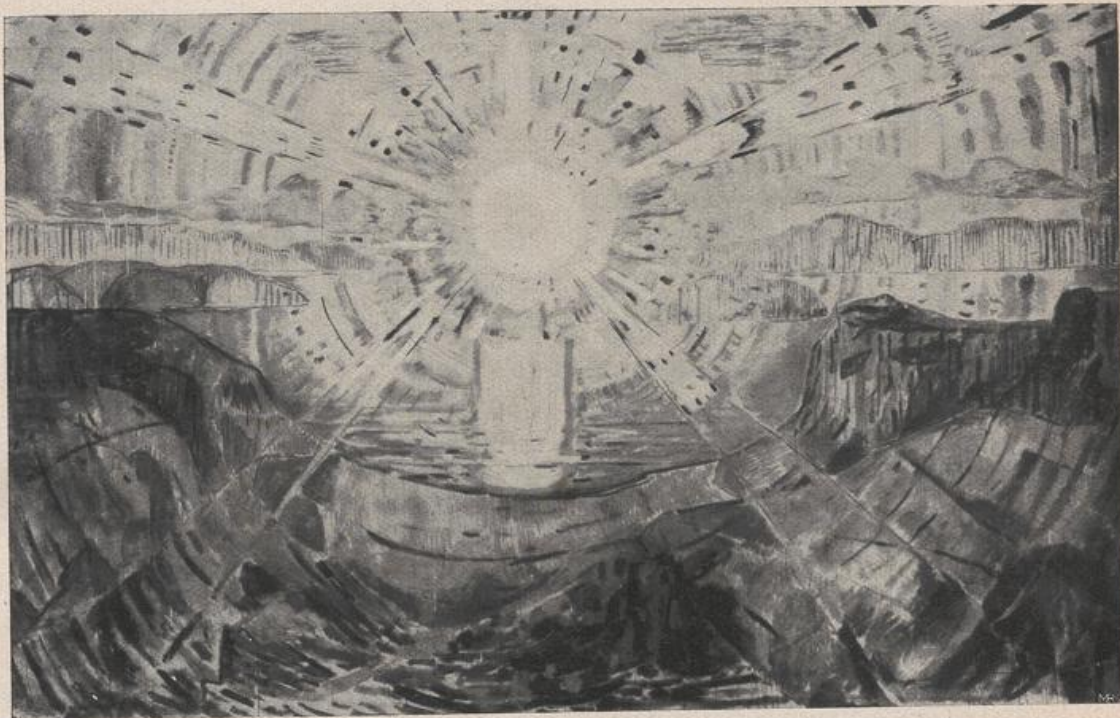


Abb. 177. Edvard Munch: die Sonne.
(Aus „Deutsche Kunst und Dekoration“, Verlagsanstalt Alexander Koch-Darmstadt.)

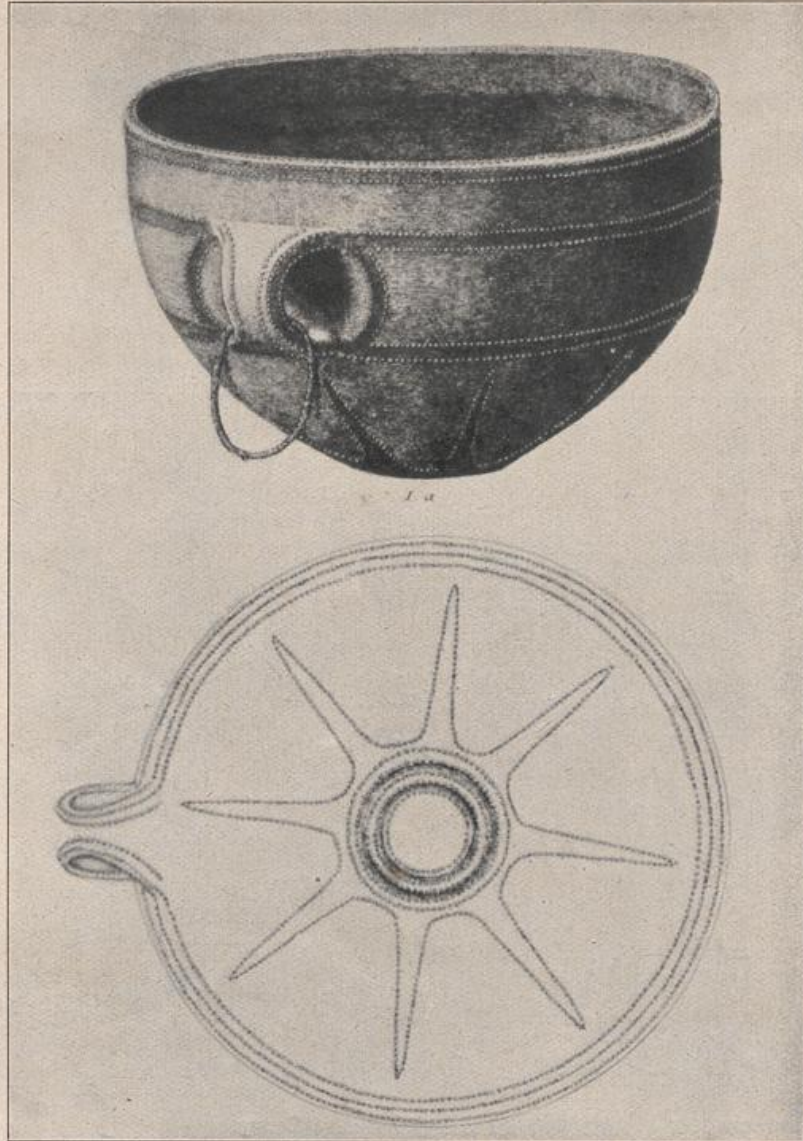


Abb. 178. Etwa $\frac{1}{4}$. Jütland. Holzschale.

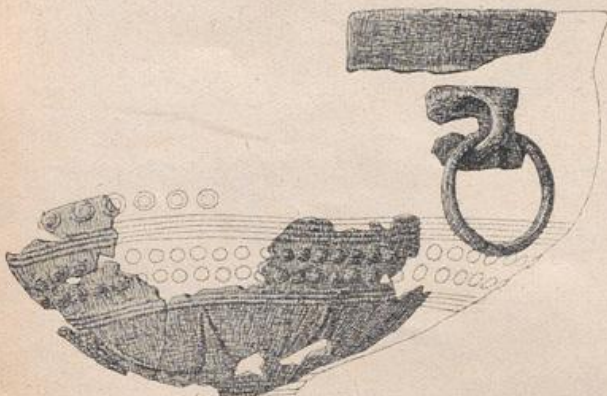


Abb. 179. $\frac{1}{2}$. Ostermarie, Bornholm. Bronzetaße.



Abb. 180. Messingwerk bei Eberswalde, Brandenburg. Goldschälchen.



Abb. 197. Anderlingen, Kr. Bremervörde, Prov. Hannover.
Innenwand des südlichen Schlußsteins einer Steingruft in Hügel, mit den eingehämmerten Gestalten dreier Götter.
Periode II b der Bronzezeit = 16. Jahrh. vor Chr.
Die beiden größeren Figuren, links und in der Mitte, haben eine Höhe von je 50 cm.

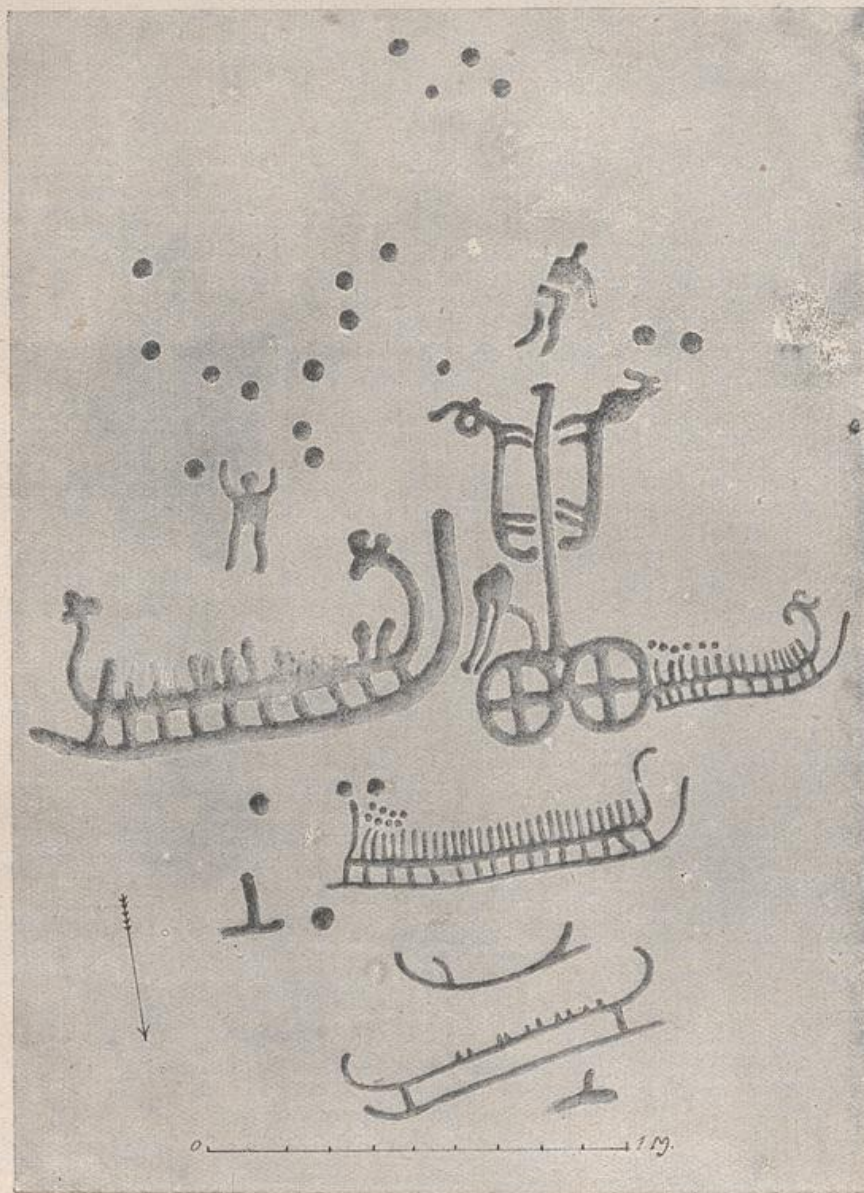


Abb. 207. Björneröd, Tanum, Bohuslän (nach Almgren).

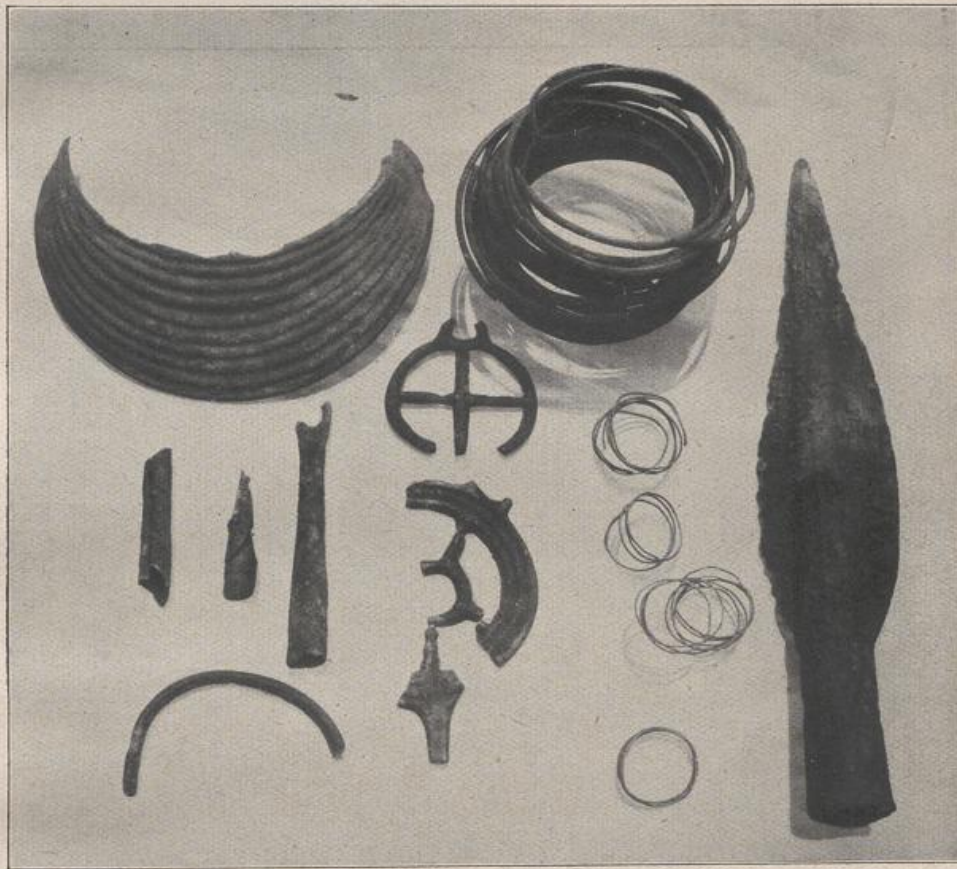


Abb. 210. $\frac{1}{2}$. Oldendorf bei Amelingshausen, Landkr. Lüneburg: Hügelgrab (Sienau: Mannus V, S. 199).

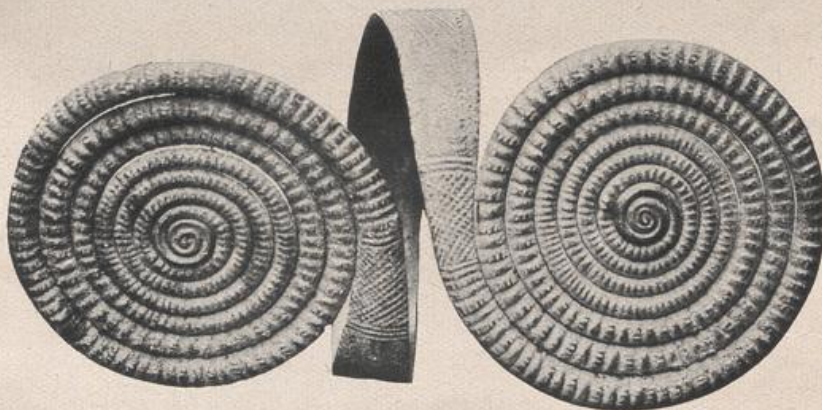


Abb. 213. $\frac{1}{2}$. Preßler, Kr. Salzwedel, Altmark.

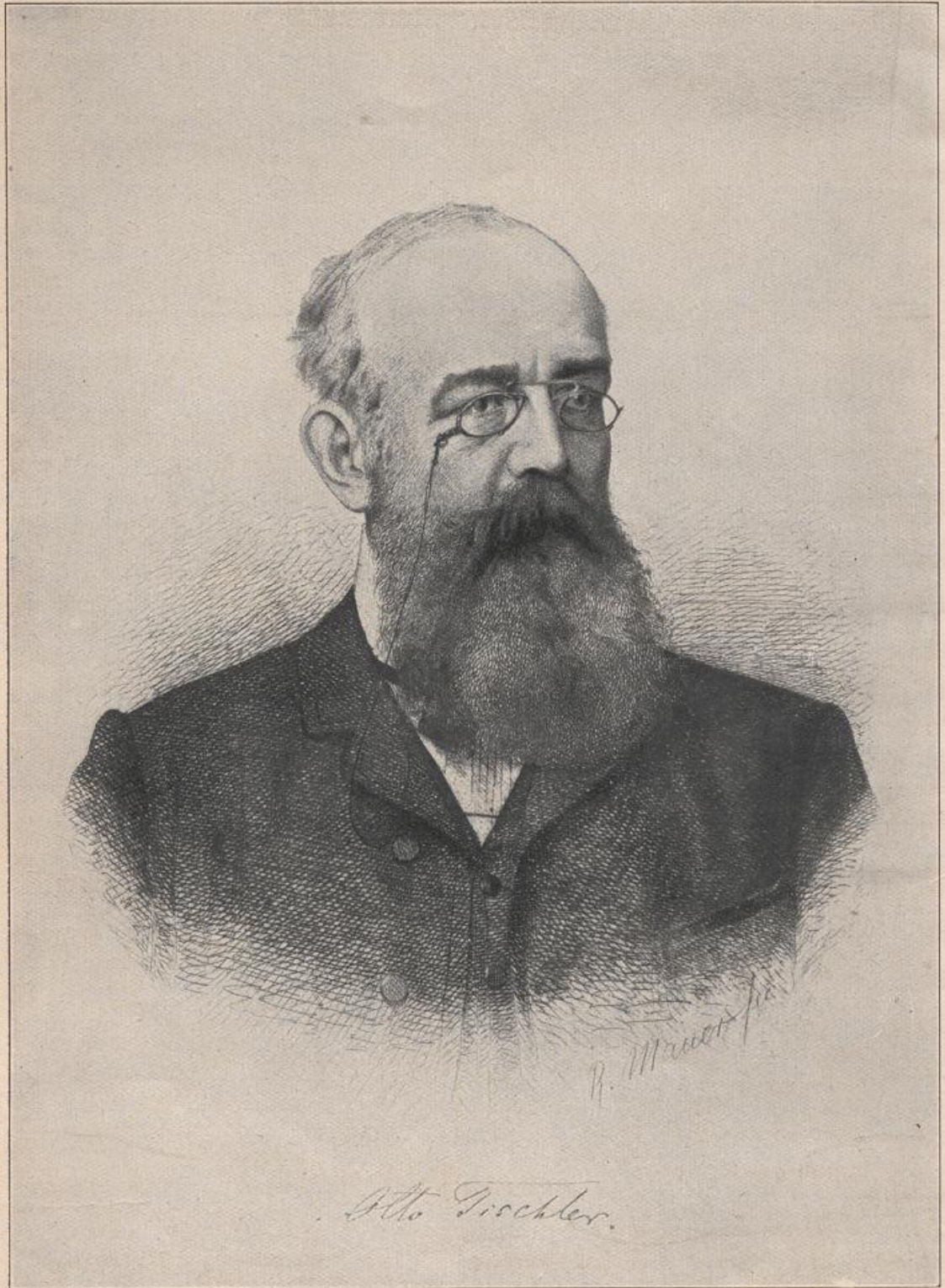


Abb. 266. Otto Tischler.
Geb. am 24. Juli 1843 zu Breslau, gest. am 18. Juni 1891 zu Königsberg i. Pr.

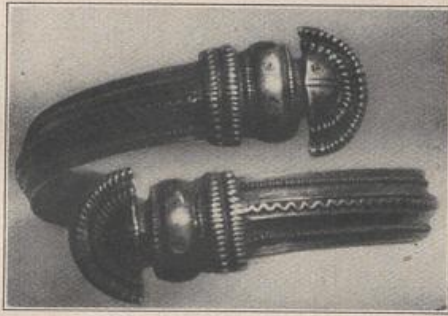


Abb. 311. 1/1. Silber.



Abb. 313a. Goldanhänger, Vorderseite.



Abb. 312. 1/1. Silber.



Abb. 313b. 1/1. Goldanhänger. Rückseite.

Abb. 311—313. Selnowo, Kr. Graudenz, Westpreußen: weibliches Skelettgrab, um 200 nach Chr.
(Kaphahn: Mannus VI, S. 212f.)



Abb. 315. 1/1. Rebenstorf, Kr. Lüchow, Prov. Hannover. Silber. Beginn des 3. Jahrh. nach Chr.
(Blume, Die germanischen Stämme Abb. 90 Mannusbibl. 8.)

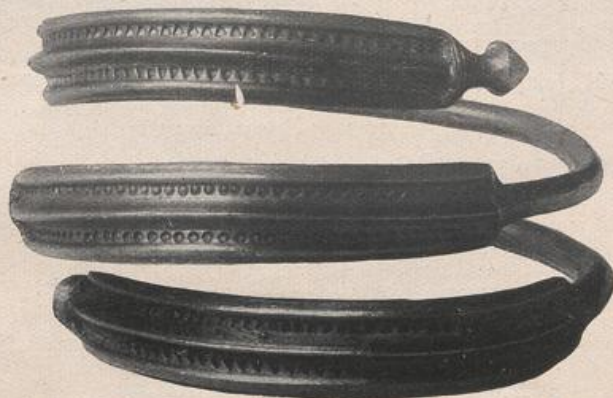


Abb. 327. 1/1. [Flurstädt, Kr. Apolda, Sachsen-Weimar. Gold. Ende des 4. Jahrh. nach Chr.
(Blume, Die germanischen Stämme S. 80.)



Abb. 331; etwa $\frac{1}{5}$. Wiesbaden.

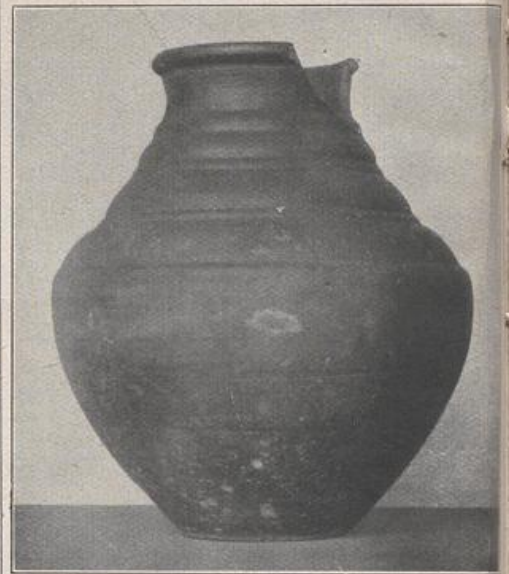


Abb. 335; etwa $\frac{1}{3}$.
Riedels Mühle bei Torgau, Prov. Sachsen.



Abb. 332. $\frac{1}{5}$. Aue bei Mühlhausen in Thüringen (nach Sellmann).

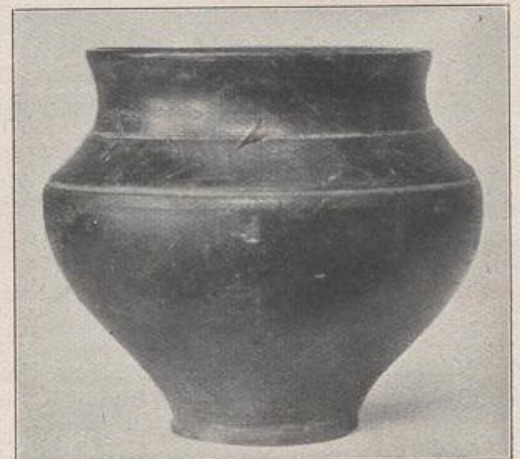


Abb. 337. $\frac{1}{2}$.
Wagenitz, Kr. Westhavelland, Prov. Brandenburg.



Abb. 336; etwa $\frac{1}{4}$. Sorge bei Lindau, Kr. Zerbst, Anhalt.
Westgermanische gedrehte Gefäße der Latène-Zeit in Mitteldeutschland.

G. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.



Abb. 341. $\frac{1}{5}$. Westgermanische Mäanderurne der Latènezeit.
Planany, Nordböhmen (nach Pic).



Abb. 345. $\frac{1}{2}$. Alt-Wansen, Kr. Ohlau.
Museum Breslau.



Abb. 342. $\frac{1}{3}$. Sudschin, Kr. Danziger Höhe.
Ostgermanische einhenkliche, reichverzierte Urne der Latènezeit.
(Abb. vom Westpr. Prov.-Museum freundlichst geliehen.)



Abb. 344. $\frac{1}{4}$. Poln. Neudorf, Kr. Breslau.
Museum Breslau.

Abb. 343. 344. Ostgermanische Mäanderurne
frühester Kaiserzeit.



Abb. 348. Ostgermanische Mäanderurne; Verzierung weiß eingelegt. 2. Jahrh. nach Chr.
Döpelwitz, Kr. Breslau, Schlesien. Mus. Breslau.



Abb. 349. Ostgermanische Mäanderurne mit Doppelmäander. Um 200 nach Chr.
Siegda, Kr. Wohlau, Schlesien. Mus. Breslau.

16.



Abb. 350; etwa $\frac{1}{3}$. Ostgermanische Mäanderurne, um 200 nach Chr.
Brostowo, Kr. Wirsiß, Prov. Posen. Museum f. Völkert., Berlin.



Abb. 351. Westgermanische Mäanderurne ostgermanischer Form, 1. Jahrh. nach Chr.
Küstzin, Kr. Königsberg i. d. Neumark. Museum f. Völkert., Berlin.

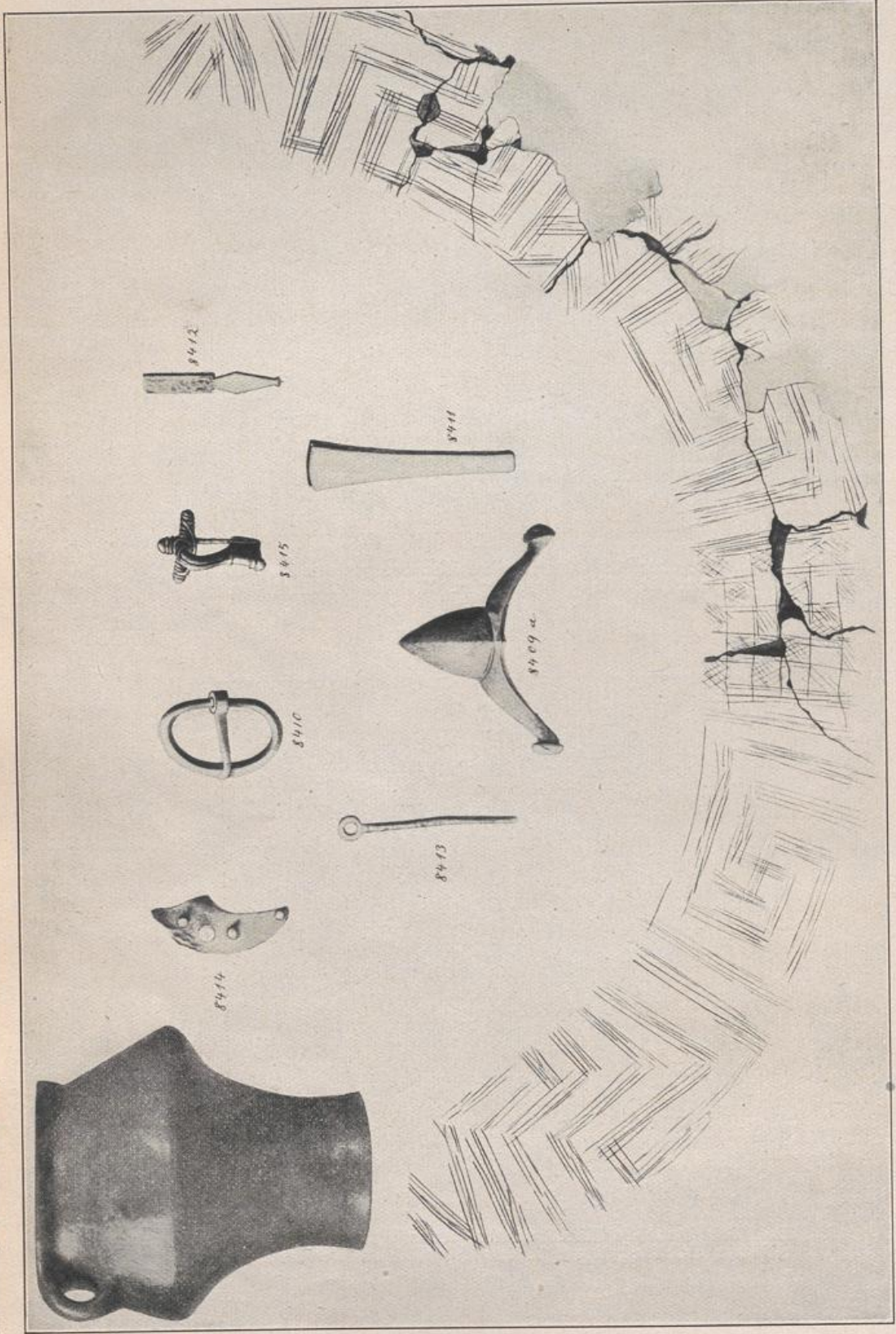


Abb. 352 Milchschewich, Kr. Karthaus, Prov. Westpreußen. Skelettgrab in Hügel VII. 2. Hälfte des 3. Jahrh. nach Chr. — Am Kopfe: 1 schräg gewellter Bronzekessel, 1 Glasbecher, 4 Tongefäße, darunter ein Pokal auf hohem, hohlem, außen schräggewelltem Fuß und das oben abgebildete, 18 cm. hohe einkantige Mäandereßß, dessen umlaufendes Mutter abgerollt wiedergegeben wird (Schilderung vom Westpreuß. Prov.-Museum freundlich gelieft). — Am Schädel: Bronzekette und Mündungs- und Spitzbeleg eines Trichterorns. — Am Schlüssel: Bronzefragmente Bronzefragmente (Abb. Nr. 8411, 8412), 1 Ohrnadel (Abb. Nr. 8413), ein ausgeprägtes Bronzefragment (Abb. Nr. 8414). — Am den Seiten: 2 Bronzefragmente (Abb. Nr. 8409 a). — Am Becken: Bronzefragmente (Abb. Nr. 8410), 2 Riemenzungen (Abb. Nr. 8415), ein ausgeprägtes Bronzefragment (Abb. Nr. 8416), ein ausgeprägtes Bronzefragment (Abb. Nr. 8417). Von den hier nicht abgebildeten Grabbelegungen in: Das Westpreuß. Prov.-Museum. Dantsig 1905. Taf. 72.

6. Keffling. Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragende nationale Wissenschaft. Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.



Abb. 353. Westgermanische Mäanderurne.
Badingen, Kr. Templin, Udermark. Museum f. Völkert. Berlin.

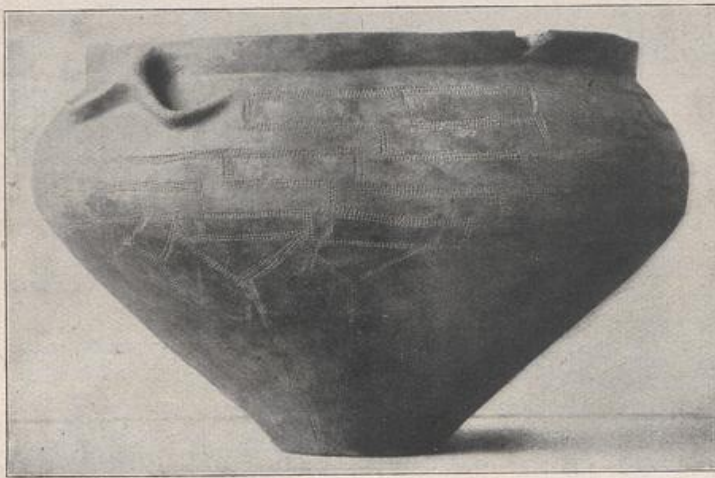


Abb. 354. Westgermanische Mäanderurne.
Nienbüttel, Kr. Uzen, Prov. Hannover. Prov.-Mus. Hannover. 16532.

—
Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.
an der Spitze eines Urnensystems.
— Am Schüssel: Bronzefibel und Urnensystem (Abb. Nr. 8414). — An den Seiten: 2 Bronzefibeln (Abb. Nr. 8409 a).
— Am Becken: Bronzefibel (Abb. Nr. 8413), ein ausgeprägtes Bronzefibel (Abb. Nr. 8414). — An den Seiten: 2 Bronzefibeln (Abb. Nr. 8409 a).
— Von den hier nicht abgebildeten Grabbelegungen in: Das Weltreich. Prov.-Museum. Danzig 1905. Taf. 72.



Abb. 388. Kleiner als $\frac{1}{2}$. Hohenwutzen, Kr. Königsberg, Neumark. Ostgermanische Grabfunde des 2. Jahrhunderts nach Chr. Museum in Freienwalde a. Oder.
Der röhrenförmige Eisenring links von der Tülle der Lanzenspitze gehört nicht zu den Grabfunden, ist überhaupt nicht vor- oder frühgeschichtlich.



45,5 cm lg. $\frac{3}{4}$
Tülle 15 cm lg.

Abb. 393a. Etwa $\frac{3}{4}$.



Abb. 393b.

Lerchenberg, Kr. Glogau, Schlesien. Urnengrab Nr. 2. — 3. Jahrh. nach Chr.
a. Eisenlanze mit gepunzter Dreieckverzierung. b. Verzierter Teil des Lanzenblattes in mehr als Originalgröße.
Die Abbildung wird dem Museum schlesischer Altertümer zu Breslau verdankt.



Abb. 394. Etwa $\frac{2}{3}$.
Georgendorf, Kr. Steinau,
Schlesien: reiches Reitergrab
(Kosfinna: *Ztschr. f. Ethnol.*
1905, S. 375, Sig. 6).



Abb. 395. $\frac{1}{1}$. Müncheberg, Kr. Lebus, Brandenburg (Henning, Runendkm.).
Links: „Sonnenschiff“ (?); Links: Mond, „Raniga“, Sonne;
rechts: Dreischildel, Hasentreuz. rechts: Blitzzeichen, Sonne.

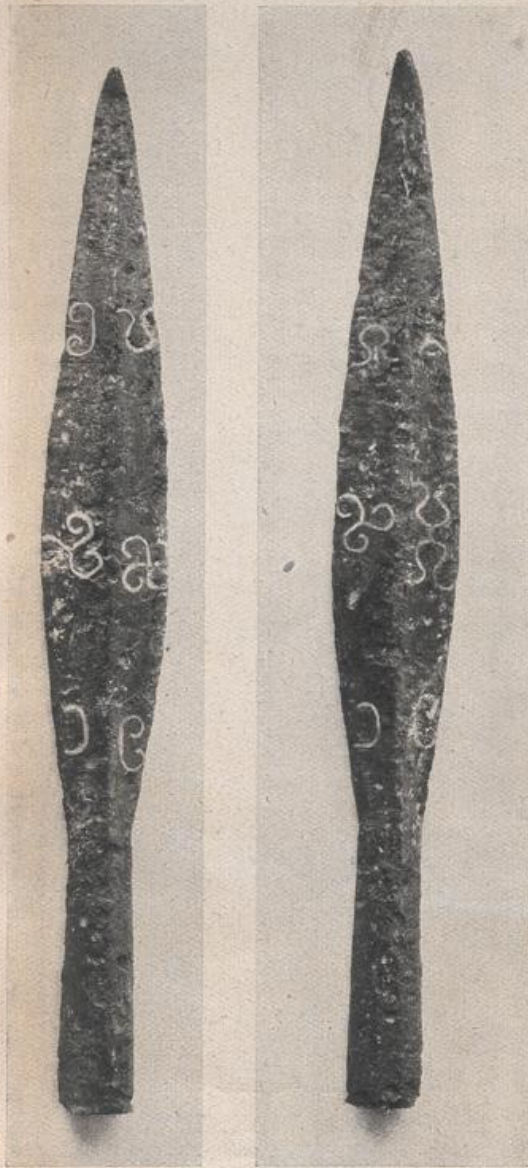


Abb. 396. Jantowo am Patoschsee, Kr. Mogilno, Prov. Posen.

Universitätsammlung für Vorgeschichte, Wien.
Die Abbildung wird Prof. R. Much verdankt.

links: 2 ungleiche Schwingen vom Blitzzeichen, Hakenkreuz, Dreischildel, 2 gleiche Schwingen.
rechts: 2 Schwingen, Dreischildel, Blitzzeichen, 2 gleiche Schwingen.

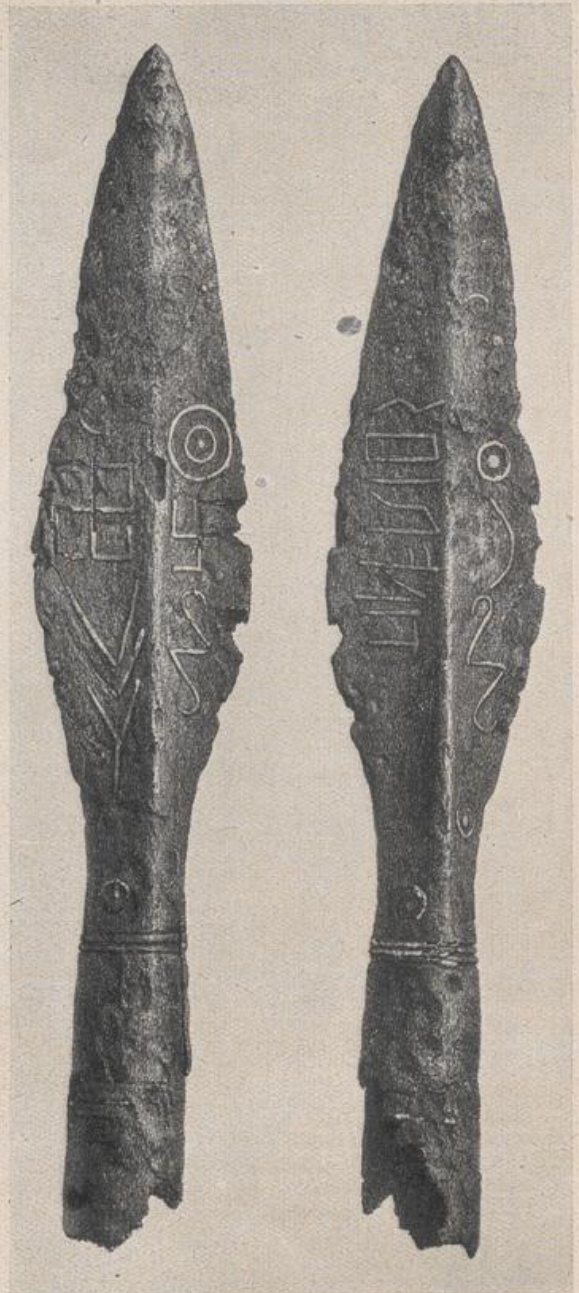


Abb. 397. ¹/₁. Suszyczo, Kr. Kowel, Wolhynien (Henning, Runendtm.).

links: Hakenkreuz, ineinander gestellte Winkel, Sonne; rechts: Sonne, Hakenkreuz, entartete Hakenkreuzhälfte, Sonne.
links: „Tilarids“, Sonne; rechts: Sonne, Mond, entartete Hakenkreuzhälfte, Sonne.

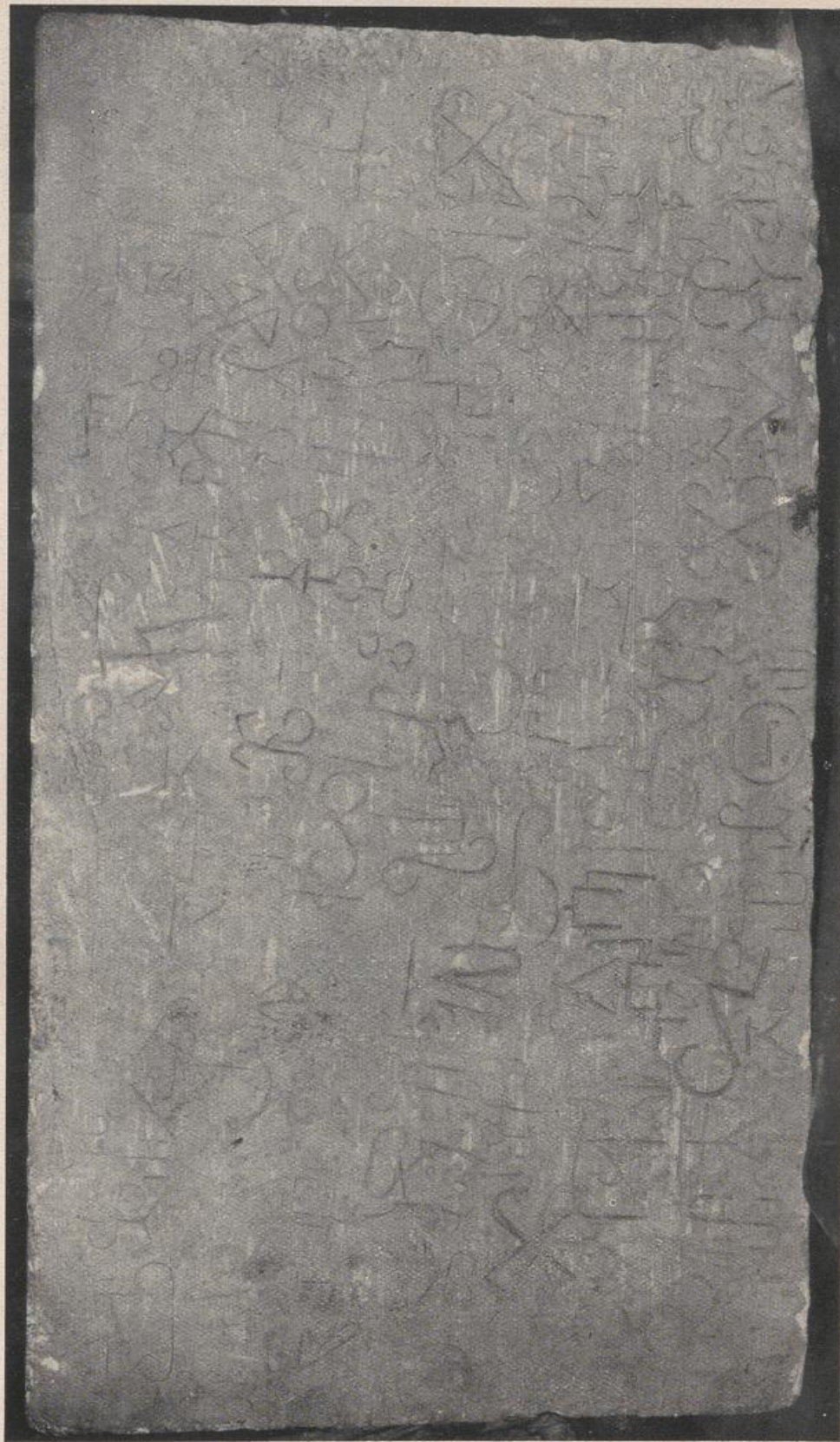


Abb. 598. Bosphorische Grabsteinplatte aus Südrussland. (Größe: Mannus I, Taf. XIX.)

W. Koffina, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragende nationale Wissenschaft.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

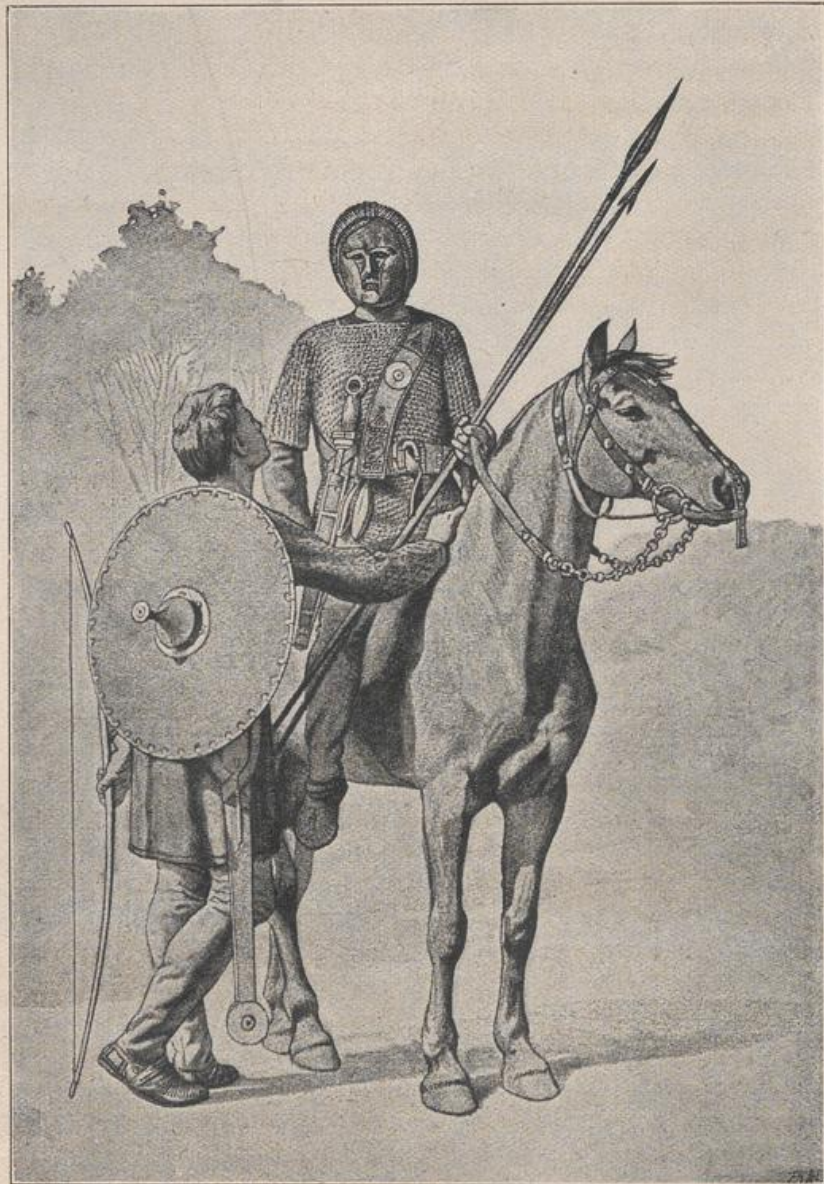


Abb. 410. Ostgermanischer Reiter und Fußkämpfer des 3.—4. Jahrh. nach Chr.
(Soph. Müller: Nord. Altertumskunde II, S. 129.)

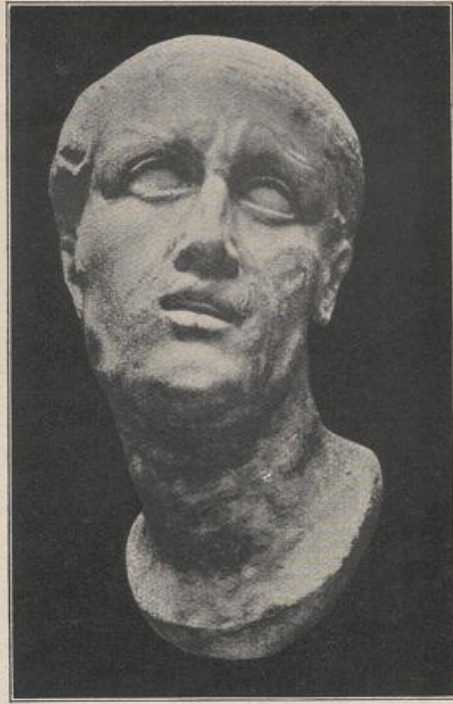
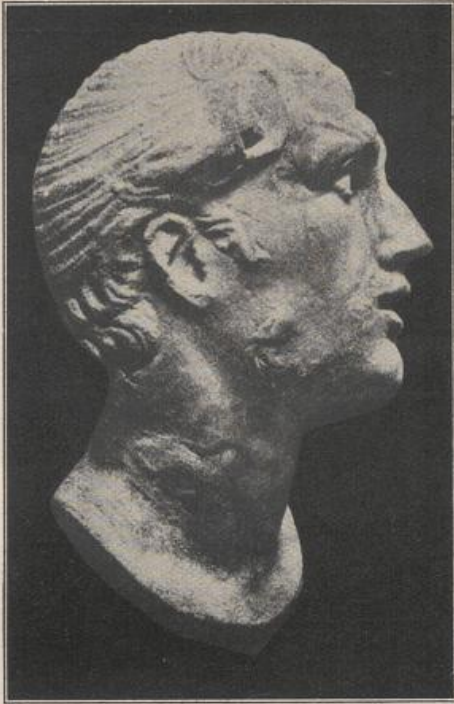


Abb. 428.

^{2/5}

Abb. 429.

Schwerverwundeter Baisterne. Marmorbüste der früheren Sammlung Somzée, Brüssel.
Rechte- und Vorder-Ansicht (nach Surtwängler).



Abb. 430. Die Ruine des Triumphdenkmals des Crassus bei Adamklissi in der Dobrudscha von Norden gesehen. Heutiger Zustand (nach Tocilescu).

G. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

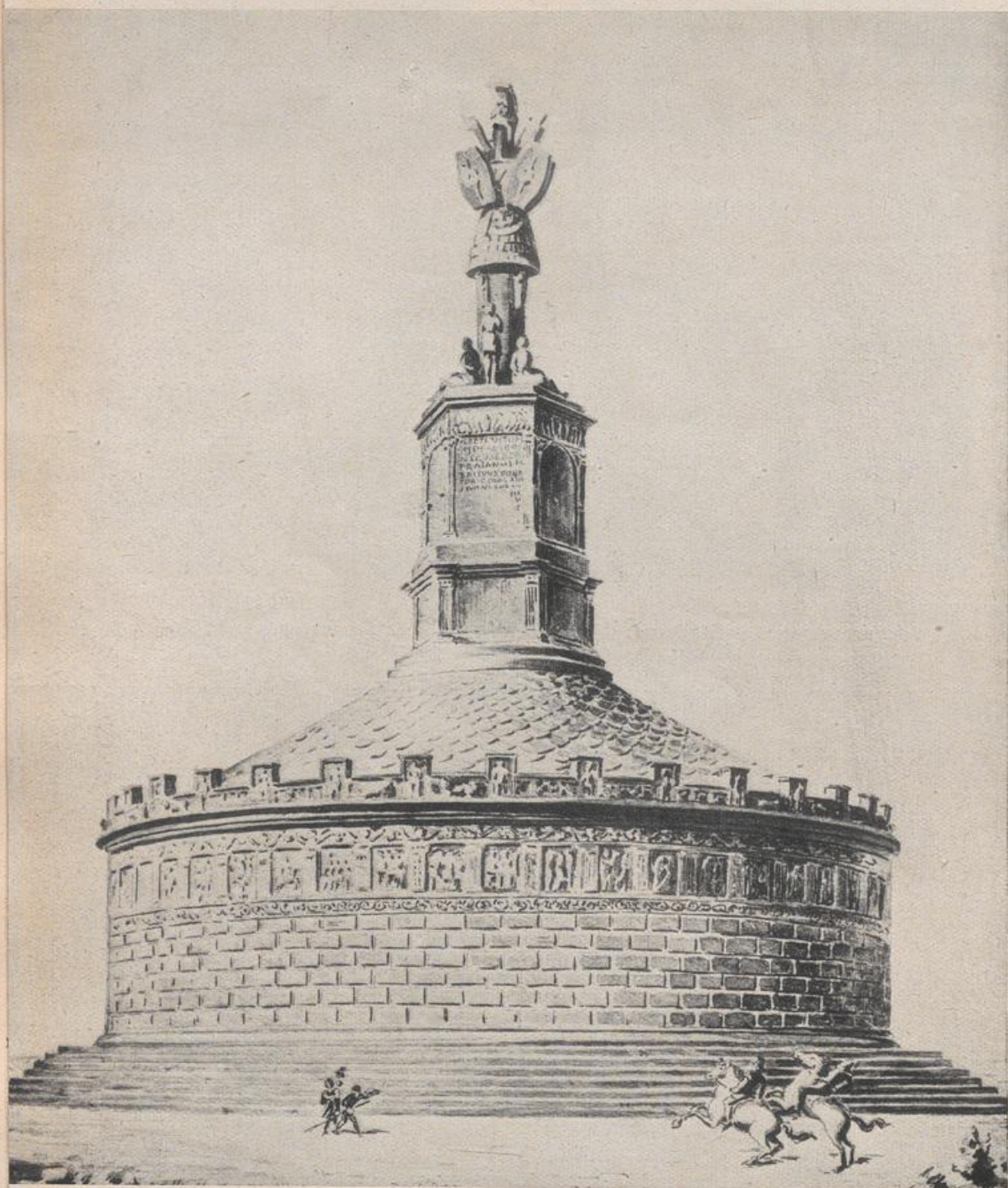


Abb. 431. Das Triumphdenkmal des Crassus bei Adamklissi in der Dobrudscha.
Wiederherstellung von A. Surtwängler (Abh. d. bayr. Akad. d. Wiss. I. Kl., 22. Bd., III. Abt. Tf. I).

11,20 m
11,20 m
5,00 m
11,40 m



Abb. 432, 1:13. Gefesselter Basterner. Kalksteinrelief.
1. Zinne des Siegesdenkmals von Adamklissi (nach Tocilescu Fig. 114);
Museum Budapest. Die Zinnen sind 1,48 m (= 5 röm. Fuß) hoch und
0,88 m breit. Die Hose scheint rautenförmig gemustert zu sein.
Man beachte Mäntelchen, Gürtel, Schuhwerk.



Abb. 438. $\frac{1}{5}$.
Basternenfürst vor Trajan.
Relief der Trajanssäule.
Rom.

+120



Abb. 435. Gefesselter jugendlicher Basterne.
2. Zinne des Siegesdenkmals von Adamklissi. Der Haarknoten an der r. Schläfe ist abgestoßen.
(Surtwängler: Abh. d. bayr. Ak. d. Wiss., Kl. I, Bd. 22, Abt. III, Tf. VI.)



Abb. 436. Gefesselter Basterne, dessen Haupthaar über der Stirn geteilt und rechts über dem Ohr geknotet ist; an einer Kette geführt von einem Römer, der eine Halsbinde (Socale), harisch mit Tunica-Vorstöß, vorn geschliffen und rechts auf die Achsel geschobenen Umhang (Pänula) und Schnürschuhe trägt.
Metope 47 (CocileSCO Fig. 95).
Die Metopen sind 1,48 m (= 5 röm. Fuß) hoch und 1,16 m breit.



Abb. 435. 1:15.
Gefesselter Basterne.
4. Zinne des Siegesdenkmals von Adam-
klissi (nach Tocilescu Sig. 115).
Die FüÙe sind stark abgestoÙen.

Abb. 437.
Römer im Kampfe mit einem Geten,
der eine Kappe trägt und das Sichel-
schwert vor sich hält; daneben sitzender
Basterne mit rechts befindlichem Haar-
knoten, Mäntelchen (die Salten über dem
rechten Arme) und Lanze. Der Römer,
wie alle Römer rasiert, hat hohen Kegel-
helm, dessen unterer Reif durch senkrechte
Rippen mit dem Doppelknopf an der
Spitze in Verbindung steht und der mit
mächtigem Nacdenschutz versehen ist, weiter
einen Schuppenpanzer, eine aus 11 Ringen
bestehende Armschiene am rechten Arm,
Halsbinde und hohe Winter-Schnürschuhe.
Man beachte die Form des römischen
Schwertes und die in einen Ortbandknopf
ausgehende Scheide, die an der rechten
Körperseite auffallend hoch befestigt ist.
Der halbzyllindrische Schild ist an den
Seiten stumpfwinklig ausgebogen.
Metope 17 (Tocilescu Sig. 65).



6. Koffinna, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig



Abb. 439. Bronzebüste eines bejahrten Germanen aus Brigetio (Ungarn); 9 cm hoch.



Abb. 440. Der Quadenkönig Ariogais und die Seinen werden von römischen Auxiliarsoldaten (daher ihr Kettenpanzer) in die Gefangenschaft abgeführt. Markusäule, Rom (Peterßen Taf. 98a).



Abb. 441. Hinrichtung von 6 markomannischen Edlen, von denen einer am Oberkörper nackt ist, die Hände auf den Rücken gebunden, während zwei bereits enthauptet am Boden liegen. Markusäule, Rom (Peterßen, Taf. 69).



Abb. 442. Kopf des Quadenkönigs Ariogais (vgl. Abb. 440, Taf. XLIV).



Abb. 443; beinahe Orig.=Gr. Knieender Germanenjüngling.
Bronzestatuetten; Paris, Nationalbibliothek Nr. 915.

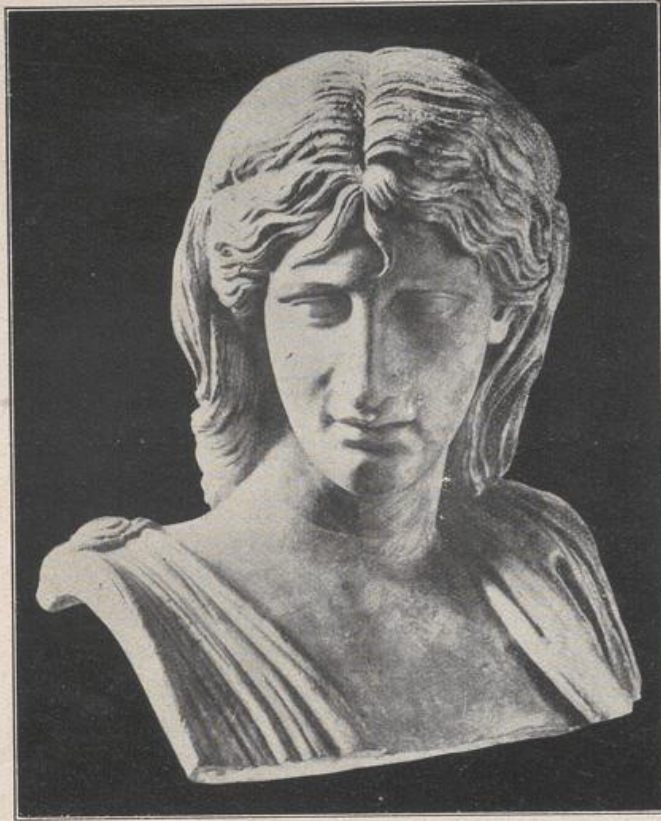


Abb. 444. Sog. „Thusnelde“; Büste nach der Vollfigur (Taf. XLVII); Florenz, Loggia dei Lanzi.



Abb. 445. Kolossalbüste einer „Germania“. London, Britisches Museum (nach Bienkowski, de simulacris usw. Fig. 88).

G. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft.

Verlag von Curt Kabisch, Leipzig.



Abb. 446.
„Thusnelda“; Florenz, Loggia dei Lanzi.



Abb. 447. Marmorrelief einer trauernden „Germania
Rom, Villa Pamfili (nach Bientowski, de simulacris. Sig. 79)



Abb. 450; etwa $\frac{2}{3}$. „Gemma Augustea“, untere Hälfte. Antikensammlung des kunsthistorischen Hofmuseums, Wien. Die Gestalten milchweiß auf dunkelbraunem Grunde. Links sitzende Germanengruppe; rechts knieender Keltoillyrier mit Weib. Links und in der Mitte errichteten römische Legionssoldaten ein Siegeszeichen; Mitte rechts makedonische Hilfstruppen der Römer.



Abb. 449. Büsten der Marmorfiguren des „Sterbenden Galliers“, kapitolinisches Museum in Rom (links), und des „Galliers“ der Ludovisi'schen Gruppe, Thermennuseum in Rom (rechts).



Abb. 451.
Vater.
Büste vom
Trajans-
forum;
Vatikan,
Rom.



Abb. 452. Gefesselter Gete,
16. Zinne des Siegesdenkmals von Adamklojstl
(Tocilescu Fig. 122).

Ab

6.

6. Koffinna Die deutsche Vorgefichte eine hervorragend nationale Wissenschaft.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.



Abb. 453.

Zwei gefesselte Geten, die ein Römer an der Kette vor sich her treibt.

Man beachte auch die Schnallen an den Gürteln der Geten.

46. Metope des Siegesdenkmals von Adamklissi (Tocilescu Fig. 94).

feums,
eender
Mitte



Abb. 454.

Gefesselter Myser.

Zinne b des Siegesdenkmals von Adamklissi (Surtwängler, a. a. O. Taf. IV, 2).

ipzig.

G. Koffinna, Die deutsche Vorgesichte eine hervorragend nationale Wissenschaft.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.



Abb. 455.

Myserfamilie (oder Thraferfamilie) auf Wagen, der von einem Rind gezogen wird. Auf dem Wagen eine mit Eisenbändern beschlagene Truhe, an der ein Schloßbeschlag mit Schlüsselloch sichtbar ist. Der Lenker des Zugtieres, ein Gete mit Sitzkappe und nacktem Oberkörper, hat den Treibstock geschultert.

9. Metope des Siegesdenkmals von Adamklissi (Tocilescu Fig. 57).



Abb. 456.

Gefesselter Thrafer.
8. Zinne des Siegesdenkmals von Adamklissi (nach Tocilescu Fig. 117); Museum Bukarest.

Ab

6.

6. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft.

Verlag von Curt Kabisch, Leipzig.

L.
und 226)

Leipzig.

Ma

Mam

8.
Ab

Ab

6.

G. Koffinn

.13. Mai 2003



GHP : 03 M18630

P
03

9312
1610
d

M
18 630